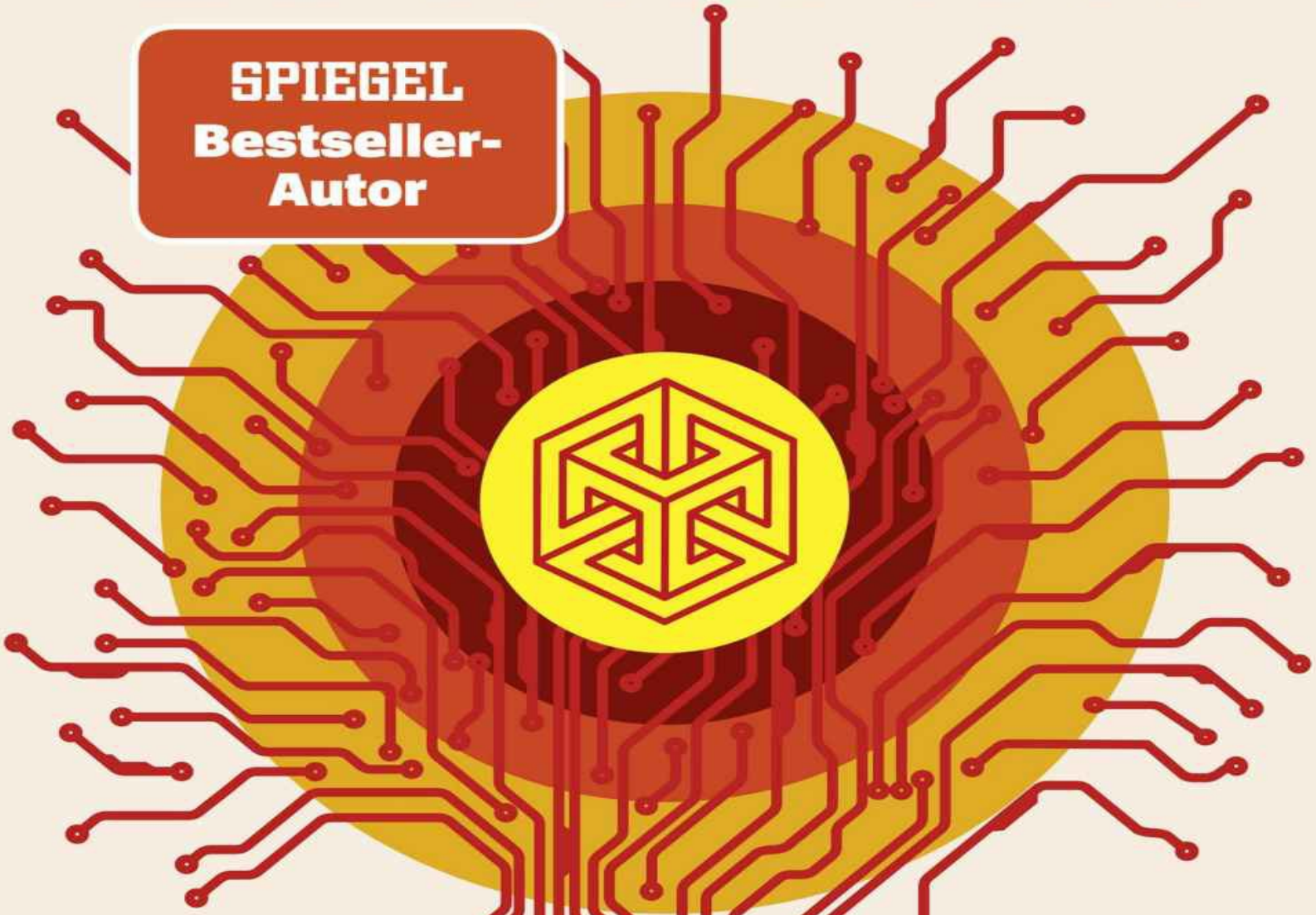
ANDREAS

# ESCHBACH

SPIEGEL Bestseller-Autor



# FREIHEITS GELD

LÜBBE

ROMAN

# Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über den Autor
Titel
Impressum
Prolog Ende August 2063
Kapitel 1 Dienstag, 26. Februar 2064
Kapitel 2 Mittwoch, 27. Februar 2064
Kapitel 3 Montag, 3. März 2064
Kapitel 4 Montag, 3. März 2064
Kapitel 5 Dienstag, 4. März 2064
Kapitel 6 Mittwoch, 5. März 2064
Kapitel 7 Donnerstag, 6. März 2064
Kapitel 8 Donnerstag, 6. März 2064
Kapitel 9 Samstag, 8. März 2064
Kapitel 10 Montag, 10., und Dienstag, 11. März 2064
Kapitel 11 Mittwoch, 12. März 2064
Kapitel 12 Woche vom 17. bis 23. März 2064
Kapitel 13 Montag, 24. März 2064
Kapitel 14 Montag, 24. März 2064
Kapitel 15 Dienstag, 25. März 2064
Kapitel 16 Mittwoch, 26. März 2064
Kapitel 17 Mittwoch, 26. März 2064
Kapitel 18 Mittwoch, 26. März 2064
Kapitel 19 Donnerstag, 27. März 2064
Kapitel 20 Freitag, 28. März 2064

Kapitel 21 Freitag, 28. März 2064
Kapitel 22 Samstag, 29. März 2064
Kapitel 23 Samstag, 29. März 2064
Kapitel 24 Sonntag, 30., und Montag, 31. März 2064
Kapitel 25 Dienstag, 1. April 2064
Kapitel 26 Dienstag, 1. April 2064
Kapitel 27 Mittwoch, 2., und Donnerstag, 3. April 2064
Kapitel 28 Donnerstag, 3. April 2064
Kapitel 29 Donnerstag, 3. April 2064
Kapitel 30 Karfreitag, 4. April 2064
Kapitel 31 Karfreitag, 4. April 2064
Kapitel 32 Karfreitagabend, 4., und Ostersamstag, 5. April 2064
Kapitel 33 Ostermontag, 7., und Dienstag, 8. April 2064
Kapitel 34 Dienstag, 8. April 2064
Kapitel 35 Mittwoch, 9. April 2064
Kapitel 36 Mittwoch, 9. April 2064
Kapitel 37 Mittwoch, 9. April 2064
Kapitel 38 Mittwoch, 9. April 2064
Kapitel 39 Donnerstag, 10. April 2064
Kapitel 40 Freitag, 11. April 2064
Kapitel 41 Freitag, 11. April 2064
Epilog Einige Zeit später

# Über das Buch

Europa in nicht allzu ferner Zukunft. Die Digitalisierung ist weit fortgeschritten, Maschinen erledigen die meiste Arbeit, während ein bedingungsloses Grundeinkommen, das sogenannte »Freiheitsgeld«, dafür sorgt, dass jeder ein menschenwürdiges Leben führen kann. Als der Politiker, der das Freiheitsgeld eingeführt hat, tot aufgefunden wird, wirkt es zunächst wie ein Selbstmord. Doch dann wird der Journalist ermordet, der einst als sein größter Gegenspieler galt. Ahmad Müller, ein junger Polizist, ist in die Ermittlungen um beide Fälle involviert – und sieht sich mit übermächtigen Kräften konfrontiert, die im Geheimen operieren und vor nichts zurückschrecken, um eine Aufklärung zu vereiteln.

# Über den Autor

Andreas Eschbach, geboren am 15.09.1959 in Ulm, ist verheiratet, hat einen Sohn und schreibt seit seinem 12. Lebensjahr.

Er studierte in Stuttgart Luft- und Raumfahrttechnik und arbeitete zunächst als Softwareentwickler. Von 1993 bis 1996 war er geschäftsführender Gesellschafter einer EDV-Beratungsfirma.

Als Stipendiat der Arno-Schmidt-Stiftung »für schriftstellerisch hoch begabten Nachwuchs« schrieb er seinen ersten Roman »Die Haarteppichknüpfer«, der 1995 erschien und für den er 1996 den »Literaturpreis des Science-Fiction-Clubs Deutschland« erhielt. Bekannt wurde er vor allem durch den Thriller »Das Jesus-Video« (1998), der im Jahr 1999 drei literarische Preise gewann und zum Taschenbuchbestseller wurde. ProSieben verfilmte den Roman, der erstmals im Dezember 2002 ausgestrahlt wurde und Rekordeinschaltquoten bescherte. Mit »Eine Billion Dollar«, »Der Nobelpreis« und zuletzt »Ausgebrannt« stieg er endgültig in die Riege der deutschen Top-Thriller-Autoren auf.

Nach über 25 Jahren in Stuttgart lebt Andreas Eschbach mit seiner Familie jetzt seit 2003 als freier Schriftsteller in der Bretagne.

**ANDREAS ESCHBACH**

# FREIHEITS GELD

ROMAN

lübbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Copyright © 2022 by Andreas Eschbach
Diese Ausgabe 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Stefan Bauer
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
Einband-/Umschlagmotiv: © mazhuzha – adobe.stock.com; iuneWind – stock.adobe.com; Hanna_zasimova – stock.adobe.com
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-2815-7

luebbe.de

lesejury.de

# Prolog

*Ende August 2063*

*Nicht nachdenken, machen*, sagte Zoe gern, und: *Wer vorher lang überlegt, traut sich nachher nicht mehr*.

Das fiel ihm ein, als er sich durch das aufgeschnittene Drahtgitter zwängte, um seiner Freundin zu folgen, die schon hoch über ihm kletterte, hurtig wie eine Akrobatin. Hinauf! Ganz nach oben!

Hätten sie sich nicht etwas anderes aussuchen können als ausgerechnet das Ulmer Münster? Zu Hause, in Zoes Bett, als sie darüber geredet hatten, hatte es wie eine großartige Idee geklungen. Der höchste Kirchturm der Welt! Wahnsinn. Einhunderteinundsechzig Meter, das klang nicht nach viel, wenn man unten auf dem Platz stand und hinaufschaute. Aber von hier oben – Junge, Junge!

»Schnell!«, rief Zoe von oben. »Die Sonne geht gleich auf!«

»Schon unterwegs«, ächzte er und schob sich an den dicken Gittern vorbei, die verhindern sollten, dass jemand das machte, was sie hier machten: die Spitze des Turms erklimmen.

Er trug ja den Rucksack mit der ganzen Ausrüstung – klar, dass er nicht so schnell vorankam, oder? Außerdem hatte er feuchte Hände – gefährlich, gefährlich! –, und seine Knie fühlten sich ein bisschen zittrig an.

*Nicht hinabschauen!* Klang wie ein guter Rat, war aber undurchführbar. Er musste ja die Perspektive bestimmen, um alles aufzunehmen. Wenn sie das schon durchzogen, dann sollte es auch gut aussehen. Er hielt keuchend inne, als er die erste der Metallsprossen erreicht hatte, die zur Turmspitze hinaufführten. Zoe turnte über ihm herum, hatte sich an der obersten Sprosse eingehakt, machte Dehnübungen.

»Wahnsinn!«, rief sie zu ihm herab. »Das wird noch besser, als ich’s mir vorgestellt hab. Wir werden weltberühmt, was sagst du dazu?«

»Super«, ächzte er und hakte sich ebenfalls fest, um die Hände frei zu haben für die Steuerung der Videodrohne.

»Mann, und in zwei Monaten sind wir achtzehn und kriegen das volle Freiheitsgeld! Was machen wir denn dann?« Sie strahlte da oben, strahlte wie ein Stern.

»Wird uns bestimmt was einfallen.« Er hatte es geschafft, sich den Rucksack vom Rücken zu zerren, holte die Drohne heraus, entfaltete sie und ließ sie aufsteigen. Über sein Pod kontrollierte er, was sie sah.

»Wir könnten nach Paris fahren, auf den Eiffelturm«, überlegte Zoe. »Dreihundert Meter! Doppelt so hoch wie der hier, stell dir vor!«

Sah gut aus. Die Straßenbeleuchtung auf den Hauptstraßen da unten war noch an, der Himmel graublau, im Osten leuchtete es rötlich. Er atmete tief durch. Jetzt bloß nicht das Pod fallen lassen!

»Okay«, rief er. »Hast du den Peiler an?«

Zoe nestelte an ihrer Jacke herum. »Läuft!«

Man merkte es sofort. Im selben Moment, in dem sie den Peilsender einschaltete, richtete sich die Videodrohne auf sie aus, hielt sie präzise im Fadenkreuz. Er würde gar nichts machen müssen, nur hinterher das Ding wieder einsammeln.

»Die Sonne!«, jubelte Zoe. »Ich fang an, sobald ihr Licht die Turmspitze berührt, okay?«

»Ja, Aufnahme läuft«, rief er zurück und wischte sich rasch die Hände an seiner Jacke ab. Kühl war es für einen Morgen im August. Lag wahrscheinlich an der Höhe. »Mach einfach.«

Er merkte, wie er ruhiger wurde, jetzt, wo alles so lief, wie sie es geplant hatten. Die Drohne orientierte sich an Zoes Peiler, sorgte automatisch dafür, dass sie gut im Bild war. Und sie nahm alles in *SuperReal Plus* auf, in höchster Bildqualität.

Die Sonne kroch höher. Das, was bis eben noch ausgesehen hatte wie ein dunkelgraues Meer, verwandelte sich in ein Labyrinth rotbrauner Dächer. Die Donau glänzte geheimnisvoll.

Zoe hatte sich mit einem dünnen, grellgrün ummantelten Stahlkabel an der obersten Sprosse gesichert. Das Kabel trug bis zu drei Tonnen, das würde garantiert nicht reißen. Und die Software der Drohne konnte dieses spezielle Grün in Echtzeit herausrechnen; er würde hinterher höchstens noch ein paar Schatten wegretuschieren müssen. Kleinigkeit.

»Jetzt!«, rief Zoe. »Ich spring dann!«

»Alles klar.«

Er konnte nicht anders, er musste den Blick vom Pod nehmen und hochschauen. Er musste mit eigenen Augen verfolgen, wie sich Zoe von dem alten, grauen Stein der Kirchturmspitze abstieß und nach draußen schnellte, weit und mit ausgebreiteten Armen, sodass es einen Moment lang aussah, als schwebe sie über der Stadt.

Dann aber fiel sie natürlich, das Stahlseil straffte sich, und sie knallte mit brutaler Wucht gegen die Steine, die fest gefügt seit Jahrhunderten gen Himmel ragten. Er zuckte zusammen von dem dumpfen Schlag.

»Alles okay?«, fragte er.

»Ja, ja«, keuchte sie. »Was ist? Wie ist es geworden?«

Er setzte den Bildlauf mit zittrigen Fingern ein Stück zurück, betrachtete die Aufnahme. »Gut«, sagte er. »Das wird echt gut.«

»Sag ich doch.« Sie angelte nach den Sprossen, kletterte wieder in dieselbe Position wie vorhin. »Ich spring einfach weiter, oder?«

»Ja, klar.« Er räusperte sich. »Wär auch gut, du beeilst dich. Der Hintergrund verändert sich verdammt schnell.«

Sie lachte. »Ist doch gut so. Das ist die *Challenge*!«

Das Video, das sie machten, war nämlich für die *Free-from-all-Challenge* gedacht, die derzeit in den Netzen lief. Das Prinzip war einfach: Man sprang so in die Höhe, dass es für einen Moment schien, als unterläge man nicht mehr der Schwerkraft. Das wiederholte man mehrmals – so oft wie möglich – und montierte die einzelnen Aufnahmen dann zu einem Video, in dem es aussah, als schwebe man in der Luft.

Es gab bereits eine Menge solcher Videos, aber die meisten waren eher langweilig: Hunderte, auf denen jemand scheinbar mit angezogenen Beinen eine Treppe herabschwebte. Und ähnlich banales Zeug.

Der bisherige *King* der Challenge war ein Typ aus den USA, den man über einen komplett gedeckten Tisch hinweg schweben sah – absoluter Wahnsinn! Es gab auch ein *Making of* dazu, in dem er zeigte, wie er das gemacht hatte: Er hatte sich mithilfe eines Trampolins, das nicht im Bild war, sage und schreibe siebenundvierzigmal über den Tisch katapultiert, und er hatte nach jedem Sprung alles, was dabei an Gläsern und Geschirr kaputtgegangen war, ersetzt und haargenau wieder so aufgestellt wie vorher, und das so akkurat, dass man es überhaupt nicht bemerkte.

Das war das Video, das es zu schlagen galt. Zoe wollte aussehen, als schwebe sie, allen physikalischen Gesetzen zum Trotz, um die Spitze des

Ulmer Münsters herum.

Nach ihrem dritten Sprung konnte er nicht mehr hinaufschauen, verfolgte nur noch auf seinem Pod, wie es aussah. Sie machte das unglaublich gut. Wie sie die Arme ausbreitete, eine Tänzerin in der Luft, locker, unbeschwert, der Gravitation entrückt …

Aber eben immer nur für einen winzigen Moment. Dann ging es wieder nach unten und WOMM! ZACK! gegen die Turmspitze, dicht über den Wasserspeiern.

»Das wird gut«, sagte er, als sie, nach dem siebten oder achten Sprung, eine Weile keuchend verharrte. Es strengte sie an. Sie hatte das geübt, allerdings an einer Bretterwand in der Turnhalle ihrer Schule. Gegen Holz zu prallen war gnädiger als gegen Stein.

»Du wirst jede Menge blaue Flecken haben nachher«, unkte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Egal.«

Jetzt spähte er doch hinab, hatte plötzlich das Gefühl, dass man sie schon entdeckt hatte, dass sie beobachtet wurden … Nein, war nicht so. Da unten liefen zwar ein paar Gestalten über den Münsterplatz, aber niemand sah hoch.

»Gut, weiter«, sagte Zoe, mehr zu sich selbst. »Nicht nachdenken, machen.« Kletterte wieder hinauf, holte kurz Luft und sprang erneut hinaus ins Leere.

Dass sie sich das traute! Er prüfte unwillkürlich sein eigenes Haltekabel, schwarzgrau, gewöhnlich, aber stabil genug, dass man ein Auto hätte dranhängen können.

Zoe sprang, machte in der Luft Posen wie ein Engel in ihrer bauschigen, bunten Jacke, knallte gegen den Turm, kletterte wieder hoch und sprang erneut.

»Wie viele waren das jetzt?«, wollte sie irgendwann wissen.

»Dreiundzwanzig«, sagte er, so erschöpft, als sei er selber gesprungen. »Das reicht dicke. Sind echt gute dabei. Hammer.«

»Einen noch, hmm? Vierundzwanzig ist ’ne runde Zahl. Die Weihnachtszahl.«

Er schüttelte den Kopf, spürte seine Knie, die wie Pudding waren und mit denen er wieder da runterklettern sollte. »Nee, komm, lass gut sein. Was wir haben, reicht. Die Sonne ist jetzt eh zu hoch.«

»Einen noch«, beharrte Zoe und kletterte zurück nach oben.

»Zoe! Bitte.«

Sie grinste so hinreißend frech, wie er sie am liebsten sah, hauchte einen Kuss in die Kamera, die Zoe mit roboterhafter Zuverlässigkeit in der Mitte des Bildes hielt. Dann schwang sie vor, zurück, vor, zurück … und stieß sich noch einmal ab.

Es war nicht das grellgrüne Kabel, das riss, sondern die uralte Sprosse, an der sie es befestigt hatte. Zoe flog hinaus, weit, viel zu weit, die Arme ausgebreitet, Entsetzen im Gesicht, als sie begriff, was geschah.

Nichts konnte ihren Sturz in die Tiefe aufhalten. Einhunderteinundsechzig Meter. Und die Drohne, die ihrem Peilsender treu folgte, raste hinterher und filmte alles, bis zum Aufschlag.

Zoes Freund und Komplize, der es mitangesehen hatte, war danach außerstande hinabzuklettern. Weinend und zitternd klammerte er sich an die Sprosse, an die er sich gebunden hatte, bis man ihn entdeckte und ein Feuerwehrmann kam, um ihn zu holen. Er war es, der den Polizisten sagte, um wem es sich bei der total entstellten Leiche des Mädchens handelte: Um Zoe Havelock, die Urenkelin des ehemaligen Bundeskanzlers und späteren EU-Präsidenten Robert Havelock, der knapp dreißig Jahre zuvor das System des Freiheitsgelds in der Europäischen Union eingeführt hatte.

Die Polizei beschlagnahmte die Drohne und das Video, aber die Aufnahme ihres Sturzes geriet trotzdem irgendwie ins Netz. Noch ehe der September des Jahres 2063 anbrach, hatten es mehr als eine Milliarde Menschen gesehen.

# Kapitel 1

*Dienstag, 26. Februar 2064*

Auf der Rückfahrt ins Revier kamen sie an einer schier endlos langen Häuserfront mit seltsam blinden, schießschartenartigen Fenstern vorbei.

»Wir sind ja schon an der *Oase*«, sagte Clemens Nakowski, von den Kollegen bisweilen *Naki* genannt. »Wo die ganz reichen Leute wohnen.«

»Zu denen wir nie gehören werden,« seufzte Ahmad Müller und musterte die Fassaden, die sie passierten. Obwohl es schon dunkelte, war kein einziges der Fenster erleuchtet. »Dass das jemandem gefällt …? Sieht doch aus wie eine Burg. Oder wie ein Gefängnis.«

»*Hier* sollten sie uns mal prüfen lassen«, moserte Clemens. »Aber nein, uns hetzt man auf die kleinen Fische, bei denen eh nichts zu holen ist.«

Clemens war gefrustet. Sie hatten den ganzen Tag damit verbracht, Leute zu überprüfen, die der Computer der Steuerhinterziehung verdächtigte, und in keinem einzigen Fall hatte sich der Verdacht bestätigt; jedes Mal hatte sich eine plausible Erklärung für die Abweichungen von der Norm gefunden. Ahmad fand das gut, hieß es ja, dass die Bürger gesetzestreuer waren, als es auf den ersten Blick den Anschein hatte. Aber Clemens brauchte handfestere Erfolgserlebnisse, um abends zufrieden zu sein.

Er schaltete das Radio ein. »Rügen«, sagte ein Sprecher. »Ivana Quayle, reichste Frau Europas, hat heute das Robbenschutzgebiet eingeweiht, das auf ihre Initiative und mit ihrer finanziellen Unterstützung –«

»Was ist ’n *heute* los?«, ächzte Clemens und drehte das Gerät entnervt wieder ab.

Ahmad musste lachen. Eigentlich war ihr Tag angenehm verlaufen. Zwei der zu überprüfenden Frauen hatten, als die Verdachtsmomente ausgeräumt waren, mit ihnen geflirtet, eine sogar richtig heftig. Da wäre mehr drin gewesen, wenn Ahmad etwas für One-Night-Stands übriggehabt hätte. Ein

älterer Mann, Witwer und ehemaliger Geschichtsprofessor, hatte ihnen einen Vortrag über die Geschichte des frühen 21. Jahrhunderts gehalten und wie es überhaupt zur Einführung des Freiheitsgeldes gekommen war. Interessant, wenn er auch zum Schluss arg wie ein Verschwörungstheoretiker geklungen hatte. Und eine Frau hatte ihnen selbst gebackenen Kuchen serviert, während Clemens und Ahmad ihre Konten und Belege geprüft hatten, und der hatte köstlich geschmeckt. Natürlich durften sie derartige Aufmerksamkeiten eigentlich nicht annehmen. Aber, he, in dem Fall wäre das wirklich eine Sünde gewesen!

»Wir sollten uns nicht von einem Computer vorschreiben lassen, wen wir prüfen und wen nicht«, grummelte Clemens. »Früher haben wir uns auch auf unsere Nase verlassen, und war das etwa schlecht?«

»Ähm … ja, war es«, sagte Ahmad und fuhr sich mit beiden Händen durch den Bart. Höchste Zeit, den mal wieder in Form zu schneiden. »Statistisch sind Leute mit ungewöhnlichen Namen viermal so häufig kontrolliert worden wie der Durchschnitt. Und Leute mit gewöhnlichen alten Namen so gut wie gar nicht.«

»Du musst grade reden, Herr Müller.«

»Ich bin ja der, der prüft. Aber frag mal meinen Großvater, wie oft die Steuerpolizei gekommen ist, wenn man zufällig Rami Massoud heißt. Irgendwann hat er extra eine Flasche Schnaps gekauft, um den Prüfern was anbieten zu können, ehe sie enttäuscht wieder abziehen mussten.« Die Flasche hatte Großvater immer noch; als im Alter fromm gewordener Muslim trank er keinen Alkohol mehr.

»Okay. Ist ja eigentlich auch besser, wenn sich ein Verdacht nicht bestätigt.« Clemens spähte aus dem Fenster. »Sag mal, wie fährt der Wagen überhaupt?«

Ahmad beugte sich ebenfalls nach vorn. »Wieso? Wenn man vom Waldfriedhof reinfährt, ist das …«

Er verstummte. Sie sahen es beide: In einer schwach erleuchteten Seitengasse standen zwei Männer, einer von ihnen hatte einen offenen Aktenkoffer auf dem Deckel eines Mülleimers liegen und eine Tüte mit weißem Pulver in der Hand.

Dann waren sie vorbei. Ahmad griff nach dem Steuerhorn des Wagens, schaltete die Automatik ab und brachte das Gefährt abrupt am Straßenrand zum Stehen.

Clemens sah ihn mit großen Augen an. »Hast du das auch gesehen?«

»Ja«, sagte Ahmad.

»Drogen, oder?«

»Sah ganz so aus.«

*»Hier?«* Clemens griff nach dem Funkgerät, zögerte dann aber, es einzuschalten. »Wäre Sache der Streife, aber bis die hier sind …?«

Ahmad nahm ihm das Funkgerät aus der Hand, legte es zurück. »Komm. Das erledigen wir selber. Wird keiner was dagegen haben, wenn wir heute doch noch einen Punkt machen. Und du kannst dann wenigstens gut schlafen.«

Sie stiegen aus, rückten die Brustpanzer unter ihren Mänteln zurecht, zückten ihre Waffen und hielten ihre Ausweise griffbereit. Dann überquerten sie die dunkle Straße raschen Schritts und näherten sich der Seitengasse. Ziegelboden, uralt. Ein Torbogen über dem Eingang, grünstichig und verwittert, das Tor dazu fehlte. Eine der Wände verputzt, Schimmel kroch daran hoch. Ganz am Ende der Gasse eine funzelige Pendellampe, die den Bereich um die Mülltonnen beleuchtete.

Sichern, einen Blick wechseln, und los. »Halt, Polizei!«, rief Clemens mit erhobener Waffe. »Stehenbleiben. Hände so, dass ich sie sehen kann.«

Die beiden Männer zuckten zusammen, hoben die Arme und rührten sich nicht mehr.

»Das ist ein Missverständnis«, rief der mit dem Koffer.

»Werden wir sehen«, sagte Clemens und nickte Ahmad zu, sich um den anderen zu kümmern, den Kunden. Der war ein irgendwie eckiger Typ, breitschultrig, trug einen blassen Großvatermantel. Ahmad packte ihn am rechten Oberarm, hielt ihn fest. Seine Hand war in solchen Situationen so gut wie ein Schraubstock.

»Mein Name ist Antonis«, erklärte der mit dem Koffer. »Gabriel Antonis. Ich hab eine Lizenz. Wenn Sie mir erlauben, in meine Brusttasche zu greifen, kann ich sie Ihnen zeigen.« Er hatte etwas Sauber-Adrettes an sich, wie Mamas Liebling, war gepflegt gekleidet und frisch frisiert. Trug ein modern gemustertes Hemd mit irisierend hellblauen Knöpfen, wie Ahmad sie noch nie gesehen hatte.

»Einen Moment«, sagte Clemens, zog den Scanner heraus und durchleuchtete ihn damit. Kein Metall in der Jacke. »Gut, zeigen Sie her.«

Der Mann holte einen Ausweis heraus, reichte ihn Clemens.

»Hier steht, Sie haben ein Kontor im Schirbini-Zentrum«, las der ihm vor. »Was zum Henker machen Sie dann hier?«

Der adrette Mann zuckte mit den Schultern. »Ich mache auch Hausbesuche. Dienst am Kunden.«

»Hausbesuche, soso.« Clemens gab ihm den Ausweis zurück, steckte die Waffe weg und deutete auf den Koffer. »Und das da ist dann wohl Ihr Bauchladen?«

»Alles zertifizierte Ware«, verteidigte sich der Mann und holte einige der Tütchen mit zumeist schneeweißem Pulver darin heraus. »Sehen Sie? Jede Packung ist versiegelt. Sie können das Hologramm prüfen.«

»Schon gut«, wiegelte Clemens ab. Da sie keine Streifenpolizisten waren, hatten sie keine entsprechenden Prüfgeräte bei sich. »Was ist mit den gesetzlich vorgeschriebenen Informationen?«

»Hier, alles da.« Der Drogenhändler zog längliche Faltblätter hervor. »Informationen über Zusammensetzung, Wirkung, empfohlene Dosis, Höchstdosis, Ratschläge zur Anwendung, Grad der Suchtgefahr, Kontraindikationen, sonstige Hinweise. Unten die Notrufnummer, genau nach Vorschrift. Und« – er zückte gelbe Zettel – »der allgemeine Ratgeber zur Suchtvermeidung vom Gesundheitsamt.«

Clemens sah ein paar der Broschüren durch, las die Namen der zumeist synthetischen Drogen vor. »›Weiße Nonne‹. ›High Flyer‹. ›Knockout.‹ ›PIHKAL‹. ›Gonzo Plus‹.« Den Rest sah er nur durch, verglich ihn mit den Etiketten auf den Plastikbeuteln. Schließlich gab er die Zettel zurück, warf Ahmad einen enttäuschten Blick zu. »Sieht alles legal aus.«

»*Ist* alles legal«, betonte der Händler. »Wenn wir in meinem Kontor wären, könnte ich Ihnen meine Zeugnisse zeigen.«

»Haben Sie auch klassische Drogen?«, fragte Clemens mit einem merklich mehr als beruflichen Interesse. »Marihuana? Koks? So was in der Art?«

»Ja, klar, aber leider nicht bei mir.« Der Händler zückte eine Visitenkarte, hielt sie Clemens hin. »Auf der Rückseite stehen meine Öffnungszeiten.«

»Naki!«, mahnte Ahmad.

Clemens schrak ein bisschen zusammen, steckte die Karte aber ein. »Ach ja«, fiel ihm ein. »Ich müsste dann noch Ihren Steuerstatus prüfen.«

Der Händler zog seufzend den Pod heraus, holte seinen Steuercode auf den Schirm und hielt ihn Clemens hin. Der prüfte mit seinem Gerät, nickte. »Alles in Ordnung. Tja, dann … dann entschuldigen Sie die Störung!«

Der Händler lächelte gezwungen. »Schon gut. Sie tun ja nur Ihre Pflicht.«

»Naki«, mahnte Ahmad. »Den Kunden müssen wir auch überprüfen!« Das kleine Einmaleins der Steuerfahndung: Es genügte nicht, wenn der Verkäufer ordnungsgemäß Steuern zahlte; das, was er verkaufte, musste auch mit ordnungsgemäß versteuertem Geld *gekauft* werden.

»Ach so«, sagte Clemens. »Ja, klar.« Er wandte sich dem Kunden zu. »Wenn ich bitten dürfte.«

Im selben Moment brach Chaos aus wie eine Explosion. Der Mann, den Ahmad bis eben festgehalten hatte, wollte sich mit urtümlichem Keuchen losreißen, wodurch sich aber Ahmads Griff nur noch verstärkte. Im nächsten Augenblick blitzte in der Linken des Mannes eine Messerklinge auf, mit der er umgehend zustach, mit enormer Wucht und so angesetzt, dass er Ahmad unterhalb seines Brustpanzers traf, tief in den Bauch.

Der Schmerz war wie ein Blitzschlag, setzte Ahmad sofort außer Gefecht. Der Mann riss sich los und rannte, Clemens nach einer Schrecksekunde hinterher, laut schreiend. Ein Schuss fiel, ein zweiter.

Aber das bekam Ahmad nur wie durch einen Schleier mit. Er war gegen die Ziegelwand gekippt, sank langsam daran hinab, die Hände auf den Bauch pressend, und alles, was er sah, war, wie Blut zwischen seinen Fingern hervorquoll.

*Oh nein!*, schoss es ihm durch den Kopf. *Nicht da! Ich wollte doch noch mindestens fünf Kinder zeugen …!*

Dann wurde es dunkel um ihn.

# Kapitel 2

*Mittwoch, 27. Februar 2064*

»Der wichtigste Vorteil einer *Gated Community* ist, wie schon der Name sagt, der damit verbundene Schutz«, erklärte die Managerin, während sie sie zu ihrer künftigen Wohnung führte.

Sie folgten ihr, und Valentin registrierte zufrieden, dass Lina ganz von selbst nach seiner Hand gegriffen hatte. Klar, sie waren erst kurz verheiratet und immer noch ziemlich verliebt, aber daran lag es nicht. Lina hielt sich an ihm fest, weil sie das alles hier ein bisschen überwältigte.

»Die Gewalt, die Verbrechen, all das bleibt draußen«, fuhr die Frau fort. »Das gesamte Gelände wird durch unseren Wachdienst gesichert, alle Besucher und auch alle Lieferanten werden genauestens überprüft. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben vor Einbrüchen oder vor Überfällen; dergleichen kommt hier drinnen nicht vor. Hier in der *Oase* leben Sie in Sicherheit – und in Luxus, versteht sich.«

Damit schloss sie die Tür auf und machte eine einladende Handbewegung: Sie mögen vorangehen.

Das taten sie, und Valentin, der schon Bilder der Oasen-Wohnungen gesehen hatte, schmunzelte zufrieden, als er hörte, wie Lina nach Luft schnappte.

»Valentin!«, hauchte sie, völlig überwältigt von dem, was sie sah: ein *riesiges* Apartment mit Wohnzimmer, Terrasse, großem Bad, sogar einem Ankleideraum! Alles schon ausgestattet mit Möbeln vom Feinsten. Und einem TV-Gerät, das neueste Modell.

»Falls Ihnen irgendein Möbelstück nicht gefallen sollte oder falls es nicht zu dem passt, was Sie mitbringen, sagen Sie mir einfach Bescheid, dann lagern wir es ein«, erklärte die Managerin. Sie ging voran ins Schlafzimmer, zeigte auf das matratzenlose Bettgestell und sagte: »Bis zu Ihrem Einzug am

Samstag bekommen Sie selbstverständlich noch eine Matratze dazu, fabrikneu, versteht sich.«

»Toll«, sagte Valentin, um auch mal was zu sagen. Er spähte auf die Visitenkarte, dieses wunderbar altmodische Ding: Das erste Mal, dass ihm jemand so etwas in die Hand gedrückt hatte. Tadala Vogt hieß die Frau. Sie hatte ungewöhnlich dunkle Haut, ausgeprägt afrikanisch wirkende Gesichtszüge, aber geglättete, modisch geschnittene Haare, und sie wirkte irgendwie unfassbar tüchtig, wie jemand, der alles im Griff hatte.

Musste man vermutlich auch, wenn man so ein Ding wie diese *Oase* leitete.

Sie traten gemeinsam auf den Balkon hinaus. Es war kühl heute, Regen lag in der Luft, und die grauen Wolken schienen bis auf die Bauten herabzuhängen, die von innen gesehen wie ein Schutzwall wirkten gegen die böse Welt da draußen. Der Innenbereich sah größer aus, als Valentin es sich vorgestellt hatte; das war ein richtiger Park mit Bäumen und Büschen, Spazierwegen, Sitzbänken und Teichen, auf denen Enten schwammen und ihren geheimnisvollen Beschäftigungen nachgingen. Das war eine ganze kleine Welt für sich hier drinnen!

»Ihre Nachbarn rechter Hand arbeiten übrigens auch in der Krankenpflege, allerdings draußen, im Klinikum«, erklärte die Managerin. Dann zählte sie berühmte Leute auf, die schon in der Community gelebt hatten oder noch lebten; lauter Namen, die man kannte, vor allem den von Altpräsident Robert Havelock. »Früher hat man ihn oft irgendwo in den Grünanlagen angetroffen«, erzählte sie und seufzte. »Aber seit dem Tod seiner Urenkelin lebt er sehr zurückgezogen.«

Sie nickten. Natürlich hatten sie davon gehört. Und das Video gesehen, schrecklich.

»Nun, andererseits ist er auch schon sehr alt«, fügte sie hinzu. »Er muss so um die, hmm, fünfundneunzig sein.«

Sie fing sich und fuhr fort, die Annehmlichkeiten zu schildern, die ihnen zur Verfügung stehen würden. Valentin kannte das bereits von seinem Vorstellungsgespräch, aber Lina klappte der Unterkiefer herunter: ein Schwimmbad mit freiem Eintritt zu jeder Tageszeit. Ein Friseursalon. Ein richtiger Arzt und eine Apotheke mit eigenem Personalizer. Eine Modeboutique. Ein Supermarkt mit exklusiven Angeboten. Ein kostenloses Parkhaus, sofern sie einen Wagen besaßen (besaßen sie natürlich nicht, aber wer weiß, eines Tages?). Ein Hausmeister, der, falls gewünscht, auch

Besorgungen außerhalb erledigte. Einen Kleiderreinigungsdienst. Einen Kinderhort.

»Der Hort wird vor allem von Kindern aus den umliegenden Vierteln besucht, weil in der Oase nur wenige Kinder leben«, erläuterte die Managerin weiter. »Ferner haben Sie Anspruch auf eine Wohnungsreinigung pro Woche und eine Mahlzeit pro Tag aus dem Community-Restaurant, die Ihnen entweder in die Wohnung geliefert wird oder die Sie im Restaurant selber zu sich nehmen können, ganz wie Sie wünschen. Sie müssen nur jeweils rechtzeitig Bescheid sagen.«

Sie zog ihren Pod hervor, ein luxuriöses Butly, und lächelte wie eine Fee, die gerade dabei war, Geschenke zu verteilen. »Und damit Sie das alles tun können, würde ich Ihnen jetzt gerne den Skill dafür auf Ihre Pods geben. Wohlgemerkt, Sie sind nun mit Ihrer Biometrie registriert und können die Oase jederzeit betreten, auch ohne Ihren Pod. Aber mit dem Skill geht alles einfacher. Sie können damit Ihr ganzes Leben in der Oase bequem organisieren.«

Valentin holte seinen Pod heraus, ließ sich den Skill draufwischen und sah, wie Lina zögerte, ihren herauszuholen. Sie hatte immer noch das zerkratzte No-Name-Gerät, das sie irgendwann als Kind gekriegt hatte, ein billiges *Personal Organization Device* aus dem Centi-Markt: Höchste Zeit, ihr ein schickes neues Teil zu besorgen!

Die Managerin ließ sich nichts anmerken, sondern überspielte Lina den Skill genauso routiniert. Dann sagte sie: »Im Vorgriff auf Ihren Einzug am Samstag habe ich mir erlaubt, Ihnen heute einen Tisch im Community-Restaurant zu reservieren. Damit Sie die bevorstehende Veränderung angemessen feiern können.«

»Wahnsinn!«, hauchte Lina, die noch nicht viele Restaurants von innen gesehen hatte in ihrem Leben.

»Ach, eine Sache noch«, fiel der Managerin ein. Sie sah Valentin an. »Sie werden in der Zone A arbeiten, wenn ich recht informiert bin?«

»So ist es«, sagte Valentin nicht ohne Stolz.

»Es gibt drei Übergänge aus der B-Zone in die A-Zone. Einer befindet sich im Außenbereich, zwischen Supermarkt und Schwimmbad, die beiden anderen, für Regentage gedacht, jeweils in den umliegenden Gebäuden. Sie müssen also nur dem Gang weiter folgen, den wir gekommen sind, und dann ins Erdgeschoss hinabsteigen.«

Valentin nickte. »Alles klar. Werd ich finden.«

»Sie dagegen«, fuhr die Frau an Lina gewandt fort, »werden leider keinen Zutritt zur A-Zone haben. So sind die Regeln.«

Lina lachte. »Macht nichts. Ich werd allein hundert Jahre brauchen, um mich an das hier alles zu gewöhnen!«

Valentin sah seine Frau an, wie sie strahlte vor Glück und so schön war wie noch nie.

Das mit den zwei Zonen war schon gut eingerichtet so. Lina war glücklich, und das war die Hauptsache.

Sie durfte nur nie erfahren, was es ihn kosten würde.

Lina hatte das Gefühl, alles nur zu träumen, als sie durch den Park zum Restaurant schlenderten, durch die kühle, feuchte, nach geschnittenem Gras duftende Luft. Sie hatte nicht gewusst, dass es solchen Luxus gab, es nicht einmal geahnt. Klar, gehört hatte sie, dass es reiche und weniger reiche Leute gab, nach wie vor, aber wo und wie die lebten, darüber hatte sie sich nie den Kopf zerbrochen. Ihr Vater schon, ja, aber das allein war Grund genug gewesen, das Thema zu ignorieren.

Und nun sollte sie, Lina Jouvens, kaum 20 Jahre alt, dazugehören? Wie war denn das möglich? Gut, die Oase hatte Valentin engagiert, er würde als *Personal Trainer* und als Krankengymnast arbeiten, eine relativ seltene Kombination – aber wurde die tatsächlich *so* gut bezahlt, dass sie sich das alles hier leisten konnten?

Valentin lachte nur, als sie ihm diese Bedenken offenbarte, und drückte sie im Gehen an sich. »Die *Oase*, das ist im Grunde eine Firma, verstehst du? All die Gebäude rings um das Areal, die Anlagen, das Gelände und so weiter, die gehören dieser Firma, und die vermietet die Wohnungen an Leute, die es sich leisten können. Die Firma zahlt mir ein gutes Gehalt, aber die ganzen zusätzlichen Leistungen, die sind *kein* Gehalt, sondern einfach im Mietverhältnis inbegriffen und werden darum nicht so besteuert wie mein Gehalt. Dadurch kommt es die Firma nicht so teuer, wie es aussieht.«

Linas Blick fiel auf einen Mähroboter, der nahezu lautlos und mit seiner dunkelgrünen Hülle auch nahezu unsichtbar über ein Rasenstück glitt. Ja, bestimmt wurde hier die meiste Arbeit von Robotern gemacht und kostete dadurch nicht ganz so viel, wie man meinte.

Wie zur Bestätigung entdeckte sie noch einen anderen Roboter, der überstehende Triebe an einem Gebüsch abschnitt und aufsammelte.

Valentin hatte bestimmt recht mit seiner Erklärung. Er hatte meistens recht in solchen Dingen.

Sie gelangten an den Supermarkt, der seltsam verspielt aussah. Altmodisch aus dunkelroten Ziegeln erbaut, mit kleinen Fenstern und Rundbögen, wirkte er wie ein zu groß geratenes Hexenhäuschen, das sich unter üppig wuchernden Bäumen zu verstecken suchte. Vor dem Eingang bot ein Ständer wahrhaftig noch ein paar richtig gedruckte Zeitungen und Zeitschriften feil, von denen Lina nur die *Morgenpost* kannte.

»Schau dir das an!«, entfuhr es ihr. »So was hab ich schon ewig nicht mehr gesehen. Wenn überhaupt je.«

Valentin schmunzelte. »Sie hat es ja vorhin angedeutet, hier in der Oase leben hauptsächlich ältere Leute. Ich schätze, noch eine Generation, dann wird das niemand mehr kaufen.«

Sie blieben einen Moment stehen und betrachteten den Ständer, als sei er eine Art historisches Denkmal. Die meisten Schlagzeilen drehten sich um Ivana Quayle, die berühmte Milliardärin und Vorsitzende der Europäischen Naturschutzstiftung, die in der Ostsee ein Robbenschutzgebiet eingeweiht hatte, für das sie aus eigener Tasche etliche hundert Millionen Euro gespendet hatte. Auf den Fotos sah sie aus wie ein Model, eine kühl wirkende, hochgewachsene Blondine mit unergründlich blickenden dunklen Augen.

»Oje, schau mal da«, sagte Valentin und zeigte ihr eine Zeitschrift auf der anderen Seite des Ständers, die mit einem Bericht über Altpräsident Havelock aufmachte: *So nahe geht ihm der Tod seiner Urenkelin noch immer!*, lautete die Schlagzeile.

»Eklig«, meinte Lina. »Vielleicht ganz gut, wenn es solche Publikationen mal nicht mehr gibt.«

»Ja, gruselig, wie die das breittreten.« Valentin zog sie mit sich, und so gingen sie dann weiter. Bis zum Restaurant waren es nur noch ein paar Schritte.

»Das war wegen dieser *Challenge*, nicht wahr?«, erinnerte sich Lina. »*Free from all* oder so hieß die.«

»Ja. War hinterher ziemlich schnell vorbei, glaube ich.«

Das Restaurant befand sich im selben Gebäude, das auch das Hallenbad beherbergte. Von den Tischen am Fenster blickte man auf das Außenbecken, das um diese Jahreszeit aber noch abgedeckt war.

Als sie die Tür passierten und einen Vorhang aus schwerem Stoff, empfingen sie verheißungsvolle Düfte – und ein recht beleibter Mann mit einem lustig gezwirbelten Schnurrbart. Er trug eine schneeweiße Kochjacke und sprühte aus jedem seiner zahlreichen Knopflöcher vor guter Laune.

»Guten Tag, guten Tag, Sie müssen Herr und Frau Jouvens sein«, begrüßte er sie. »Frau Vogt hat Sie angekündigt und meiner Aufmerksamkeit anempfohlen, wie man so sagt. Also, ich darf mich vorstellen – mein Name ist Lorenz Winter, ich bin der Küchenchef hier und möchte Sie heute verwöhnen, so gut ich kann. Der Einzug in eine Community wie unsere *Oase* ist schließlich etwas, das man gar nicht genug feiern kann.«

»Klingt gut«, meinte Valentin und deutete eine Verneigung an.

Lina wusste nichts zu sagen; die ganze Atmosphäre des Restaurants überwältigte sie: der kostbar aussehende Holzboden, die vornehm gedeckten Tische, auf denen Gläser, Teller und Besteck glitzerten, die schweren Vorhänge, die mit dunkelblauem Stoff bespannten Wände, an denen Gemälde hingen, echte, wie es den Anschein hatte.

Der Küchenchef geleitete sie zu einem schönen Zweiertisch direkt am Fenster. Lina setzte sich, sah hinaus und hatte einen irritierenden Moment lang das Gefühl, dass sie sich hier im Inneren eines uralten, erkalteten Vulkans befanden, in dem die Vegetation, durch die Kegelwände vor der Außenwelt geschützt, üppig gedieh. Das musste an dem seltsamen Licht liegen, sagte sie sich.

»Das hier war übrigens der Lieblingsplatz unseres Altpräsidenten«, erklärte Winter und sah Lina an. »Genau da, wo Sie sitzen. Leider kommt er schon lange nicht mehr, sondern lässt sich das Essen bringen. Aber viele Jahre lang, doch, da saß er mittags immer hier. Das war … schön.«

»Oh«, entfuhr es Lina, und sie ärgerte sich, dass sie nichts Klügeres darauf zu sagen wusste.

Valentin räusperte sich, meinte: »Ist generell nicht so viel los, oder?«

Tatsächlich waren nur wenige der Tische besetzt. Ein altes Paar saß am anderen Ende der Fensterfront, in der Nähe der Theke trank ein Mann ein Bier und war in eine Lektüre auf seinem Pod vertieft, mehr war nicht los.

»Das wechselt«, erklärte Herr Winter. »Heute haben wir nicht viele Gäste im Restaurant, das stimmt, aber ein paar werden noch kommen, in einer halben Stunde oder so. Gestern hätten Sie da sein müssen! *Da* war was los.« Er rieb sich die Hände. »Aber das macht nichts, so habe ich mehr Zeit für

Sie. Womit kann ich Ihnen denn eine Freude machen? Wie wär's zu diesem Anlass mit Steaks aus echtem Fleisch?«

»Echtes Fleisch?«, wiederholte Lina. »Was heißt das?«

Der Küchenchef hob die Hände. »Nun – man versteht darunter Muskelgewebe von Tieren wie Schweinen, Rindern, Schafen und so weiter.«

»Sie meinen – Tiere, die man *tötet*, um sie zu essen?«

Er lächelte verbindlich. »Junge Frau, bis in die Dreißigerjahre war das noch absolut üblich. Fragen Sie Ihre Großeltern.«

Ihr schauderte, und sie blickte hilfesuchend zu Valentin hinüber. Der merkte, wie ihr zumute war, und sagte: »Ähm … wir wären auch mit etwas, hmm, weniger Extravagantem zufrieden.«

»Ah, verstehe, verstehe. Nun, wie wäre es mit dem entgegengesetzten Ende der Skala? Vegetarische Küche, die beste, die es gibt, also indisch? Darf es indisch sein? Wir hätten heute ein exzellentes Dal mit diesem und jenem, und dazu selbst gemachte Chapati.«

»Au ja«, sagte Lina rasch.

»Zweimal«, ergänzte Valentin.

Sie überließ es Valentin, mit dem Küchenchef auszudiskutieren, was sie dazu trinken würden – die beiden einigten sich auf einen würzigen Rosé aus Sardinien –, schaute solange hinaus. Sie sah zwei Tauben, die miteinander turtelten. Beruhigend, dass das noch genauso aussah wie bei den Tauben, die sie als Kind beobachtet hatte.

»Das wird dir alles grade ein bisschen viel, oder?«, fragte Valentin, als der Küchenchef wieder fort war.

Lina seufzte. »Ich musste an daheim denken, an das Motivationsposter, das sich Papa gebastelt hat, als ich acht war oder so. Das allererste Bild, das er aufgeklebt hat, war eins von einem Lokal, das fast so ausgesehen hat wie das hier. Und er hat mir versprochen, wenn er es mal geschafft hat, dann geht er mit uns in ein *ganz feines* Restaurant, und dann feiern wir *ganz groß*!« Sie presste kurz die Hände vor den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. »Aber er hat's ja nie geschafft, bis heute nicht. Und trotzdem sitz ich hier!«

»Oje«, meinte Valentin. »Ich glaub, an deiner Stelle wär ich jetzt auch fertig.«

Ihr Vater hatte Linas ganze Kindheit hindurch fast das gesamte Freiheitsgeld der Familie in seine Firma investiert, einen Onlineversand für Flugdrachen-Bausätze, der trotz seines Gegenstands nie »abgehoben« – so die Wortwahl ihres Vaters –, sondern immer nur Verluste und noch mehr

Verluste eingefahren hatte. Mal hatte es an falschen Kalkulationen gelegen, mal hatte es Schadenersatzprozesse gegeben, jedenfalls hatte Lina ihre Kindheit in einer Armut gelebt, die sie nicht verstanden hatte. Ganz lange hatte sie geglaubt, das müsse eben so sein, dass man hungrig ins Bett ging und jedes Kleidungsstück trug, bis es einem vom Leib fiel.

»Und dann hat er immer mehr Bilder aufgeklebt«, erinnerte sie sich, »von riesigen Jachten, von Villen, von Luxusautos, von Schlössern, von Champagnerflaschen, von diamantbesetzten Armbanduhren und so weiter, und so weiter. Er hat sich immer als künftigen Milliardär gesehen! Sein großes Vorbild war dieser … wie hieß er?« Sie hielt inne, musste überlegen. »Der Typ, der mal versucht hat, den Mars zu besiedeln.«

Valentin nickte. »Ich weiß, wen du meinst. Aber ich komm grad auch nicht auf den Namen.«

»Jedenfalls, ein Foto von dem klebte genau im Mittelpunkt. Direkt über dem Restaurant.«

Lina holte tief Luft, sah sich um, versuchte, die Ängste abzuschütteln, die sie befallen hatten. Das war alles vorbei. Das betraf sie nicht mehr. Es war schön hier, nun konnte sie es sehen. Wirklich schön.

»Ich krieg einfach immer Panik, wenn’s mir richtig gut geht«, bekannte sie. »Weißt du ja.«

Valentin nickte. Am Anfang hatte sie lange nicht glauben können, dass er sie wirklich wollte: Anlass für viele schlimme Streits um im Grunde nichts.

Das Essen kam. Sah umwerfend aus, absolut traumhaft, und roch mehr als verheißungsvoll. Lorenz Winter kam eigens, um sie noch einmal in der Oase willkommen zu heißen und ihnen einen guten Appetit zu wünschen.

»Auf dich und deinen unglaublichen Job«, sagte Lina, als sie anstießen. »Ich verspreche, dass ich es genießen werde, hier zu leben, und auch wenn ich es vielleicht nicht auf Anhieb kann – ich werde es lernen. Jawohl, ich werde es lernen, den Luxus zu lieben!«

Der Mann schwitzte über sein ganzes, feistes Gesicht. Zog immer wieder am Kragen seines Hemdes. Rieb sich nervös die Handflächen an den Hosenbeinen ab. Schnaufte. Keuchte fast.

Ahmad hatte ihn in die Enge getrieben. Er hatte sämtliche Dokumente vor ihm ausgebreitet, die sie gefunden hatten. Dokumente, die bewiesen, dass sie alles wussten über das Schwarzgeld, die geheimen Konten in der Karibik, die Guthaben in Kryptowährungen, alles.

»Und?«, fragte er. »Geben Sie es zu?«

Der Mann antwortete nicht. Seine Blicke zuckten hin und her; er sah fast aus wie eine Ratte, die verzweifelt einen Ausweg aus einer Falle sucht.

Dann packte er Ahmad am Arm, zog ihn zur Seite, weit genug, dass die anderen sie nicht mehr hören konnten, und flüsterte: »Sagen Sie … kann man das nicht anders regeln?«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Ahmad zurück, der im ersten Moment wirklich nicht begriff, worauf der Mann hinauswollte.

Der Mann wischte sich mit der Hand über die schweißglänzende Stirn. »Wenn ich Ihnen hunderttausend Euro gebe … in US-Dollar, in Bitcoin, wie immer Sie wollen … und Sie vergessen das alles einfach?«

Ahmad sah ihn ungläubig an. »Wie bitte?«

»Hunderttausend!«, wiederholte der Mann. »Und bedenken Sie: steuerfrei! Bei den heutigen Sätzen heißt das, es wäre effektiv fast das Zehnfache. Da hätten Sie doch was davon! Oder wollen Sie ewig angewiesen bleiben auf dieses Almosen des Staats, das sich großspurig *Freiheitsgeld* nennt …?«

Ahmad starrte den Mann, auf dessen Gesicht jeder Schweißtropfen glänzte wie ein Stern am Himmel, fassungslos an. Er hatte einen Eid abgelegt, hatte geschworen, Recht und Gesetz zu verteidigen, die freiheitlich-demokratische Grundordnung der Bundesrepublik Deutschland, die Integrität der Europäischen Union, die Menschenrechte. Von daher war klar, dass er auf das Angebot des Mannes nicht eingehen durfte. Nicht einmal darüber *nachdenken* durfte er …

Doch er schwankte, war wirklich in Versuchung. So viel Geld! Was er damit machen konnte …!

Stöhnend fuhr er hoch, selber in Schweiß gebadet, und alles tat ihm weh. Fuhr hoch und musste sich lange umsehen, ehe er begriff, dass der Mann nur ein Traum gewesen war, eine Erinnerung an einen ganz, ganz alten Fall, einen seiner ersten. Die Wirklichkeit, das war das Krankenzimmer, in dem er lag, alleine in dem schummrigen Halbdunkel, das die Anzeigen, Displays und Lämpchen der Geräte erzeugten, an die er angeschlossen war.

Nach und nach fiel ihm alles wieder ein. Die Kontrolle, der jähe Stich in den Unterbauch, alles war wieder da. Er war verletzt worden, und ziemlich schwer, so hundeelend, wie er sich fühlte – aber er lebte noch. Erleichtert sank er zurück in die Kissen, hörte seinem Atem zu, der sich langsam wieder beruhigte.

Er hatte das Geld damals nicht genommen, nein.

Aber vielleicht, dachte er, hätte er es nehmen *sollen* …!

*Die Erinnerung an den Vorfall verfolgte ihn bis in seine Träume, ließ ihn nachts vor Ärger aufwachen. Vor Ärger – und vor Angst!*

*Dieser Moment, in dem er nach dem Messer gegriffen hatte. Wie früher. Alter Reflex. Verdammt.*

*Klar, der blöde Bulle hatte ihn festgehalten wie ein Schraubstock. Aber ein blitzschneller Rumms mit dem Ellbogen ins Gesicht hätte es auch getan. Oder mit dem Kopf.*

*Hoffentlich hatte er ihn wenigstens erwischt. Wenn er starb, ein Problem weniger.*

*Aber der Händler!*

*Verdammte Sache. Wenn rauskam, dass er … Wenn das oben bekannt wurde … Dann adieu, schöne Konten in den Steueroasen! Adieu, Traum vom ›dolce vita‹, wenn er erst mal ausgestiegen war!*

*Unruhige Nächte. Verschwitzte Laken. Sorgen. Und er hasste Sorgen!*

*Endlich der Morgen. Der Himmel grau wie sein Gemüt. Er musste etwas tun, half alles nichts.*

*Her mit dem Pod. Telefonskill. Die Nummer war nicht gespeichert, die kannte er auswendig.*

*»Hallo? Ich bin’s. Ich brauch ’ne Adresse. Schreib mit. Der Name ist Antonis. Gabriel Antonis.«*

# Kapitel 3

*Montag, 3. März 2064*

Der Montag nach ihrem Einzug war Valentins erster Arbeitstag.

Das Wochenende hatten sie mehr oder weniger damit verbracht, in ihrer neuen, großen Wohnung herumzublödeln und Sex zu haben, auf der grandiosen neuen Matratze. Sie hatten sich das Mittagessen liefern lassen, und dann hatten sie einander immer wieder gesagt, dass sie jetzt aber *wirklich* mal auspacken müssten, bloß, arg weit waren sie damit nicht gekommen. Als Valentin sich am Montagmorgen, ausreichend früh, mit einem langen Kuss von Lina verabschiedete, war die Wohnung nach wie vor ein großes, herrliches Durcheinander.

Es regnete ein bisschen und war kühl. Valentin nahm trotzdem den Weg durch den Park, einfach so. Weil es ein tolles Gefühl war, durch diese Anlage zu schlendern und sich sagen zu können, dass man von nun an hierhergehörte.

Den Übergang zu finden war kein Problem: Wenn man am Eingang des Restaurants vorbeiging, kam man eine Wegbiegung später an eine große, weiß lackierte Absperrung mit einem Drehgitter. Valentin hielt seinen Pod an den Sensor, aber das Gitter blieb gesperrt, und auf dem Display erschien die Meldung: *Bitte warten. Persönliche Kontrolle ist erforderlich.*

Valentin rümpfte beunruhigt die Nase. Wieso das jetzt? Da stimmte doch was nicht!

Nach ein paar Minuten tauchte jemand auf, ein großer, glatzköpfiger Kerl in einer schwarzen Uniform. Er hatte mächtig breite Schultern, und es schien ihm zu gefallen, dass seine wie poliert aussehenden Stiefel beim Gehen knallige Geräusche machten.

Er studierte die Anzeige auf dem Display auf seiner Seite des Gitters. »Valentin Jouvens, ist das richtig?«, fragte er dann.

»Ja«, sagte Valentin und fügte hinzu: »Man hat mir gesagt, das geht automatisch.«

»Ist nur beim ersten Mal nötig«, gab der Wachmann brummig zurück. Er deutete auf die Sensoreinheit. »Wenn Sie bitte Ihren rechten Daumen auf das Feld drücken würden?«

Valentin tat es, wenn auch unwillig. »Eigentlich hat man unsere gesamte Biometrie schon erfasst, als wir letzten Mittwoch zum ersten Mal da waren.«

»Für die B-Zone«, sagte der Mann gleichmütig. »Die A-Zone ist datenmäßig abgetrennt, aus Sicherheitsgründen.« Er tippte auf seinem Display herum, das Gitter schaltete sich mit einem deutlich hörbaren Klicken frei. »Okay, alles klar. Sie können passieren.«

Valentin ging durch das Drehgitter, das sich hinter ihm sofort wieder verriegelte. Der Wachmann versuchte sich an einer Art Lächeln und meinte: »Einen schönen Tag noch.«

»Danke«, sagte Valentin und ging weiter. Das Hochgefühl, das ihn bis gerade eben erfüllt hatte, war wie weggeblasen.

Das war also nun die A-Zone. Okay. Sah ganz ähnlich aus wie die B-Zone, nur dass die Wege verschlungener zu sein schienen, die Büsche und Bäume dichter, die ebenerdigen Wohneinheiten größer. Er folgte den Wegweisern und den Navigationshinweisen seines Pods und fand zielsicher zur Niederlassung der Firma »Stay Young«, einem eleganten Bau in Orange und Braun, mit viel Glas, eingebettet in die umliegende Grünanlage.

Und er war sogar pünktlich!

Die Türen öffneten sich von selber. Ein frischer, zitroniger Duft kam ihm entgegen – und Damira Almassy, seine Chefin. Als hätte sie auf ihn gewartet.

Nun, vielleicht hatte sie das auch. Jedenfalls begrüßte sie ihn mit einem breiten Lächeln und einem geradezu begeistert klingenden: »Ah, der Herr Jouvens, das ist aber schön!«

»Guten Morgen, Frau Almassy«, erwiderte Valentin, unwillkürlich geschmeichelt. Sie hatte so eine Art an sich, dass man auf Anhieb das Gefühl bekam, ein hochgeschätzter Mitarbeiter zu sein.

Okay, möglich, dass das nur ein angelernter psychologischer Dreh war. Aber selbst wenn, hatte sie sich immerhin die Mühe gemacht, ihn zu erlernen.

Sie sah nicht groß anders aus als bei ihrer letzten Begegnung Anfang des Jahres, als er den Anstellungsvertrag unterschrieben hatte: top gekleidet in durchgehend schwarze Markenklamotten, passend zu ihrem dunklen Typ, die langen, dunkelbraunen Haare glatt nach hinten gekämmt, wo sie von einer

perlenbesetzten Klammer zusammengehalten wurden. Ein knallroter Lippenstift betonte ihren Mund, ihre buschigen, ausgeprägten Augenbrauen sahen nachgefärbt aus, und ihr enormes Dekolleté war schon fast waffenscheinpflichtig.

Kein Nachteil, fand Valentin. Zumal sie es sich leisten konnte.

Sie zeigte ihm erst mal das Studio: den großen Trainingsraum, in dem etliche TV-Geräte liefen, die Duschen, die Umkleide für die Klienten, die für die Mitarbeiter, das kleine Trainingsstudio neben ihrem Büro. »Für besondere Fälle«, sagte sie auf eine Art, die ein bisschen seltsam klang.

Er bekam einen passenden Trainingsanzug mit dem »Stay Young«-Logo drauf und zog sich gleich um. Das sah alles gut aus, fand er, und sein Hochgefühl kehrte zurück, zumindest zum Teil.

Außerdem war er total fit. Sonst hatte er nicht viel vorzuweisen im Leben, in der Schule nur mittelprächtige Noten, nichts Besonderes geleistet – aber körperlich, da war er in Bestform. Daran gab es keinen Zweifel.

Das ergaben auch die Tests, die sie gleich nach dem Umziehen an ihm machte. Von ihrem Büro aus führte eine Tür in eine Art medizinisches Labor, und dort nahm sie eine Blutprobe und eine Atemprobe und schickte ihn mit einem Becher in die Toilette für eine Urinprobe. Und als die Geräte fertig waren mit ihren Analysen, stellte die Chefin fest: »Alles bestens. Bessere Werte kann man gar nicht haben.«

»Tja«, sagte Valentin und lächelte geschmeichelt.

Sie machte sich ein paar Notizen, wollte wissen, was er gegessen und wann er das letzte Mal Sex gehabt hatte, und dabei meinte sie immer wieder: »Sehr gut. Sehr gut.«

Schließlich lernte er auch seine Kollegin kennen: Rebecca Althaus hieß sie, war eine leicht mäuschenhafte Erscheinung, eine Spur älter als er. Sie trug ihre strohblonden Haare so kurz, als wolle sie den Luftwiderstand optimieren, und abgesehen von »Guten Tag« und »Rebecca, angenehm« sagte sie nicht viel.

»Das Grundprinzip ist, dass Frau Althaus sich um die weiblichen Klienten kümmert und Sie sich um die männlichen«, erklärte Frau Almassy, als es darum ging, das Programm für den Tag zu besprechen: Damit, erfuhr Valentin, würde künftig jeder Arbeitstag beginnen.

Und dann die große Überraschung: Sein erster Klient war niemand anders als der Schlagerstar Hauke Bruhns! Das verschlug Valentin schier die Sprache. Als Kind hatte er dessen Lieder nachgeträllert, hatte keine Sendung

verpasst, in der er aufgetreten war. Seine großen Hits hätte er immer noch mitsingen können, Lieder wie »Immer was los!« oder das legendäre »Er bekommt, was er verdient, und er verdient, was er bekommt«. Und den Mann sollte er jetzt beim Training begleiten? Junge, Junge.

»Er hat es mit dem Rücken, seit einem Sturz vom Fahrrad«, erklärte die Chefin ihm. »Sie müssen ihn also an den entsprechenden Geräten anleiten und genau im Blick behalten, dass er sich richtig bewegt. Er hat erst mit dem Rückentraining angefangen, sprich, das ist von der Muskulatur her heikel, und ich sag’s Ihnen gleich: Sollte der Mann einen Bandscheibenvorfall kriegen, während Sie dabei sind, werde ich Sie öffentlich auspeitschen müssen!«

Einen Moment lang war es Valentin, als meine sie das ernst, und er schnappte nach Luft. Dann bemerkte er ihr dünnes Grinsen und sagte: »Alles klar. Das krieg ich hin.«

Trotzdem war er ganz schön aufgeregt, während er auf den Sänger wartete. Irgendwie glaubte man gar nicht, dass es die Leute, die man als Kind im Fernsehen bewundert hatte, wirklich gab.

Dann kam er. Hauke Bruhns, sichtlich gealtert, ja, fast aufgedunsen. Zu viel Alkohol, diagnostizierte Valentin bei sich. Immer noch die fesche Haartolle, aber nicht mehr golden, sondern schon mit Silber durchwirkt, und die goldbraune Haut kam nicht vom Sonnenlicht, sondern aus der Tube.

Aber der Mann war gut drauf. Schüttelte ihm die Hand und meinte: »Nennen Sie mich Hauke, okay? Und erwarten Sie nicht, dass ich Ihnen helfe, ein Klavier irgendwohin zu tragen! Ich kann’s höchstens spielen, mehr nicht.«

Valentin schluckte den Impuls hinunter, ihm zu erzählen, dass er als Achtjähriger mal um ein Autogramm angestanden, es am Schluss aber dann doch nicht gekriegt hatte. Wäre unprofessionell gewesen. Also konzentrierte er sich darauf, den Schlagersänger mit der Lumbar-Extensions-Maschine arbeiten zu lassen. Das war ein modernes Gerät, auf dessen Display sich der Kraftverlauf newtongenau verfolgen ließ; wenn man die Beckenrolle richtig setzte, den Gurt sorgfältig anzog und sich auch sonst exakt an die Anleitung hielt, konnte gar nichts schiefgehen.

Während Bruhns den Oberkörper in dem Takt, den die Leuchtanzeige vorgab, vor und zurück bewegte und dabei ins Schnaufen kam, spähte Valentin hinüber zu seiner Kollegin, die eine Klientin an der Butterfly-Maschine trainierte. Ihm fielen fast die Augen aus dem Kopf, als er sah, wer

das war: Niemand anders als die berühmte Schauspielerin Carola Reis! Die lebte also auch hier in der *Oase*? Wahnsinn.

Und sie sah in echt tatsächlich genauso sexy aus wie im Fernsehen. Valentin holte tief Luft. Sein neuer Job war ja noch toller, als er es sich ausgemalt hatte!

»Meister?«, meldete sich Bruhns amüsiert. »Ich kann ja verstehen, dass Sie lieber da rüber gucken, aber ich wär jetzt mit meinen Wiederholungen durch und hätt nichts dagegen, in ’nem anderen Foltergerät weiterzumachen.«

Als der Schlagersänger wieder fort war, schickte Frau Almassy Valentin selber zum Trainieren, danach in die Dampfdusche und in den Ruheraum, mindestens bis elf Uhr. »Ihr großer Tag ist am Mittwoch, da will ich Sie in Topform haben«, sagte sie. »Denken Sie dran, von den Werten und den Mengen, die wir erzielen, hängt Ihr Bonus ab – und meiner auch. Wir sind sozusagen Verbündete!«

Da war jemand. Ahmad kämpfte sich aus dem Nebel empor, in dem er schwebte, und sah, dass es Franka war: Wie schön!

»Hallo«, sagte er.

Sie lächelte auf ihn herab, aber nicht so richtig. »Was machst du denn für Sachen?«, wollte sie wissen.

Sie sah besorgt aus. Sehr besorgt. Ahmad versuchte, auch zu lächeln. »Bringt der Beruf so mit sich.«

Ihr Mundwinkel zuckte nach oben. »Blöder Beruf, den du dir da ausgesucht hast, findest du nicht?«

Ahmad wollte ihr erklären, dass er diesen Beruf ergriffen hatte, um für Gerechtigkeit zu sorgen und dafür, dass es allen Menschen gut ging, und dass das sein Weg war, etwas Sinnvolles anzufangen mit seinem Leben, und außerdem und noch viel dringender wollte er ihr sagen, dass er sie liebte … und er wollte sie fragen, was dieser seltsame Klang in ihrer Stimme zu bedeuten hatte, woher der auf einmal kam, aber ehe er all das tun konnte, wurden seine Augenlider schwer, so schrecklich schwer. Er sank zurück in den Nebel, ohne etwas dagegen tun zu können, und dämmerte wieder weg.

Als er das nächste Mal erwachte, war auch wieder jemand da: Großvater. Das vertraute Gesicht mit dem dichten Schnurrbart und der uralten runden Brille lächelte ihn an.

Ahmad bekam einen Schreck, hatte Angst, dem alten Mann Kummer zu bereiten; das hatte er doch nie gewollt!

*»Sidi«*, entfuhr es ihm, und er wollte ihm erklären, dass er sich keine Sorgen zu machen brauche, nur wollten ihm die Worte dazu nicht einfallen.

Aber dann sah er, dass sein Großvater sich überhaupt keine Sorgen machte, im Gegenteil, er war die Ruhe selbst. »Schlaf«, sagte er. »Ich sitze hier einfach noch ein Weilchen.«

Gut zu wissen, dachte Ahmad und dämmerte wieder weg.

Irgendwann kam er wieder zu sich, kriegte mit, wie sein Großvater in der Tür stand und mit einer Krankenschwester sprach, sie nach einem Gebetsraum fragte.

»Im Erdgeschoss«, hörte er sie sagen. »In dem Gang links neben der Rezeption.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Großvater und verschwand.

Später öffnete Ahmad die Augen und starrte auf eine Zeitung, die Großvater direkt vor ihm entfaltet hielt, seine geliebte *Morgenpost*. »Freiheitsgeld bald weltweit?«, lautete die Schlagzeile, darunter stand: »Fortschritte bei den Verhandlungen über die Einführung der digitalen Weltwährung *Solidar*.«

*Das schreiben sie jeden Monat aufs Neue*, dachte Ahmad träge und schlief wieder ein mit dem Gefühl, schon Jahre hier zu liegen, Ewigkeiten.

Nachdem Valentin gegangen war, setzte sich Lina erst einmal zurück auf ihren Stuhl, schloss die Augen und versuchte, zu sich zu kommen. Sie horchte auf das leise, kaum wahrnehmbare Geräusch der Heizung, fühlte die gemütliche Wärme, die sie verbreitete. Tat tiefe Atemzüge. Ruhige, tiefe Atemzüge.

Dann öffnete sie die Augen langsam wieder, und es war alles noch da. Die Wohnung. Die neuen Möbel. Ihre Kisten. Das war alles *wirklich*.

Und doch war das alles wie ein Traum. Ein Traum, aus dem sie jeden Moment aufzuwachen fürchtete.

Sie holte ihr Pod, rief ihr Konto ab. Da war es, tatsächlich, immer noch: ihr Freiheitsgeld für den Monat März. Der volle Betrag. Und ihr Vater würde es ihr nicht wegnehmen, ihr nicht abschwatzen, nicht »leihen« können …

Sie war frei, mit anderen Worten. Endlich.

Unheimlich.

Sie sprang auf, eilte zu den Kisten, suchte und fand ihren alten Tablet-Computer. Ein Erbstück von ihrer Großmutter, voller kindischer Aufkleber, das Glas zerkratzt, aber … ihr eigen. Rasch trug sie es zu dem schmalen Schreibtisch, schob ihn ein Stück zur Seite, weg vom Fenster; sie wollte eine Wand vor sich haben, an der sie ein ganz altmodisches Pinnbrett befestigen würde und einen Kalender und eine Landkarte und was sie sonst noch brauchte für ihr Buch. Ihr Buch, jawohl! Sie würde endlich ihr Buch schreiben! Ihr ganzes Leben lang träumte sie schon davon, und jetzt, hier, würde sie die Möglichkeit haben, sich diesem Kindheitstraum zu widmen!

Sie holte den Ständer, stellte den Computer hinein, sodass der Bildschirm leicht nach hinten geneigt war, schaltete ihn ein und aktivierte die Projektion des Tastenfelds. Die oberste Tastenreihe war arg lichtschwach, aber das machte nichts; die Hauptsache war, dass es funktionierte: Wenn sie den Finger auf eines der Felder legte, erschien der zugehörige Buchstabe auf dem Schirm.

Sie konnte beginnen.

Und konnte es doch nicht. Dabei wusste sie, was sie schreiben wollte: die Geschichte ihrer Kindheit. Wie die Besessenheit ihres Vaters die ganze Familie in die Armut getrieben und dort gehalten hatte, trotz des Freiheitsgelds. Wie sie darunter gelitten hatte und wie es sie bis auf den heutigen Tag prägte. *Wenn die Drachen fliegen* sollte das Buch heißen, zumindest war das der Arbeitstitel, wie man sagte.

Sie hätte einfach drauflosschreiben können, aber irgendwie ging es nicht.

Lina seufzte, holte ihren billigen alten Pod, rief die Post ab. Immer noch keine Nachricht von ihrer besten Freundin Davorka. Die war vor drei Wochen Hals über Kopf mit ihrem Mann nach Süditalien gefahren, zu seinen Verwandten dort; hatte sich nur mit einer kurzen Nachricht abgemeldet und seither nichts mehr von sich hören lassen! Sehr ungewöhnlich, so spontan war Davorka sonst nie, und wer kümmerte sich jetzt eigentlich um ihre kranke Mutter?

Im Grunde hätte Lina einfach nur jemanden gebraucht, dem sie all das hier erzählen konnte. Sie rief den Telefonskill auf und Davorkas Nummer, aber sie erreichte wieder nur ihre Sprachbox.

Sie legte den Pod weg, sah sich um. Nein, sie konnte unmöglich schreiben, solange die Wohnung noch *so* aussah! Im nächsten Moment ärgerte sie sich über diesen Gedanken: Das war so typisch Frau, geradezu ein Klischee! Aber das zu denken half ihr auch nicht. Wahrscheinlich wurde man

eben so, wenn man eine Mutter wie die ihre hatte, eine, die blindlings alles mitmachte, was ihr Mann sich ausdachte.

Und wenn sie sich ablenkte? Sie schaltete das TV-Gerät ein, dieses unglaublich riesige Teil mit allen Schikanen, das einen schier erschlug mit seinem Bild … und schaltete es gleich wieder ab. Nein, das war es auch nicht.

Sie musste vor allem diesen Eindruck von Unwirklichkeit loswerden, dieses Gefühl, nur in einem Traum zu leben. Und um »runterzukommen«, wie Davorka gern sagte, half einem nichts so gut wie Putzen und Aufräumen.

Also gut. Sie holte einen Eimer mit Wasser und Tücher und machte sich daran, erst mal die Schrankfächer auszuwischen. Obwohl die im Grunde sauber waren. Es ging mehr um … eine Art Inbesitznahme: Feucht wischen, trocken wischen – erst dann *gehörte* es ihnen wirklich!

Dann räumte sie ein. Viel hatten sie ja nicht. Wäsche, Geschirr aus der Tauschbörse, ein paar Bücher aus der Bücherbox. Andenken, die offen ins Regal kamen. Zwei Tischdecken. Der Kerzenständer, der mal ihrer Großmutter gehört hatte: Wo sie wohl Kerzen dafür herkriegen konnten? Ah, die Schuhe. Die kamen in die Garderobe, genau wie der olle Strohhut, von dem sie sich nicht trennen konnte.

Als sie den Strohhut auf das oberste Regalfach der Garderobe legte, bemerkte sie, dass er an irgendeinen Widerstand stieß. Da sie nicht groß genug war, um so hoch hinaufzublicken, holte sie einen Stuhl, erkletterte ihn, tastete nach ganz hinten und zog hervor, was sie ertastet hatte.

Es war ein Stofftier. Ein süßer kleiner Hund aus grauem Plüsch, mit Schlappohren, dunklen Knopfaugen und niedlichen braunen Flecken an der Schnauze und am Körper.

Lina starrte das Spielzeug an und fühlte sich, als habe sie der Blitz getroffen.

Es war wie ein Schock, die an für sich schlichte Wahrheit zu erkennen, dass Valentin und sie ja nicht die Ersten in dieser Wohnung waren. Dieses Stofftier musste einem Kind der Leute gehört haben, die vor ihnen hier gelebt hatten, und sie hatten es beim Auszug vergessen.

Bei dem Auszug, der noch keine zwei Wochen her war, denn vorher war es nicht möglich gewesen, die Wohnung zu sehen.

Lina musterte die dunkelbraunen Glasaugen des Stoffhunds und fragte sich, ob er jetzt wohl arg vermisst wurde. Was mochte aus der Familie vor ihnen geworden sein?

Und vor allem: *Warum waren sie gegangen?*

# Kapitel 4

*Montag, 3. März 2064*

Valentins erster Tag verging rasch. Mittags kam ein Roboter angerollt und brachte einen Imbiss aus dem Restaurant; Frau Almassy hatte Valentin eine spezielle Diät verordnet, mit Rote-Bete-Salat, frischen Sprossen und Bratlingen. Viele Bewohner der A-Zone kamen und trainierten selbstständig. Zwischendurch musste Valentin durchfegen und nasse Handtücher einsammeln, es wurde nicht langweilig.

Um 15 Uhr 30 hatte er dann seinen ersten Termin als Krankengymnast, bei keinem Geringeren als Altpräsident Havelock in dessen Wohnung. Und als wäre er deswegen nicht nervös genug gewesen, schärfte ihm Frau Almassy auch noch ein: »Der Präsident ist nicht mehr gut zu Fuß, aber er ist unser wichtigster Klient! Also machen Sie mir keine Schande. Lesen Sie ihm jeden Wunsch von den Augen ab und erfüllen Sie ihn.«

Die Sonne blinzelte durch die Wolken und ließ die Bäume leuchten, als Valentin, das Pad mit den medizinischen Akten seines prominenten Kunden in der Hand, quer durch die A-Zone marschierte, auf der Suche nach dem Eingang zur Havelockschen Wohnung. Sein Finger kribbelte, als er den herrlich altmodischen Klingelknopf drückte: Das war echtes Messing, oder?

Mit einem Summen sprang die Tür auf. Valentin trat hindurch, rief: »Guten Tag, Herr Havelock. Hier ist Ihr Krankengymnast.«

»Ich bin im Wohnzimmer«, hörte er eine leise, aber erstaunlich klare Stimme, deren Klang ihm vertraut vorkam, und das, obwohl er zur Zeit von Havelocks EU-Präsidentschaft noch nicht einmal geboren war. »Einfach geradeaus und durch die Tür mit dem Milchglaseinsatz.«

Sehr ungewohnt, das alles. Eher ein Museum als eine Wohnung des 21. Jahrhunderts. Holzgetäfelte Wände, aufwendig gerahmte, große Schwarzweißfotografien, dicke Perserteppiche, gehäkelte Deckchen auf

Möbeln aus dunklem Holz. Und als er die Tür zum Wohnzimmer öffnete, hielt er unwillkürlich inne: so viele Bücher! Ganze Regale voll, die bis zur Decke reichten, dicke, gebundene Bücher, die Seite an Seite standen, Meter um Meter! Vor den Regalen eine Couchgarnitur, wie sie selbst seine Großeltern zu altmodisch gefunden hätten, und da saß er, wirklich und wahrhaftig, der ehemalige Bundeskanzler und spätere EU-Präsident Robert Havelock.

Er sah natürlich deutlich älter aus als auf den Aufnahmen von früher, die man so kannte. Derzeit war ja im TV oft von ihm die Rede, weil das dreißigjährige Jubiläum der Einführung des Freiheitsgelds in Europa anstand; die Ansprache, mit der er es damals gestartet hatte, lief sozusagen in Dauerschleife.

Aber er hatte immer noch diese ebenmäßigen Gesichtszüge, nur waren sie mit dem Alter kantiger geworden. Das Weiche, Abgerundete war daraus verschwunden wie von den Jahren verzehrt.

Havelock saß da, auf einen klobigen Spazierstock gestützt, sah ihn an und fragte: »Haben Sie auch einen Namen?«

»Jouvens«, sagte Valentin rasch. »Valentin Jouvens.«

»Und Sie sind also Kilians Nachfolger, sehe ich das richtig?«

Valentin stutzte. »Kilian?«

»Der Krankengymnast vor Ihnen.«

»Ähm … ja, das wird wohl so sein. Ich hab heute angefangen, und meines Wissens bin ich der einzige Krankengymnast.«

Havelock zog ein grimmiges Gesicht. »Hmm. Und wieso auf einmal nachmittags? Das passt mir gar nicht. Kilian ist immer vormittags gekommen.«

»Ab morgen komme ich auch vormittags. Aber heute ist mein erster Tag. Da ist es nicht anders gegangen.«

»Soso. So ist das.« Er sah zur Seite, wo eine hinter entzückend altmodischen Vorhängen verborgene Fenstertür ins Freie ging, auf eine von düsteren Büschen und dunklen Tannen umschlossene Terrasse. »Hab mir gleich gedacht, dass diese Frau keinen Stein auf dem anderen lässt. Ihre Chefin ist nämlich auch noch nicht so lange da, wissen Sie das?«

»Ja«, sagte Valentin. »Seit Anfang des Jahres. Hat sie mir erzählt.« Im Einstellungsgespräch war sie ausgesprochen offen und geradeheraus gewesen, hatte ihm klipp und klar gesagt, was sie anzubieten hatte und was sie dafür erwartete.

Havelock seufzte ergeben. »Na gut. Und – was steht heute auf dem Programm?«

»Massage der Beine. Lymphdrainage, Durchblutung und Beweglichkeit fördern.« So stand es im Tagesplan. Nichts Außergewöhnliches. Für den Anfang gerade richtig.

»Na gut.« Havelock stemmte sich mithilfe seines Stockes hoch. »Dann wollen wir mal.«

Er ging voran. Die Wohnung war riesig, größer, als sie ihm zuerst erschienen war, und da war sie ihm schon groß vorgekommen. Es gab eine zweite Tür, die aus dem Wohnzimmer in einen weiteren Flur führte, und einer der Räume dort war offenbar einzig der Krankengymnastik vorbehalten, denn es standen nur eine Massageliege darin – und in einer Ecke ein Rollator.

»Den benutze ich nicht«, erklärte Havelock grimmig. »Der steht da nur als Mahnung, was mir blüht, wenn ich mich nicht am Riemen reiße.«

»Eine gute Motivation ist der halbe Erfolg«, fiel Valentin ein Spruch aus einem seiner Kurse ein, und zu seinem Erstaunen löste er bei dem Altpräsidenten ein Schmunzeln aus, das erste, seit er dessen Wohnung betreten hatte.

Havelock legte die Kleidung ab, bestand darauf, es ohne seine Hilfe zu tun – ein Stuhl stand bereit, auf dem er sich abstützen konnte –, und legte sich dann, nur in Unterwäsche, auf die Liege. Valentin nahm von dem vorhandenen Massageöl, massierte ihn, bewegte seine Beine behutsam, sorgfältig die Agilität der Gelenke austestend, und was das betraf, war der Politiker ein alter Mann wie viele andere, mit denen er es schon zu tun gehabt hatte.

Aber er war ein schwieriger Klient, war unruhig, nicht bei der Sache, ungeduldig, schien es nicht erwarten zu können, es hinter sich zu bringen. Als ob er noch Wunder was vor hätte an diesem Tag!

Frau Almassy hatte für Havelock großzügig Zeit eingeplant, für den Fall, dass der Altpräsident Sonderwünsche hatte. Die hatte er aber nicht, im Gegenteil, als Valentin mit seinem Programm durch war, sagte er: »Gut, gut«, und ließ sich bereitwillig von der Liege helfen.

Während er sich wieder anzog – es war quälend, ihm zusehen zu müssen, wie er sich dabei abplagte –, hielt er plötzlich inne, sah Valentin an und meinte: »Sie müssen mich entschuldigen, ich fürchte, ich habe manchmal so meine Launen. Nehmen Sie sich das bitte nicht zu Herzen. Sie haben das übrigens sehr gut gemacht, die Massage und die Übungen gerade. Man

merkt, dass Sie erfahren sind, trotz Ihrer jungen Jahre. Es ist nur, dass Kilian …«

Er hielt inne, presste die Lippen zusammen.

»Ja?«, sagte Valentin gespannt.

Havelock winkte ab, begann den Kampf mit seinem Oberhemd. »Ach, das erzähle ich Ihnen ein andermal.«

Lina war gerade fertig mit allem, als Valentin nach Hause kam.

»Oh, du hast ja alle Kisten alleine ausgepackt!«, bemerkte er sofort.

War ja auch nicht schwer zu bemerken, so schlimm, wie es vorher ausgesehen hatte.

»Von wegen«, erwiderte sie und biss ihn nach seinem Begrüßungskuss spielerisch in die Nase. »Deine Kisten stehen noch im Schlafzimmer, völlig unberührt.«

»Das will ich aber auch hoffen …« Er unterbrach sich, schnupperte. »Oh, und du hast was *gekocht*!«

»Ja, einen Gemüseauflauf mit Proti-Bällchen. Der steht im Ofen und wird immer brauner, also beeil dich!«

Sie hatte Angst gehabt, sich in dem Supermarkt der Oase nicht zurechtzufinden, deshalb hatte sie vor dem Einzug noch Vorräte gekauft und mitgebracht. Um den Moment hinauszuzögern, in dem sie es angehen musste, hier einzukaufen.

Tatsächlich hatte sie sich noch gar nicht alleine aus der Wohnung getraut, aber das brauchte Valentin nicht zu wissen. Das würde sie schon noch hinkriegen!

Valentin verschwand wie der Blitz im Bad und war zurück, noch ehe sie alles auf dem Tisch hatte. »Weißt du was?«, rief er aus, als er den Auflauf sah. »Das ist der Moment für den Wein, den wir zum Einzug bekommen haben! Unser erster richtiger Tag hier in der Oase!«

Er sauste und holte die edel aussehende Flasche, die bei ihrer Ankunft am Samstag auf dem Tisch gestanden hatte, mit einer handgeschriebenen Grußkarte von Frau Vogt. Sie würden einen besseren Korkenzieher brauchen, sagte sich Lina, während sie zusah, wie sich Valentin mit dem abplagte, den sie hatten. Aber schließlich konnten sie anstoßen, »auf unser neues Leben!«, und es schmeckte alles großartig.

Lina hatte den Tisch vor das Fenster gerückt, sodass sie beim Essen zusehen konnten, wie die Oase allmählich in der Dämmerung versank. Wenn

es wärmer wurde, würden sie draußen essen, dachte Lina voller Vorfreude, wie die Fürsten!

Valentin erzählte von seinem Tag, von seiner Begegnung mit dem Altpräsidenten, der wohl ein eher schwieriger Mensch war, und dass er Hauke Bruhns trainiert hatte, *den* Hauke Bruhns!

»Ach herrje!«, entfuhr es Lina. »Den hab ich als kleines Mädchen angehimmelt. Der *lebt* noch?«

Valentin grinste schief. »Na klar, heutzutage werden die reichen Leute doch alle uralt … Er tritt nicht mehr auf, das stimmt, aber er produziert immer noch andere Künstler, hat mehr zu tun als je zuvor. Hat er jedenfalls behauptet. Ob’s stimmt, wer weiß?«

Als Lina wissen wollte, wie die A-Zone überhaupt aussah, holte Valentin ein Blatt Papier und zeichnete ihr eine Skizze auf: wie der innere Park gestaltet war, wo das Studio lag, wo Havelock wohnte und so weiter. So genau hatte sie es gar nicht wissen wollen. Jedenfalls schien es drüben auch ungefähr so zu sein wie in der B-Zone, nur etwas kleiner.

Später, als sie pappsatt waren und das Geschirr in der Spülmaschine stand – die übrigens ein richtig gutes Gerät war und tatsächlich lautlos arbeitete –, kuschelten sie sich auf dem Sofa aneinander und schalteten das TV ein, das mit seinem bombastischen Bild in Semi-3D das halbe Zimmer füllte. Es kam eine neue Folge von »Ruf der Gefahr«, einer Serie, die Lina schon lange verfolgte. In letzter Zeit hatte sie allerdings zu viel verpasst, als dass sie der Handlung hätte folgen können; sie würde mal rausfinden müssen, wie man mit diesem Gerät die Folgen streamen konnte, die ihr fehlten.

Valentin erzählte, dass die Hauptdarstellerin, Carola Reis, auch in der Oase lebte, auch in der A-Zone. »Heute Morgen hat sie im Studio trainiert, an der Butterfly-Maschine«, sagte er und machte die entsprechende Bewegung, wobei er die Art, wie man dabei die Brust rausstreckte, ziemlich übertrieb. »Und was soll ich sagen? In echt sieht die genauso sexy aus wie im Film.«

Lina boxte ihn auf die Schulter. »Valentin Jouvens!«, schnaubte sie. »Was fällt dir ein, anderen Frauen nachzuschauen?«

Er grinste dreist. »Du, das war rein berufliches Interesse …«

»Du Schuft! Du willst mich nur eifersüchtig machen!«

»Fies von mir, ganz schlimm fies.« Er zog sie an sich, und natürlich wehrte sie sich, aber nur zum Schein, und als seine Hände unter ihr Shirt glitten, gab sie allen Widerstand bereitwillig auf.

Für einen Moment fiel ihr der Stoffhund ein, den sie gefunden hatte, und sie fragte sich, wieso sie sich gescheut hatte, Valentin davon zu erzählen – doch dann nahmen die Dinge ihren Lauf, und sie dachte nicht länger daran …

# Kapitel 5

*Dienstag, 4. März 2064*

Am nächsten Tag ging Valentin um zehn Uhr zu Präsident Havelock, um die Zeit also, die dieser gewohnt war.

Es roch seltsam, als er wieder dessen Wohnung betrat, deutlich anders als am Tag zuvor: Als habe jemand darin geraucht.

»Hatten Sie Besuch gestern Abend?«, fragte Valentin arglos, einfach, um ein bisschen Konversation zu machen: Dass Havelock Nichtraucher war, stand nicht nur in dessen medizinischen Unterlagen, es war auch allgemein bekannt.

Doch Havelock reagierte fast, als habe Valentin ihn persönlich beleidigt. Nein, er habe keinen Besuch gehabt, was denke er, und überhaupt, von wem denn? Wer wolle ihn schon besuchen? »Der Rauch, den Sie da riechen«, erklärte er hektisch, »der zieht manchmal von einer der benachbarten Wohnungen herüber, so ist das nämlich! Ich sollte mich wirklich mal beschweren. Das ist so rücksichtslos von den Leuten …«

Valentin nahm es hin, wiegelte ab und lenkte das Gespräch auf andere Themen, aber irgendetwas war trotzdem seltsam an diesem Morgen: Die Möbel im Wohnzimmer standen ein wenig anders als am Vortag, und der Teppich wies an einigen Stellen Druckspuren von etwas Schwerem auf. Und als ihm später bei der Massage etwas von dem Massageöl daneben ging und er auf der Suche nach einem Papiertuch in die Küche eilte, sah er *zwei* Gläser in der Spüle, und in einem davon schwamm ein abgebranntes Streichholz!

Valentin sagte sich, dass ihn das ja wirklich nichts anging, riss ein Stück von der Rolle ab und kehrte damit zurück an den Massagetisch, um den Fleck aufzuwischen, ehe er weitermachte.

Dann meinte Havelock während der Massage plötzlich: »Ich muss Sie mal was fragen. Sie haben doch Erfahrung mit so alten Knackern, wie ich

einer bin, oder?«

Valentin amüsierte sich über den Ausdruck, den er nur aus klassischen 2D-Filmen kannte, und sagte: »Ja. Wobei jeder Mensch anders ist.«

Das war nicht nur so dahingesagt; als Physiotherapeut und Fitness-Coach konnte er diese Unterschiede buchstäblich mit Händen greifen.

»Die Sache ist die«, fuhr Havelock fort. »Am ersten Juni jährt sich die Einführung des Freiheitsgeldes zum dreißigsten Mal, das haben Sie sicher schon gehört.«

»Ja«, sagte Valentin, der gerade dabei war, den *Latissimus dorsi* des Altpräsidenten durchzukneten. »Da sollen Sie eine Rede halten, nicht wahr?«

»So ist es. Das ist wahrscheinlich die Strafe dafür, dass ich so alt geworden bin. Wie auch immer, dieser Festakt wird live übertragen, in jedes Land der Union, und sie haben eigens eine von diesen neuartigen Super-KIs installiert, die meine Rede simultan in alle europäischen Sprachen übersetzen wird. Sogar mit meiner Stimme, stellen Sie sich vor! Na, ungefähr jedenfalls.«

»Ist doch eine tolle Sache«, meinte Valentin und wechselte die Seite.

»Ja, sicher, sicher. Aber sehen Sie, wenn man so alt ist wie ich, hat man Probleme, die junge Leute nicht kennen. Man hat mir die Pläne für den Festakt gezeigt. Stattfinden wird es in Brüssel, im König-Baudouin-Stadion. Das Rednerpult wird am Nordende stehen, auf einer großen Bühne. Ich werde gute dreißig Meter dahinter sitzen, während meine Vorredner sprechen und die Musik spielt und so weiter. Und diese dreißig Meter, die würde ich gerne ohne meinen Krückstock gehen können. Ich möchte aufstehen, ans Rednerpult treten, meine Rede halten und wieder zurückkehren, ohne auszusehen wie ein Wrack. Verstehen Sie?«

»Hmm, ja. Klar.« Valentin überlegte, welche Muskeln dafür gestärkt werden mussten und mit welchen Übungen und Behandlungen man das versuchen konnte.

»Ich möchte, dass man das, was ich zu sagen habe, ernst nimmt. Und meiner Erfahrung nach muss man dazu auch *aussehen*, als sei man ernst zu nehmen.« Havelock hob den Kopf, versuchte, sich nach Valentin umzudrehen, was ihm aber natürlich nicht gelang. »Denken Sie, da lässt sich was machen?«

»Versuchen kann man es«, meinte Valentin. »Es sind immerhin noch fast drei Monate bis dahin.«

»Und ich will nicht in Ihr Studio gehen dafür«, fügte der Altpräsident hinzu. »Ich möchte es hier machen, für mich. Ohne Zuschauer.«

Valentin nickte, schon in Gedanken dabei, ein Programm zusammenzustellen. Das war eine Herausforderung. Man würde damit beginnen müssen, die tiefe Rumpfmuskulatur zu aktivieren, den *Multifidus* vor allem und den *Erector Spinae*. Zugleich musste man sich um die Beinmuskulatur kümmern, die bei alten Leuten gern verkümmerte, bei Männern noch schneller als bei Frauen.

»Das wird anstrengend«, warnte er den Präsidenten. »Da müssen Sie sich richtig reinhängen.«

»Ich hab mich mein Leben lang reingehängt, wenn eine Sache es wert war«, erwiderte Havelock.

»Gut. Dann bring ich Ihnen morgen ein Multi-Elastband mit und zeige Ihnen ein paar erste Übungen.«

»So hab ich mir das vorgestellt.«

»Langweilig wird’s Ihnen dann aber nicht mehr.«

»Umso besser.«

Als Valentin schließlich ging, roch er im Flur, kurz vor der Haustür, wieder diesen Zigarettenrauch, und er fragte sich, ob der alte Mann ihn am Ende mit dieser ganzen Unterhaltung nur davon hatte ablenken wollen. Wieso hatte Havelock so vehement abgestritten, Besuch gehabt zu haben? Dabei war eindeutig jemand da gewesen – doch wer? Wessen Besuch wollte der Altpräsident nicht eingestehen?

Rätselhaft.

Heute lief es! Kaum dass Valentin aufgebrochen war, setzte sich Lina an ihren Computer und schrieb. Sie hatte beschlossen, einfach irgendwo anzufangen, Erinnerungen festzuhalten, wie sie ihr kamen, und das alles erst später in eine Reihenfolge zu bringen.

Die erste Szene handelte davon, wie ihre Mutter, um Vaters hochfliegende Pläne zu unterstützen, einen Putzjob angenommen hatte, schwarz natürlich, weil andernfalls die Steuer von dem Verdienst so gut wie nichts übrig gelassen hätte. In der Folge blieb die damals erst fünf Jahre alte Lina oft ganz allein zu Hause, und mehr noch, man hatte ihr eingeschärft, dass sie niemandem verraten durfte, wo Mutter war, wenn jemand nach ihr fragte. Sie solle dann sagen, Mutter sei spazieren, hatte man ihr aufgetragen, und das tat sie.

Lina war gerade dabei, zu schildern, wie Frau Specht, ihre neugierige Nachbarin, gesagt hatte: »Deine Mutter geht aber viel spazieren«, als es an der Wohnungstür klingelte.

Und, o wundersame Duplizität der Ereignisse, als sie aufmachte, stand eine stämmige Frau in einem weißen Overall mit dem Logo der Oase davor und sagte: »Guten Tag. Ihr Reinigungsdienst.«

Und ehe Lina reagieren konnte, sausten die beiden Putzroboter, die sie dabei hatte, los und verschwanden mit hungrigem Surren unter der Couch und unter den Schränken.

»Aber …«, wandte Lina ein, »wir sind doch erst am Samstag eingezogen!«

»Schon klar«, sagte die Frau, die ein Wägelchen mit einer Menge absonderlicher Putzgeräte hinter sich her zog. »Genau deshalb bin ich hier. Nach einem Einzug ist’s am nötigsten.«

Lina zögerte, wusste nicht, was sie tun sollte. Recht war es ihr nicht, vor allem nicht *jetzt*! Wobei … wenn die Alternative hieß, alles selber zu putzen, war es vielleicht doch nicht so schlecht?

»Ich schlage vor, Sie gehen einfach ein Stündchen spazieren«, sagte die Frau. »Regnet grade nicht. Bis Sie zurückkommen, ist alles nanosauber.«

»Ja, gut«, flüsterte Lina und gab den Weg frei. Dann schlüpfte sie rasch in die Schuhe, schnappte sich ihren Pod und ihre Jacke und überließ der Frau die Wohnung.

Und als sie hinunterging und ins Freie trat, hatte sie sich einen Moment lang in dem verwirrenden Verdacht, nun zu werden wie ihre Mutter. Die so viel »spazieren gegangen« war.

Aber sie ging ja tatsächlich spazieren, zum ersten Mal. Ach, war vielleicht doch nicht schlecht, dazu gezwungen zu sein. Und eigentlich war es schön hier auf den Wegen, zwischen all dem Grün!

Ihre Nase begann zu laufen, als sie eine Weile unterwegs war, das erste Anzeichen ihres alljährlichen Heuschnupfens. Als sie auf ihrem Rundgang den Eingang zur Apotheke entdeckte, gab sie sich einen Ruck und ging hinein.

Es war eine Apotheke, in der man bedient wurde, ganz komfortabel. Die Apothekerin, eine hagere ältere Frau, die das Haar hochgesteckt trug, las gerade in einem dicken, irgendwie wissenschaftlich aussehenden Buch und machte sich Notizen dabei, als Lina eintrat. Im Hintergrund lief ein leise gestelltes TV-Gerät, das auf einen Nachrichtenstrom eingestellt war.

Die Frau legte das Buch sofort beiseite und kam an die Theke, um sich nach Linas Begehr zu erkundigen. Sie sagte tatsächlich »Begehr«, was Lina nicht gleich verstand. Ein Heuschnupfenmittel, bat sie dann.

»Ja, die Pollen fliegen schon wieder«, sagte die Frau und schob ihr einen Pod-Sensor hin.

Lina starrte das silberne Ding beklommen an. »Ich, ähm, habe keinen Medo-Skill. Nur die Karte.« Sie räusperte sich. »Ich nehm auch ein Standardmittel, kein Problem.«

Die Apothekerin sah sie etwas von oben herab an, zumindest kam es Lina so vor, und sagte: »Standardmittel haben wir gar nicht vorrätig, die müsste ich erst bestellen. Ich verkaufe die auch nur sehr ungern. ›One type fits all‹, das heißt nur, dass sie nicht so gut wirken und wesentlich mehr Nebenwirkungen haben. Muss man sich nicht antun, finde ich.« Sie streckte die Hand aus. »Geben Sie mir Ihre Gesundheitskarte. Ich kann Ihr Bio-Profil abrufen, das dauert nicht lange.«

Lina fingerte nervös ihre Karte aus der Tasche und reichte sie ihr. Es ging tatsächlich schnell. Danach tippte die Apothekerin mit ihren Spinnenfingern auf ihrem Display herum, bis eine dunkle, schrankgroße Maschine im Hintergrund zu summen anfing: Das musste der Personalizer sein.

»Sie sind neu in der Oase?«, fragte die Apothekerin, während sie warteten.

»Ja«, sagte Lina. »Wir sind am Samstag eingezogen.«

»Ah ja«, sagte die Frau vielsagend.

Eine Weile warteten sie schweigend, während die Maschine summte und im TV-Gerät von irgendwelchen Zwischenfällen an der Mittelmeergrenze die Rede war. Lina fragte sich, was die Frau dazu brachte, diesen Job zu machen; viel los schien ja nicht zu sein. Sie betrachtete die Bücher auf dem Tisch im Hintergrund. Vielleicht studierte sie nebenher? Dann war es ein schlauer Job.

»Sie können das Medikament übrigens künftig über Ihren Oasen-Skill bestellen«, erklärte die Apothekerin nach einer Weile. »Wir liefern auch. In welchem Appartement wohnen Sie?«

»B-26.«

»Ah ja«, sagte die Frau wieder in diesem merkwürdigen Ton und tippte etwas in ihren Computer ein, die Adresse vermutlich.

Lina fiel der Stoffhund mit den dunklen Glasaugen ein, den sie gefunden hatte und der nun in ihrem Nachttisch versteckt lag.

»Sie kennen doch bestimmt alle Leute, die hier leben, oder?«, fragte sie die Apothekerin.

Die wiegte den Kopf. »So ziemlich, ja.«

»Können Sie mir sagen, wer vor uns im Appartement B-26 gewohnt hat?«

Huh, da wurde das Gesicht der Frau auf einen Schlag kühl wie Gletschereis! »Tut mir leid«, sagte sie abweisend. »Das darf ich nicht. Die ärztliche Schweigepflicht gilt auch für uns.«

»Verstehe«, beeilte sich Lina zu sagen. »War nur so eine Frage.«

Der Personalizer gab einen Glockenton von sich, als Linas Medikament fertig war: Sie bekam es in einer hübschen blauen Spraydose, mit einem Etikett, auf dem ihr Name und ihre Codenummer standen, dann, um was für ein Präparat es sich handelte – »Heuschnupfenmittel« – und wie es anzuwenden war: »Bei Einsetzen der Symptome 1x sprühen pro Nasenloch«.

Lina zahlte per Pod, und als sie ging, fragte sie sich, ob ihr Interesse an der Familie vor ihnen nicht auch schon etwas Krankhaftes hatte.

Endlich ließ sich Clemens mal blicken. Kam an, schüttelte seinen Regenkittel aus, ehe er ihn an den Haken hängte, und moserte: »Sag mal, *die* passen aber auf dich auf hier! Ich musste meinen Ausweis zweimal vorzeigen, und dann haben sie noch eine Datenbank abgefragt, ehe ich durch die Tür durfte.«

»Will ich doch schwer hoffen«, erwiderte Ahmad. »Polizist im Dienst verletzt, Angreifer flüchtig … Das ist die Standardprozedur, würde ich sagen.«

»Hast ja recht.« Clemens zog sich den Stuhl heran. »Also, erzähl! Wie geht’s dir?«

Ahmad versuchte, ein überlanges Barthaar auszureißen, das er beim mühsamen Schneiden vor dem Spiegel übersehen hatte, aber es glitt ihm durch die Finger. »Was willst du wissen? Dass ich jeden Tag aufstehen und mit einem Rollator herumlaufen muss und mir dabei älter vorkomme als mein Großvater? Dass die TV-Anlage sechshundert Kanäle hat und ich den ganzen Tag lang zappen kann, selbst wenn ich die Kanäle auslasse, deren Sprache ich nicht verstehe? Dass ich trotzdem nichts finde, was sich anzuschauen lohnt?«

»Kenn ich, ich hab daheim dieselbe Anlage«, sagte Clemens und versuchte vergeblich, Zuversicht auszustrahlen. »Das wird wieder, du wirst sehen.«

Genau das bezweifelte Ahmad gerade. Gut, sie hatten ihn zusammengeflickt, und die Ärzte versicherten ihm jeden Tag, er mache Fortschritte – aber er war jetzt schon *wie lange* hier drinnen? Eine Woche? Und er fühlte sich immer noch wie ein Wrack.

*Das muss doch wieder werden*, sagte er sich jeden Morgen und hatte dabei große Angst, dass es eben nicht mehr werden würde. Dass er, wenn er hier rauskam, nicht mehr würde arbeiten können. Dass er aufs Freiheitsgeld zurückgeworfen sein würde, einer von denen, die von der Gesellschaft nur durchgefüttert wurden.

Das Irre war, dass ihn diese Angst schon immer verfolgt hatte. Was er nie im Leben zugegeben hätte, zumal es auch ziemlich komisch geklungen hätte bei seinem Job, aber ja, so war es: Er hatte doch nur Polizist gelernt! Wenn er das nicht mehr machen konnte … Es gab Quereinsteiger in andere Jobs, klar. Es gab alles. Doch dazu brauchte man Glück und eine eisenharte Motivation, und mindestens an der mangelte es ihm; er wollte ja gar nichts anderes machen als Polizeiarbeit! Sicher, er hatte in seinem Job viele Leute kennengelernt, die mit dem Freiheitsgeld zurechtkamen und ein Leben führten, mit dem sie zufrieden zu sein schienen – aber er hätte mit keinem von ihnen tauschen wollen!

Verrückt, irgendwie. Er verstand es selber nicht. Denn auf das Freiheitsgeld verzichten hätte er ja auch nicht wollen. Wie sollte das auch gehen? Darauf angewiesen zu sein, Monat für Monat genug zu verdienen, nur um am Leben zu bleiben, das kam ihm so atemberaubend vor wie ein Tanz auf dem Hochseil. Früher hatten die Leute so gelebt, sicher, aber was hieß das schon? *Früher!* Früher hatte es auch Sklaverei gegeben, Kinderarbeit und Kolonialismus; das war ja wohl kein Maßstab.

Über solche Dinge hätte er gern gesprochen, aber mit Clemens ging das nicht. Der hatte für solche Dinge kein Ohr, schaltete schnell ab, wenn es ihm zu kompliziert wurde.

»Ich soll dir übrigens einen Gruß von der Chefin ausrichten«, berichtete Clemens mit wonnigem Lächeln. »Sie wünscht dir gute Besserung und baldige Rückkehr und so weiter, und so weiter.«

»Ich bemüh mich ja. Jetzt sag schon, was hab ich verpasst?«

Also erzählte Clemens, wie alles gelaufen war. Der Kunde war weg gewesen wie nichts, der Händler hatte geschrien wie am Spieß, ohne auf die Idee zu kommen, einen Notruf abzusetzen; das hatte Clemens bei seiner Rückkehr tun müssen.

»Die haben mich dann auch gleich verarzten müssen«, gab er zu. »Du weißt ja, ich kann kein Blut sehen, schon gar nicht das von Leuten, die ich kenne. Na ja, kleine Spritze, bisschen Sauerstoff und so, danach war ich wieder auf den Beinen. Wir haben diesen Gabriel Antonis mitgenommen und befragt, und er hat schließlich gestanden, dass sie sich dort draußen verabredet hatten auf Wunsch des Kunden, der anonym zahlen wollte, mit Bitcoin. Schwarzgeld – war also tatsächlich unser Fall! Ja, und von Überwachungskameras gesehen werden wollte er natürlich nicht. Deswegen diese Ecke. Eine Pod-Signatur hat man auch nicht gefunden, statt eines Pods hatte er wohl so ein anonymes Kryptogerät dabei. Jedenfalls, Antonis weiß nicht, wer das war, und da kein Verkauf stattgefunden hat, können wir ihm nichts anhaben.«

»Was für Zeug wollte der Kerl denn?«

»Was Beruhigendes auf jeden Fall. Als wir gekommen sind, haben sie gerade über ›Ten Zen‹ gesprochen. Diese grünen Dinger, die aussehen wie Hustenbonbons.«

»Ja, hab ich schon mal gesehen.« Ahmad strich die Bettdecke über seinem Schoß glatt und dachte lieber nicht daran, *wo* und bei *wem* er diese Pillen gesehen hatte. »Du, bring doch beim nächsten Mal die Videos der umliegenden Kameras mit, damit ich hier ein bisschen was zu tun habe.«

Clemens atmete geräuschvoll ein. »Kann ich machen, aber … Du weißt schon, dass du nicht selber nach dem Täter suchen darfst? Befangenheitsklausel und so.«

»Ich weiß nicht, ob’s dir aufgefallen ist, aber ich bin quasi bettlägerig. Ich kann sowieso niemanden suchen. Und so ein paar Videos von vorbeilaufenden Leuten, vom Straßenverkehr, von Bäumen, die sich im Wind bewegen und so weiter, das wär eine echte Abwechslung zu dem Zeug im TV.«

»Ich sag’s ja nur. Eine vom Dezernat G hat mich schon befragt, hat ein Phantombild erstellt nach meinen Aussagen und denen des Drogenhändlers, die Suche läuft. Dich wird sie sicher auch noch befragen.«

»Wer ist es denn? Die Beierlein oder die …?«

»Die Dobrev.«

»Ah ja. Okay.«

In diesem Moment schob sich die Tür auf, und ein Medorobot kam hereingerollt, eine kegelförmige, schneeweiße Maschine mit einem puppenhaft bemalten Kugelkopf und sechs Armen. Sie rollte an Ahmads

Bett, richtete ihre Kameraaugen auf ihn und sagte: »Ich muss Ihre aktuellen Werte erfassen. Nennen Sie bitte Ihren Namen und Ihr Geburtsdatum!«

Ahmad musste grinsen über das verblüffte Gesicht, das Clemens machte. »Der kommt jeden Tag drei Mal, ob du’s glaubst oder nicht.«

Clemens schüttelte fassungslos den Kopf. »Das letzte Mal war ich in einem Krankenhaus, da war ich fünf. Ich wusste nicht, dass sich seither so viel getan hat.«

Der Roboter stupste Ahmad an. »Nennen Sie bitte Ihren Namen und Ihr Geburtsdatum!«

»Ahmad Hussein Müller«, sagte Ahmad artig sein Sprüchlein auf. »Geboren am 25. Oktober 2037 in Ruhrstadt.«

»Ich habe Sie identifiziert«, erklärte die Maschine mit einer seltsam geschlechtslosen Stimme. »Bitte machen Sie den Oberkörper frei.«

Ahmad öffnete das weiße Hemd, das alles war, was er am Leib trug, und ließ es über sich ergehen, dass der Roboter mit all seinen Instrumentenarmen zugleich auf ihn losging. Er maß seinen Blutdruck und seinen Puls (am Oberarm), seine Körpertemperatur (im Ohr), nahm ein EKG (auf der Brust), spähte ihm ins Auge und in den Rachen und was sonst noch alles.

»Danke für Ihre Kooperation«, ertönte es aus dem Gerät, als die Untersuchung beendet war, und: »Weiterhin gute Besserung.« Damit rollte die Maschine aus dem Zimmer.

»Pass auf«, sagte Ahmad, während er das Hemd wieder zuzog, »die werden dich gleich fortschicken. Sag bitte Thorben Bescheid wegen dieser Liechtensteinsache! Ich hab das Material aus Vaduz angefordert; das muss in meinem Posteingang liegen. Er soll sich drum kümmern. Und …«

»Ja, ja«, sagte Clemens. »Wir machen das schon. Jetzt kümmer du dich erst mal um dich selbst.«

Und tatsächlich, da kam auch schon ein Krankenbruder zur Tür herein, aseptisch streng dreinblickend, und bat Clemens in wohlgesetzten Worten, seinen Besuch zu beenden.

»Alles klar.« Clemens sprang auf, sichtlich erleichtert, wieder gehen zu dürfen.

»Naki, eins noch«, sagte Ahmad rasch. »Woher hat Franka Bescheid gewusst?«

»Ich, ähm, hab sie angerufen. Ich dachte, ist bestimmt in deinem Sinne.«

Ahmad nickte. »Ja, klar. Sie war da, aber … aber nur ein einziges Mal, ganz am Anfang. Ich war gar nicht richtig bei mir.«

Clemens zögerte, schon im Gehen, ungeduldig beobachtet von dem Krankenbruder. »Sie hat wohl viel zu tun grade«, sagte er. »Und es hat sie auch ziemlich mitgenommen.« Er grinste schief. »Ich, ähm … du siehst ja, ich muss.«

Damit ging er, und Ahmad blieb zurück mit dem Gefühl, dass ihm Clemens etwas verschwiegen hatte. Etwas, das mit Franka zu tun hatte. Etwas Wichtiges.

*Niemand sah ihn hineingehen. Es war eines dieser Häuser, deren Videoanlage lächerlich einfach außer Betrieb zu setzen war.*

*Er mied den Fahrstuhl, stieg zu Fuß in den 6. Stock hinauf und wartete im Treppenhaus, bis sein Herzschlag sich normalisiert hatte.*

*Dann suchte er die Tür.*

*Sie war leicht zu finden. ›G. Antonis‹ stand auf dem Klingelschild und ›Staatl. lizensierter Drogenberater‹.*

*Er klingelte, hielt dabei den Spion zu. Fast alle Leute öffneten in so einem Fall trotzdem. Antonis auch.*

*»Sie?«, wunderte er sich. »Was wollen Sie denn hier?«*

*Er stellte blitzschnell den Fuß in die Tür und zeigte dem Händler, wie der Lauf seiner Pistole von vorne aussah.*

*»Ich will, dass Sie mit mir kommen«, sagte er.*

# Kapitel 6

*Mittwoch, 5. März 2064*

Jeden Morgen kam ein Physiotherapeut zu Ahmad, um mit ihm das Gehen zu üben, ein älterer Mann, der selbst jetzt, im März, braungebrannt wirkte. Er erzählte Ahmad, dass dieser ihn bei seinem ersten Besuch, ganz am Anfang, mit jemandem verwechselt habe. »Mit jemand, der Sidi heißt«, sagte er.

Ahmad lachte. »Ja, wahrscheinlich, weil Sie meinem Großvater ein bisschen ähnlich sehen.«

Worauf der andere stutzte. »Aber Ihr Großvater heißt doch Rami, wenn ich’s recht gesehen habe?«

Ahmad schüttelte den Kopf. »Schon, aber ›Sidi‹ ist eine … wie soll ich sagen? Eine ehrenvolle Anrede für ältere Respektspersonen. Im Ostarabischen – Syrien, Palästina und so – heißt es wortwörtlich ›mein Großvater‹. Es ist das, was ein Enkel zu seinem Großvater sagt.«

»Aha«, sagte der Therapeut. »Man lernt doch nie aus.«

Seine gesunde Hautfarbe, erzählte er später, rühre daher, dass er einen großen Garten geerbt habe, in dem er praktisch jeden Nachmittag arbeite. Den Job im Krankenhaus mache er nur vormittags und eher, um in Übung zu bleiben, nicht des Geldes wegen. »Wenn das Busfahren noch was kosten würde, so wie in meiner Kindheit, würde ich unterm Strich draufzahlen«, meinte er lachend.

Ansonsten war er gut drauf, lobte Ahmad für seine Fortschritte und seine Ausdauer bei den Übungen. »Trifft man nicht oft an, so eine, sagen wir mal, gesunde Hartnäckigkeit«, meinte er. »Dickköpfigkeit schon, klar. Aber das ist halt nicht dasselbe.«

Nach den Übungen war Ahmad erschöpft und befolgte bereitwillig die Anweisung des Mannes, sich auszuruhen. »Aber heute Nachmittag sollten Sie das noch einmal machen. Eine halbe Stunde mit dem Rollator, den Flur

auf und ab.« Er wedelte mit seinen knotigen, lichtgebräunten Händen hin und her.

»Während Sie Ihre Kartoffeln pflanzen, verstehe«, erwiderte Ahmad. »Ich werde an Sie denken.«

Der Physiotherapeut lachte. »Von wegen Kartoffeln. Jetzt ist die Zeit, um Möhren zu säen und Tomaten vorzuziehen. Aber heute Nachmittag beschneide ich meine Rosen, wenn Sie schon an mich denken wollen.«

Doch als Ahmad am Nachmittag dann dieses peinliche Gerät vor sich her durch den Flur schob, war ihm das bald viel zu langweilig und außerdem viel zu einfach. Man wächst an seinen Herausforderungen, dachte er und beschloss, sich ein ehrgeizigeres Ziel zu setzen: Er würde bis zum Lift gehen und dann in die Empfangshalle im Erdgeschoss fahren. Dort gab es, das hatte er dem Krankenhausprospekt entnommen, noch ein öffentliches Telefon! Was ja fast an sich schon eine Sehenswürdigkeit war. Von dort aus wollte er Franka anrufen. Er rief sie gern von Geräten aus an, deren Nummer sie nicht kannte; er mochte es, wie sie sich freute, wenn er sich überraschend meldete. Das sollte seine Belohnung für die Mühen des Weges dorthin werden.

Das erste Hindernis war die verschlossene Stationstür am Ende des Flurs. Doch als Ahmad versuchsweise auf den Öffnen-Knopf drückte, in einem Moment, als niemand zu sehen war, fuhr sie einfach auf, relativ lautlos auch noch. Ahmad grinste und machte sich rasch davon.

Sein Abenteuer wurde anstrengender, als er sich das vorgestellt hatte. Im Aufzug spürte er seine Beine zittern, und als er unten ausstieg, musste er erst mal verschnaufen. Nun war er froh, sich auf dem Rollator abstützen zu können.

Die Halle war riesig. Ahmad kannte sie nur von den Drucksachen in seinem Zimmer, und auf den Fotos hatte sie nicht so gewaltig ausgesehen. Aus einem schier endlosen, weißen Boden, der wie eine Flüssigkeit schimmerte, erhoben sich dünne Säulen, die eine Decke voller Oberlichter trugen. Ein abstraktes Kunstwerk, ein Wirbel aus Farben und gläsernen Ausbeulungen, bedeckte die der Glasfront gegenüberliegende Wand. Neben der weitläufigen, geschwungenen Empfangstheke aus einem rot glänzenden Material hing eine Reihe von TV-Geräten, auf denen Werbespots liefen. Ahmad musste grinsen, als er eine der Darstellerinnen erkannte: Ausgerechnet Carola Reis, die sonst in jedem Film, in dem sie mitspielte, als sportliche Powerfrau zu sehen war, mimte eine Patientin mit Gelenkproblemen!

Gut. Weiter. Das öffentliche Telefon musste irgendwo dort vorne sein, laut dem Übersichtsplan auf seinem Nachttisch.

Auf dem Weg dorthin erregten ein paar Kisten mit Büchern auf einem Tisch Ahmads Aufmerksamkeit. *Greifen Sie zu, alle Bücher sind desinfiziert!* stand auf einem Schild davor.

Er hielt an und wollte gerade anfangen, in den Kisten zu stöbern, als eine Stimme an sein Ohr drang, die ihm sehr bekannt vorkam. Er sah auf und erblickte im Eingangsbereich einen langen, blonden Pferdeschwanz, den er kannte: Franka!

Na, so ein Zufall! Sie stand mit dem Rücken zu ihm, telefonierte. Gute Gelegenheit, die Überraschung noch größer zu machen. Ahmad setzte sich leise, aber zielstrebig in Bewegung.

»… nein, einen Bohrhammer!«, sagte sie gerade, als er in Hörweite kam. »Und es muss ein koreanischer oder ein chinesischer sein. Größe fünf. Ja. Und möglichst schnell, zu den üblichen Konditionen.«

Sie trug ihren alten, dunkelgrünen Regenponcho und darunter den unvermeidlichen Overall.

»Ach ja, und wenn’s das gibt, in Violett.« Sie machte eine wilde Geste mit dem freien Arm. »Na, weil das zufällig meine Lieblingsfarbe ist! Nein, *nicht* Pink! Bloß nicht. Ich *hasse* Pink.«

Jetzt war Ahmad nahe genug, um zu sagen: »Ist das wahr? Du *hasst* Pink?«

Franka fuhr herum, sah ihn, stieß einen Juchzer aus und fiel ihm um den Hals. Warf ihn fast um dabei, merkte es gerade rechtzeitig, alles ging gut. Verabschiedete ihren Gesprächspartner hastig, nicht, ohne ihm noch einmal einzuschärfen, Violett und Pink auf keinen Fall zu verwechseln, dann küsste sie Ahmad ab, beschwerte sich, dass er nach Desinfektionsmitteln schmecke, und küsste ihn wieder. Ganz durcheinander war sie, die sonst immer so coole Franka. So kannte er sie gar nicht.

»Ich brauch so eine Maschine, weißt du, dringend«, plapperte sie los. »Anders kommt man Wänden nicht bei, die aus den 3D-Druckern der frühen Vierzigerjahre stammen. Da machst du bloß dein Werkzeug dran kaputt. Keine Ahnung, was die sich damals dabei gedacht haben.«

»Aber pink darf das Ding nicht sein?«

»Nee«, erklärte sie kategorisch und zupfte sich eine blonde Strähne aus dem Gesicht. »Vorgestern wollte eine Kundin pinkfarbene Fliesen, stell dir vor. Hab ich abgelehnt. Da soll sie sich jemand anderen suchen.«

Ahmad musterte sie aufmerksam. »Franka«, fragte er, »ist alles in Ordnung?«

Sie hielt inne, schien auf einmal richtiggehend in sich zusammenzufallen. »Oh, Ahmad! Wie ich dich da so gesehen hab letzte Woche … Ich hab echt gedacht, du stirbst!« Sie schluckte. »Du stirbst, hab ich gedacht, und ich hab nicht mal ein Kind von dir!«

»Oh!«, entfuhr es Ahmad. Das war bisher noch nie Thema zwischen ihnen gewesen. »Also … die Ärzte sagen, sie hätten mich repariert. Es ist also noch alles möglich.«

Franka sah ihn mit großen Augen an, schwankte zwischen Lachen und Weinen. »Hat das grade blöd für dich geklungen?«, wollte sie wissen.

»Nein«, sagte er und legte den Arm um sie. »Wunderbar hat es geklungen.«

Sie fing sich, versuchte, wieder die Franka zu sein, die er kannte, die schlanke, zackige Installateurin, die Rohre verschweißte und Wände einriss, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber es gelang ihr nicht ganz, sie war immer noch wackelig.

»Komm«, sagte er. »Du wolltest mich ja eh grad besuchen. Gehen wir zusammen hoch.«

Auf dem Rückweg zur Station erzählte sie ihm, dass sie einen tollen Auftrag ergattert hatte, in der Gartenstadt, dem edelsten Viertel weit und breit. »Aber das Ding ist halt ’42 gebaut worden und so stabil wie ein Bunker. Also muss ich investieren.«

»Lohnt es sich denn dann noch?«

Ihre Stimme bekam einen schwärmerischen Klang. »Ach, ehrlich gesagt wollte ich so ein Ding schon immer mal haben.«

Die Stationsleiterin war äußerst ungehalten, als sie an der Zugangstür klingelten. »Herr Müller!«, rügte sie ihn. »Das können Sie nicht machen! Uns verpflichtet man auf die höchste Sicherheitsstufe, und Sie gehen einfach spazieren, ohne Bescheid zu sagen!«

»Sie haben ja recht«, gab Ahmad zu. »Das muss eine Art Lagerkoller bei mir gewesen sein. Ich gelobe Besserung und bitte um Entschuldigung.«

Sie schnaubte noch einmal, murmelte: »Na gut«, und ließ sie ein. Als Ahmad sein Bett erreicht hatte, merkte er, dass ihn der Ausflug doch ziemlich erschöpft hatte, und er war froh, wieder zu liegen. Franka erzählte etwas, über diesen Auftrag in der Gartenstadt, aber er konnte ihr gar nicht richtig folgen …

»Du schläfst gleich ein«, stellte sie schließlich fest. »Ich glaub, dann geh ich besser.«

»Nein«, murmelte er. »Geh nicht. Bleib bei mir, für immer …«

Sie beugte sich über ihn und gab ihm einen Kuss. »Werd einfach schnell wieder fit, dann hol ich dich ab, ja?« Und damit ging sie.

Ihr Projekt, sich öfter hinauszutrauen, machte Fortschritte: Heute ging Lina zum Mittagessen ins Restaurant!

War gar kein Problem. Sie hatte sich einfach über ihren Pod angemeldet, war dann durch die Parkanlage spaziert, während die Sonne durch die Wolken blinzelte und einen ahnen ließ, wie stark sie war. Und nun saß sie hier, an einem der hübschen Einzeltische: Doch, daran konnte man sich gewöhnen!

Herr Winter schien sich richtig zu freuen, sie zu sehen, brachte ihr gleich etwas zu trinken und einen kleinen Korb mit Brot, dazu ein Schälchen mit Öl, das dick und gehaltvoll aussah und herrlich duftete. In der Nähe saßen Leute an einem Vierertisch und diskutierten lautstark über irgendeinen Fußballclub, wie der gespielt hatte und was der Trainer falsch machte, solche Dinge. Lina musterte die Bilder, die an den Wänden hingen: Waren das andere als letzte Woche? Kam ihr so vor.

»Wo wohnen *Sie* eigentlich?«, fragte sie, als Herr Winter ihr das Essen brachte, Tofu in Erdnusssoße auf Gemüsereis.

»Ich? Oh, ich wohne in der C-Zone.«

Lina stutzte. »Ich wusste gar nicht, dass es auch eine C-Zone gibt. Wo ist die?«

Er beugte sich zu ihr herab, deutete aus dem Fenster, hinauf zu den Fronten der den Innenraum umschließenden Gebäude. »Das sind die Stockwerke ganz oben. Dort, wo die Wohnungen keine Balkone mehr haben. Auch die Leute vom Reinigungsdienst, das Wachpersonal … alle, die als Dienstleister in der B-Zone arbeiten, wohnen dort.«

»Ah, das wusste ich nicht.«

»Man hängt es nicht an die große Glocke.«

Sie überlegte, versuchte, sich zu erinnern, wie die Oase von draußen aussah: Wie ein schlichter, endlos langer Häuserblock, grau in grau. »Ist es da oben nicht arg *laut*?«

»Nein, nein. Alle Wohnungen der Oase sind nach innen gerichtet. Das ist wie bei Ihnen auch; der Flur führt außen herum, und auf der anderen Seite ist

nur die Isolation, die verhindert, dass Geräusche hereindringen. Die Fenster, die nach draußen gehen, sind auch oben bei uns nur Attrappe.«

»Verstehe«, sagte Lina. »Danke.«

Als er ihr dann den Nachtisch brachte, eine Schokocreme, konnte sie einfach nicht anders, als ihn nach der Familie zu fragen, die vor ihnen in ihrer Wohnung gelebt hatte. Es kam ihr selber wie eine Besessenheit vor.

Aber er schien ihr die Frage nicht übel zu nehmen. »Ja, hmm, wie hießen die?« Er rieb sich nachdenklich das Kinn. »Wissen Sie, am Monatsende, sobald die Auswertungen gemacht sind, müssen wir immer alle Buchungsdaten löschen. Und wenn jemand auszieht, werden auch seine Daten aus der Datenbank genommen. Das ist Vorschrift, und das Management achtet sehr genau darauf. Ich kann also nicht nachschauen, verstehen Sie?«

»War nur so eine Frage«, wiegelte Lina ab. »Ich hab bei uns ein Kinderspielzeug gefunden, das sie vergessen haben. Einen süßen Stoffhund. Und ich dachte eben, womöglich ist da irgendwo ein Kind, das ihn schrecklich vermisst?«

Er lächelte und schüttelte den Kopf. »Na, das glaube ich kaum. Deren Sohn war längst aus dem Alter raus. Der war sechzehn oder so. Sie waren selten im Restaurant. Die Frau hieß Therese, daran erinnere ich mich noch, aber wie er geheißen hat …?«

»Haben Sie eine Ahnung, wieso die ausgezogen sind? Ich meine, ist doch schön hier.«

Er biss sich kurz auf die Lippen, beugte sich dann zu ihr herab und sagte leise: »Die sind auch nicht freiwillig ausgezogen. Es gab ein *Scherbengericht*, und daraufhin mussten sie ausziehen. Ich vermute stark, weil der Junge ab und zu Stress gemacht hat. Das hat wohl vielen nicht gefallen.«

»Ein Scherbengericht?«, wiederholte Lina. »Was ist denn das?«

Er zögerte. »Es gibt zwei Wege, wie man aus der Oase rausfliegen kann. Der eine ist, klar, wenn man seine Miete nicht mehr bezahlen kann. Der andere ist, dass jemand ein Scherbengericht beantragt, das heißt, eine Abstimmung aller Bewohner einer Zone, ob sie dafür sind, dass jemand gehen soll.« Er machte eine vage Handbewegung. »Der Begriff stammt aus dem antiken Griechenland, wenn ich’s recht weiß. Damals haben sie Tonscherben verwendet. Jeder hat den Namen eingeritzt von jemandem, den

er gern losgeworden wäre, und die Person, deren Namen am häufigsten in der Urne lag, wurde aus der Stadt verbannt.«

Lina riss die Augen auf. »Und das kann einem hier auch passieren?«

Herr Winter richtete sich wieder auf, nickte gewichtig. »So sind die Regeln.« Er lächelte. »Aber machen Sie sich keine Sorgen, das passiert selten … und jemand, der so sympathisch ist wie Sie, muss da nichts fürchten, denke ich.«

Danach aß Lina die Schokocreme, ohne etwas zu schmecken, und sah dabei nachdenklich aus dem Fenster. Die Sonne schien herab, tauchte den Park in ein Licht, das vom Nahen des Sommers kündete. Die Anlage sah so lieblich aus wie noch nie – doch auf einmal kam sie Lina *bedrohlich* vor.

*Da sitzen wir nun und fühlen uns immer noch, als hätte man uns aus dem Paradies vertrieben*, dachte Therese Strehminger, als sie den Auflauf an den Tisch brachte. Wie die beiden dasaßen! Kilian, mit hängenden Schultern! Noch nie hatte sie ihren Mann in so schlechter körperlicher Haltung gesehen. Und Ole … nun, bei einem Sechzehnjährigen war es nicht ungewöhnlich, wenn er irgendwie hingelümmelt auf seinem Stuhl hing – aber trotzdem …

Ja, sie vermisste die Wohnung auch. Die hier war in Ordnung, sie hätten es schlimmer erwischen können, aber, ganz ehrlich, verglichen mit der Oase war hier halt alles eng und alt. Wenn es regnete, beschlugen die Fenster, die Essküche war ein schrecklich langer Schlauch, dazu der grauenhaft schwarz-weiß-karierte Boden …

»Ein *bisschen* mehr Begeisterung könntet ihr ja schon zeigen«, sagte sie, während sie ausschöpfte. »Ich hab sogar eigens Twinkies mit reingetan, unsere letzten.«

»Das heißt, ab jetzt gibt’s nie wieder welche«, maulte Ole.

Therese sah ihren Sohn verweisend an. »Wieso heißt es das?«

»Weil’s die nur im Oasenmarkt gab.«

»Ach, die wird’s schon anderswo auch geben.« Therese langte zur Schublade des Küchenschranks hinüber – das immerhin war ein Vorteil, nichts war wirklich weit weg – und holte den Zettel heraus, auf dem sie den Vormittag über ihre Notizen zur Lage festgehalten hatte. »Passt auf, ich hab mir überlegt, was wir machen werden, um es hier ein bisschen gemütlicher zu haben. Ich will ein paar der Möbel ersetzen, vor allem den Esstisch hier, der ist uns ja viel zu klein. Dann sollten wir Farbe kaufen und den Flur und alle Türrahmen darin neu streichen …«

»Ein neues TV könnten wir kaufen«, schlug Ole vor. »Das hier ist steinalt!«

»Ach was, der tut es noch«, widersprach Therese.

Ole schnaubte. »Der hat nicht mal 3D. Und der geht noch über’n olles Kabel ins Netz, also fehlt die Hälfte aller Funktionen.«

Therese stieß ihren Mann an. »Sag du doch auch mal was!«

»Deine Mutter hat recht«, sagte Kilian träge. »Ein neues Gerät kostet viel zu viel. Und wo täten wir das alte hin? Wenn wir irgendwann mal umziehen, müssen wir ja ein TV-Gerät dalassen, nicht wahr?«

Therese versuchte, sich zu erinnern, wann es eigentlich üblich geworden war, in möblierte Wohnungen zu ziehen und keine oder nur wenige eigene Möbel zu besitzen. Sie war noch ein Kind gewesen, als ihre Eltern umgezogen waren, wegen der Gründung der ersten Naturschutzzonen. Sie erinnerte sich, was das für ein Aufwand gewesen war: Männer hatten riesige Schrankteile geschleppt, Matratzen, Kisten und so weiter …

»Och Mann«, maulte Ole.

»Wenn du achtzehn bist, darfst du uns gern von deinem Freiheitsgeld ein neues Gerät spendieren; bis dahin ist es ja nicht mehr lange«, beschied Therese ihn. »Aber jetzt kümmern wir uns erst mal um die dringenden Dinge. Du, Ole, wirst bis zum Wochenende die Möbel, die wir loswerden wollen, fotografieren und in die üblichen Gebrauchtbörsen einstellen, mit Beschreibung und so weiter.«

Ole blies die Backen auf und sackte in sich zusammen, unübersehbar ein Opfer elterlicher Willkür und Ausbeutung.

»Was den Küchentisch anbelangt, würde ich gern einen neuen bestellen, nach Maß, damit wir den Platz hier in der Küche optimal nutzen«, fuhr Therese fort. »Ein bisschen was von unserem Gesparten können wir ja ruhig ausgeben.«

»Und was für einer schwebt dir vor?«, erkundigte sich Kilian mit matter Stimme.

»Auf jeden Fall einen aus Wieholz. Die *Ruhrstadt Factory* hat gerade Sonderangebote, um ihre neuen 3-D-Drucker zu bewerben.«

»Okay.«

Es klang nicht begeistert, eher, als sei er mit den Gedanken ganz woanders. Und Ole hatte die Unterlippe vorgestülpt, seine Lieblingsgeste, als er in der Trotzphase gewesen war.

Zeit für eine Grundsatzansprache.

»Jetzt hört mal her, ihr beiden Trauerklöße. Die Dinge sind nun mal, wie sie sind. Wir haben in der Oase gelebt, viele Jahre lang, und wir haben es genossen. Wir haben es *richtig* genossen. Wir haben nichts ausgelassen, haben's uns echt gut gehen lassen, oder etwa nicht? Schon, oder? Also. Und jetzt leben wir eben nicht mehr dort. Nichts im Leben ist für immer, nicht mal das Leben selbst. Das schon gar nicht. Also – die Oase ist Vergangenheit, der Job dort auch. Aber das ist nicht schlimm. Wir haben immer noch das Freiheitsgeld, und man kann auch vom Freiheitsgeld allein leben! Dazu ist es schließlich da. Und das werden wir jetzt eben tun. Und zwar, weil vor zwei Wochen eine neue Phase unseres Lebens begonnen hat, eine ganz neue Phase, mit neuen Herausforderungen, aber bestimmt auch mit neuen Möglichkeiten, Spaß zu haben. Und je eher wir das Alte loslassen und akzeptieren, dass etwas Neues begonnen hat, desto eher werden wir auch aus unserem neuen Lebensabschnitt das Beste machen.«

Die beiden sahen sie betreten an, beinahe wie ertappte Sünder, und sagten erst mal nichts. Dann meinte Kilian: »Du hast ja recht«, aber er klang immer noch niedergeschlagen. Ungefähr so, wie Ole aussah.

Therese seufzte, steckte ihren Zettel wieder weg und widmete sich ihrem Essen. Die beiden würden es schon noch begreifen, früher oder später – was blieb ihnen denn anderes übrig?

Valentin hatte einen dicht gepackten Tag. Nach seinem Termin bei Herrn Havelock musste er einen Herrn Wörner beim Training coachen, dem etliche Miethäuser im Norden der Stadt gehörten. Das, was er damit verdiente, ermögliche es ihm und seiner Frau, in der Oase zu leben, meinte er, allerdings sei er angesichts der Steuern, die er zahle, eigentlich nur eine Art Hausverwalter für den Staat.

Anschließend musste Valentin zu einem Herrn Bischoff in die Wohnung, der nach einer Hüftoperation frisch aus dem Krankenhaus zurück war und wieder auf die Beine kommen wollte. Auch er war von Mitteilungsdrang beseelt, und so erfuhr Valentin, dass Herr Bischoff sein Vermögen den frühen Entschädigungszahlungen bei der Einrichtung der Naturschutzzonen verdankte; er hatte Grund und Boden in einem der Dörfer besessen, die für die Ausweitung der Zone Teuto hatten aufgegeben werden müssen. »Und Enteignungen sind so eine Sache, im Grunde habe ich viel zu wenig dafür gekriegt«, sagte er. »Hab mich erst geärgert und beim nächsten Mal für die Opposition gestimmt. Aber klar, es musste ja sein, man musste irgendwas

gegen den Klimawandel tun, und diese Milliarden Bäume in aller Welt zu pflanzen, das war sicher nicht die dümmste Idee. Also hab ich mich inzwischen damit abgefunden.« Er lachte. »Warum auch nicht? Geht uns ja nicht schlecht hier, oder?«

Als Valentin zurück ins Studio kam, war er so in Gedanken versunken, dass es ihm wie ein Überfall vorkam, als ihn Frau Almassy zu sich rief und ihn daran erinnerte, dass heute sein »großer Tag« sei, wie sie es nannte: der Tag seiner ersten Blutwäsche. Und ehe Valentin wusste, wie ihm geschah, saß er schon im Labor auf einem medizinischen Sessel und sah zu, wie seine Chefin ihm mit routiniert wirkenden Bewegungen links und rechts je eine Kanüle in die Armvene schob.

Immerhin hatte ihm das erspart, sich vorher unnötige Sorgen zu machen.

»Genau genommen ist es kein *Blut*, was Sie spenden«, erklärte Frau Almassy ihm währenddessen, »sondern nur ein bestimmter Bestandteil davon, von dem Sie als junger Mensch mehr haben, als Sie brauchen, und der sich auch schnell nachbildet, wenn man ihn ausfiltert.«

»Aha«, sagte Valentin.

»Wenn man wirklich *Blut* spendet«, fuhr sie fort, »dann darf man das nur in Abständen von mindestens acht Wochen tun und höchstens sechsmal pro Jahr. Aber Sie behalten Ihr Blut, keine Sorge. Das, was auf der einen Seite rausfließt, fließt auf der anderen Seite wieder rein, und übrigens sauberer als zuvor! Dieses kleine Maschinchen hier« – sie tätschelte einen blaugrauen Kasten von etwa Aktentaschengröße – »filtert nebenbei auch eine ganze Menge Schlacken aus, abgestorbene Zellen, Giftstoffe und dergleichen. Toll, was?«

»Klingt gut«, gab Valentin zu.

Sie lächelte verschwörerisch. »Dann lass ich Sie mal in Ruhe, bis Sie durchgeputzt sind. Soll ich Ihnen den TV einschalten?« Sie wartete seine Antwort gar nicht ab, knipste das Gerät an, das an der Wand hing, und rauschte zur Tür hinaus.

Puh. Valentin lehnte sich zurück und bemühte sich, nicht auf die beiden Leitungen zu schauen, durch die sein Blut floss. Am besten dachte er überhaupt nicht an die ganze Sache. Das war eben der Preis, den er zahlen musste, damit sie in der Oase leben durften, und er war bereit gewesen, ihn zu zahlen, für Lina.

Er konzentrierte sich auf die Reportage, die im TV lief. Es ging um eine neue Studie, die mal wieder belegte, wie gesund synthetische Nahrung war –

offenbar hatten alle drei Monate irgendwelche Wissenschaftler das Bedürfnis, das aufs Neue zu erforschen. Synthetische Nahrungsmittel, erklärte die Sprecherin, seien »so rein wie Arzneimittel«; genau wie bei diesen wisse man haargenau, was darin sei und was nicht, und zudem seien sie in ihrer Zusammensetzung nach neuesten Erkenntnissen genau auf die Bedürfnisse des menschlichen Körpers abgestimmt. Man könne also mit Fug und Recht von »Fortschritt, den man essen kann« sprechen, wie der bekannte Slogan von Synthfood lautete, dem größten europäischen Hersteller.

Über all dem Geplapper nickte Valentin ein und schreckte erst wieder hoch, als Frau Almassy zurückkam, um ihn zu erlösen. Sie spülte die Leitungen mit Kochsalzlösung durch, bis wirklich *alles* Blut wieder in seinem Körper war, dann öffnete sie eine Klappe in dem Gerät und zeigte ihm die Ausbeute: ein winziges Gläschen, in dem sich eine golden glänzende Flüssigkeit angesammelt hatte, kaum mehr als ein Fingerhut voll.

Doch seine Chefin war merklich begeistert. »Großartig«, sagte sie, »ganz großartig machen Sie das.« Sie schraubte das Gläschen behutsam heraus, verschloss es mit einem dicken Deckel. »Sieht aus wie flüssiges Gold, ist aber weitaus wertvoller. Und das Beste ist, dass Sie das hier noch übertreffen werden im Lauf der Zeit, leicht sogar. Wenn sich Ihr Körper erst mal dran gewöhnt hat, wird er doppelt so viel davon produzieren, warten Sie’s ab.«

Valentin wusste nicht, was er sagen sollte. Er fühlte sich nach der ganzen Prozedur ziemlich schwach. Oder kam das daher, dass er eingeschlafen war?

Jedenfalls war es ihm ganz recht, dass sie den Arbeitstag damit für beendet erklärte und ihn nach Hause schickte. Er fühlte sich wirklich wie ein ausgewrungener Putzlappen, als er sich umzog.

»Ach, Valentin?«, rief ihn die Chefin noch einmal zurück, gerade, als er gehen wollte, winkte ihn zu sich her und sagte leise: »Nur, dass Sie dran denken – heute Abend kein Sex! Ich brauch morgen noch Ihr Sperma.«

# Kapitel 7

*Donnerstag, 6. März 2064*

Am Donnerstagmorgen – Ahmad war ganz stolz darauf, dass er allmählich wieder wusste, welcher Wochentag war – kam ihn Clemens erneut besuchen. Er brachte einen der dicken alten Tabletcomputer mit und die Kollegin Jana Dobrev aus dem Dezernat G, G für Gewaltverbrechen.

Ahmad freute sich über den Besuch, denn allmählich langweilte er sich hier und konnte seine Entlassung kaum mehr erwarten.

Die Dobrev begrüßte ihn so kühl, wie er sie kannte, von gelegentlichen Begegnungen auf dem Flur, in der Teeküche oder bei internen Veranstaltungen. Sie gehörte zum Urgestein des Reviers. Angeblich hatte man ihr schon dreimal einen Leitungsposten angetragen, den sie jedes Mal abgelehnt hatte, weil sie in der Ermittlungsarbeit draußen bleiben wollte. Sie trug seit ewigen Zeiten dieselbe schlichte Pagenkopffrisur, nur die Brille kam Ahmad neu vor, doch er fragte lieber nicht danach.

»Herr Müller, ich möchte, dass Sie mir auch ein Phantombild erstellen von dem Mann, der Sie angegriffen hat«, sagte sie sofort nach der Begrüßung. »Die Fahndung läuft, aber sie könnte besser laufen. Erfolgreicher, vor allem.«

»Kein Problem.« Ahmad streckte die Hand nach dem Tablet aus. »Geben Sie her.«

Clemens reichte ihm den Computer, und dann standen die beiden da und sahen zu, wie Ahmad mit dem entsprechenden Programm das Gesicht zusammenstellte, an das er sich erinnerte. Einen auffallend eckig wirkenden Kopf hatte der Mann gehabt, mit streng gescheiteltem Haar und einer ausgeprägten Augenpartie, für die Ahmad nur ein ungefähr passendes Element fand. Dazu eine große Nase, einen richtigen Zinken. Wäre er ein

Schauspieler, hätte er ideal die Rolle eines arroganten Gutsherrn spielen können.

»Hmm«, meinte die Dobrev, als Ahmad ihr das fertige Porträt präsentierte, und warf Clemens einen skeptischen Blick zu. »Das sieht aber deutlich anders aus als das Bild, das wir rausgegeben haben.«

»Im Zweifelsfall stimmt seines«, beeilte sich Clemens zu versichern. »Ich bin nicht so der tolle Beobachter. Ich war außerdem eher auf den Händler konzentriert.«

Ahmad sah von einem zum anderen. »Habt ihr den denn nicht auch ein Phantombild machen lassen?«

Jana Dobrev spitzte missbilligend die Lippen. »Wir haben Schwierigkeiten, den Mann zu erreichen.«

»Ich hab ihm gesagt, er soll auf jeden Fall in der Stadt bleiben«, berichtete Clemens. »Aber sein Kontor ist geschlossen, und in seiner Wohnung ist auch niemand.«

»Und Sie haben es am Tatabend versäumt, uns hinzuzuziehen. *Wir* hätten nicht vergessen, ihn ein Phantombild anfertigen zu lassen.«

»Ja, um Himmels willen«, regte sich Clemens auf. »Ich bin bloß ein Steuerfahnder, und außerdem war ich durcheinander. Wer denkt denn an so was?«

»Ein Polizist«, sagte sie streng. »Und das sind Sie schließlich.«

Ahmad hob die Hand. »Jetzt streitet euch nicht. Das schadet meiner Genesung, ich merk’s ganz deutlich.«

Das entlockte der Kollegin tatsächlich ein Lächeln, wenn auch nur ein flüchtiges. Aber immerhin.

Ahmad vergewisserte sich, dass er eine gesicherte Netzverbindung hatte, und übermittelte das Bild ans Revier, direkt in Jana Dobrevs Postfach. Doch als er den Computer wieder zurückgeben wollte, schaltete sich Clemens hastig ein. »Ah, eine Sache noch«, sagte er. »Da sind auch die Videos drauf, aus Vaduz. Die Liechtensteinsache. Wir haben den Gesuchten identifiziert, wie er den Peter-Kaiser-Platz vom Süden her betritt, aus der Sankt-Florins-Gasse kommend. Aber an dem Tag war die große Gebrauchtbörse auf dem Platz, überall Stände, Markisen, ein Menschengewirr … jedenfalls, er verschwindet darin, und wir finden einfach nicht raus, wo er hin ist. Unsere tolle Gesichtserkennungssoftware versagt völlig, glaubt erst, ihn in einem Plakat wiederzuerkennen, und dann in einem Mülleimer. Und deshalb soll ich dich von Thorben bitten, ob du den Mann vielleicht aufspüren kannst.«

Ahmad musste auflachen. »In einem *Mülleimer*? Ich dachte immer, über das Stadium sind die KIs längst hinaus.« Er schloss das Zeichenprogramm und suchte in den Ordnern, fand einen, der *Vaduz 28–12–63* hieß, und öffnete ihn. Eine Übersichtskarte der Kamerapositionen war darin und die zugehörigen Videos.

Er begann mit dem vom Südende des Platzes, auf dem auch das Regierungsgebäude stand. Das Fürstentum Liechtenstein gehörte nicht zur Europäischen Union, kooperierte aber mit den europäischen Polizeibehörden. In Fällen von Steuerhinterziehung leistete man durchaus Amtshilfe, nicht gern zwar, doch wenn sie oft genug nachhakten, bekamen sie meistens, was sie wollten. Ewiger Streitfall war dagegen das in der EU geltende Verbot des Besitzes von Bargeld und Edelmetallen: Das Fürstentum weigerte sich hartnäckig, sich dieser Regelung anzuschließen.

»Ist doch ganz einfach«, stellte Ahmad nach fünf Minuten fest. »Der Mann taucht hier zwischen den Ständen in der Mitte unter, schlägt auf halber Strecke einen Haken und kommt hier wieder zum Vorschein, am Kreisverkehr. Dann sieht man ihn hier, vor der Berufsschule, dann am Überweg der Dr.-Grass-Straße, und schließlich verschwindet er im Haus Alvierweg 66. Hier, bitte schön.«

Er hielt ihnen das entsprechende Video hin.

»Tatsächlich«, staunte Clemens. »Das ist ja genial. Das geb ich sofort durch.«

Er zückte seinen Pod, rief im Büro an und meinte, während er darauf wartete, dass jemand ranging: »Ich find’s immer wieder unglaublich, wie du das machst, ehrlich … Ah, Thorben! Ich bin’s. Kann Erfolg melden, Ahmad hat die Spur unseres Schwarzgeldfalls verfolgt. Er verschwindet im Haus Alvierweg 66, um genau 10 Uhr 42 und 3 Sekunden.«

»Tja«, meinte die Kollegin Dobrev steif, während Clemens lauschte und immer größere Augen bekam, »ich gehe dann schon mal vor. Sagen Sie dem Kollegen Nakowski, dass ich vor dem Haupteingang auf ihn warte.« Mit anderen Worten, sie wollte dringend eine rauchen.

»Sobald er sich beruhigt hat«, sagte Ahmad.

»Ach ja, und gute Besserung noch«, fiel ihr ein, dann ging sie strammen Schrittes.

Clemens sah ihr nach, war geistig aber ganz bei seinem Telefonat. »Ist ja der Hammer!«, rief er gerade. »Na, los! Je schneller die das durchziehen, desto besser. Ja. Ja. Du, ich komm nachher gleich bei dir vorbei.« Er

beendete das Gespräch, wandte sich strahlend an Ahmad. »Alvierweg 66 – weißt du, wer dort sitzt? Niemand anders als dieser berüchtigte Privatbankier, Dr. Satoshi!«

Ahmad hob die Augenbrauen. »Muss mir das was sagen?«

»Ah!« Clemens stutzte. »Ja, richtig, da warst du ja nicht dabei. Das war ja erst letzte Woche … Okay, vergiss es. Bis du draußen bist, ist der Fall wahrscheinlich längst in trockenen Tüchern.«

»Ich hoffe, ich finde das Revier noch, wenn ich hier je wieder rauskomme.« Ahmad hielt ihm das Tablet hin. »Die Kollegin Dobrev ist schon mal vorgegangen, ihrer Sucht frönen.«

Clemens grinste breit. »Trifft sich ja prima. Behalt das Ding ruhig erst mal. Irgendwie sind mir da noch ein Haufen Videos aus der Umgebung des Tatorts draufgerutscht, ich weiß auch nicht, wie das passiert ist. Nichts Aufregendes – vorbeilaufende Leute, Straßenverkehr, Bäume, die sich im Wind bewegen und so weiter. Aber vielleicht eine Abwechslung zu dem Zeug im TV.«

»Verstehe«, sagte Ahmad grinsend und legte sich das Gerät in den Schoß. »Du willst mich schon langsam wieder an die Arbeit gewöhnen.«

Clemens schlüpfte in seine Jacke. »Spiele sind auch drauf. *Deswegen* lass ich ihn dir da. Falls die Dobrev nachfragt.« Er zwinkerte ihm zu. »Ich schätze, du findest deinen Messerstecher noch vor den Abendnachrichten. Ruf mich einfach an, egal, wie spät.« Er zog den Reißverschluss zu. »So, und jetzt sollte ich. Die Kollegin neigt zur Ungeduld.«

Damit ging er.

»Na, dann wollen wir doch mal sehen«, flüsterte Ahmad, weckte den Computer wieder auf und machte sich erwartungsvoll an die Arbeit.

An diesem Tag ging Valentin den Weg zur Stay-Young-Niederlassung mit einem leicht beklommenen Gefühl. Dass es heute deutlich wärmer war als die Tage zuvor und intensiv nach Frühling roch, nahm er kaum wahr, und es half nicht, seine Laune zu heben.

Ja, es stand in seinem Arbeitsvertrag. *Dem Arbeitnehmer kann jederzeit eine Spermaprobe abverlangt werden*, oder so ähnlich war es formuliert, in juristischem Deutsch eben. Es hatte sich harmlos gelesen. Frau Almassy hatte es ihm beim Einstellungsgespräch auch klipp und klar gesagt, dass das dazugehören würde, aber auch da hatte es noch geklungen wie keine große Sache.

War es aber irgendwie doch.

Valentin hatte so etwas noch nie gemacht. Also – natürlich hatte er es schon *gemacht,* aber nur heimlich und eher mit ein bisschen schlechtem Gewissen, nie auf Kommando!

Wie so etwas wohl ablief? Ob ihm die Chefin wohl ein Pornoheft in die Hand drücken und damit auf die Toilette schicken würde? Wahrscheinlich.

Puh. Hoffentlich brachte er das überhaupt!

Er kam an, zog sich um wie immer, wurde verlegen, als ihm seine Kollegin über den Weg lief und gleich darauf Carola Reis, die Schauspielerin, in knappen Klamotten auch noch, und sie lächelte ihm zu, erkannte ihn wieder! Dann ging er ins Büro, um seine Termine für den Tag zu erfahren, und die Chefin sagte sofort: »Ah, da sind Sie ja. Kommen Sie mit!«

»Ist das für die … ähm …?«, fragte Valentin und ärgerte sich, dass er ins Stottern kam.

»Ja«, sagte sie knapp. »Genau dafür.«

Sie lotste ihn nach nebenan ins kleine Trainingsstudio, hängte ein »Nicht stören!«-Schild auf, schloss von innen ab und zog den Vorhang vor dem einzigen Fenster zu, einer hohen Fenstertür, durch die man ein Stück Rasen und ein paar Büsche frisch und vital in der Sonne leuchten sah. Der Vorhang war von einem metallischen Grau und dimmte das Licht im Studio auf ein schummriges Maß.

»So«, sagte Frau Almassy energisch. Sie zeigte auf die Kraftstation, ein breites Gestell aus schwarzlackierten Stahlrohren, das eine Klimmzugstange trug. »Sie stellen sich hierhin, Gesicht nach vorne, ziehen die Hose runter und halten sich dann mit beiden Händen oben an der Stange fest.«

Damit ging sie zum Waschbecken, neben dem allerhand medizinische Utensilien bereitstanden. Sie streifte blaue Latexhandschuhe über, holte ein Schraubglas aus einer Schublade, stellte es vor sich hin und begann, die behandschuhten Hände mit einer klaren, öligen Flüssigkeit einzureiben.

»Wie haben Sie die Blutwäsche gestern vertragen?«, wollte sie wissen, während sie ihre Vorbereitungen traf.

»Ähm … ja, ganz gut, glaube ich«, sagte Valentin. Tatsächlich war ihm abends reichlich flau zumute gewesen, doch das behielt er für sich; er wollte nicht klingen wie ein Jammerlappen.

»Gut«, sagte sie, ihre Hände gegeneinander reibend. »Am Anfang fühlen sich manche nicht so gut, aber man gewöhnt sich schnell daran. Später ist es

keine große Sache mehr. Und es ist nun mal äußerst wichtig, das Herzstück unseres Geschäftes! Pharmafirmen zahlen viel Geld für das, was Sie zu geben haben, *sehr* viel Geld. Und um Ihre Gesundheit brauchen Sie sich nicht zu sorgen, wirklich nicht. Solange wir sauber arbeiten und den Vorgang so machen, wie er gemacht werden muss, und Sie auf Ihre Fitness achten, so lange wird es Ihnen nicht schaden.«

Sie drehte sich um. Valentin stand da, unter der Klimmzugstange wie befohlen, hatte seine Hose aber noch an.

»Was ist?«, fragte sie schroff. Sie machte eine ungeduldige Geste mit den Händen. »Die Hose runter.«

Valentin schluckte, räusperte sich verlegen und sagte: »Ähm, die Sache ist die, ich … ich bin ja verheiratet, wie Sie wissen, und … ähm, also, ich hab einfach kein gutes Gefühl dabei, wenn Sie das … ich meine, das kann ich doch auch … sagen wir, eigenhändig –«

»Nein, können Sie nicht«, unterbrach sie ihn barsch. »Das muss richtig gemacht werden, sonst ist das Sperma kontaminiert und nicht mehr brauchbar. Und dann ist es auch nichts mehr wert, verstehen Sie?«

»Ja, schon, aber …«

Frau Almassy seufzte. »Finden Sie nicht selber, dass Sie da ein bisschen altmodischen Moralvorstellungen anhängen? Meine Großeltern denken so, du meine Güte. Das hier ist keine Affäre, sondern Teil Ihres Jobs, Punkt. Was Sie übrigens wussten, als Sie den Vertrag unterschrieben haben. Also enttäuschen Sie mich jetzt nicht!«

Mit einem raschen, geübt wirkenden Tritt schob sie eine der Hantelbänke vor die Station, setzte sich vor ihn hin, packte seine Trainingshose am Gummizug und zog sie ihm mit einem Ruck bis auf die Schenkel herab. Dann meinte sie mit dünnem Lächeln: »Genießen Sie es einfach. Bisher hat es noch jedem gefallen.«

Wie herrlich, auf den Balkon hinauszutreten und zu spüren, wie der Frühling anbrach! Auf einmal sah alles wie verwandelt aus, verheißungsvoll, von künftigen Freuden und Genüssen kündend.

Heute musste sie sich nicht zwingen, die Wohnung zu verlassen, heute *zog* es sie richtig hinaus. Und heute wandelte sie nicht einfach so durch die Parkanlage, heute hatte sie ein Ziel: die Boutique.

Das war ein herrlicher kleiner Laden auf der gegenüberliegenden Seite des Parks, mit weiten Bogenfenstern und hohen, akkurat beschnittenen

Buchsbäumchen rechts und links des Eingangs. Ein verwittert aussehendes Schild aus Metall hing über der Tür: *Oasenboutique*.

Ein unbekanntes Land mehr, das es zu erobern galt, und heute fühlte sich Lina dazu imstande. Sie holte tief Luft und trat ein.

Das Öffnen der Tür ließ ein herrlich altmodisches Glockenspiel erklingen, doch erst mal rührte sich nichts; der Laden lag da wie verlassen. Ein Radio lief, eine Station, die klassische Musik spielte. Auch hier hingen an den Wänden Gemälde, Ölgemälde in eher klassischem Stil, mit Preisschildern und Prospekten der Künstler, die sie zu verkaufen suchten. Im vorderen Bereich, sozusagen im Tageslicht, das durch die Fenster hereinfiel, wurde allerhand Krimskrams angeboten. »Solange der Vorrat reicht«, stand auf einem handgemalten Schild und auf einem anderen, aus Emaille: »Aktionsware«. Lina inspizierte die Sachen. Es gab eine große Auswahl an Duftkerzen, Kissen mit verwirrenden 3D-Hologrammen darauf und Blumengestecke, die offenbar künstlich waren, aber die Blütenblätter fühlten sich total echt an …

»Das ist Blossy«, hörte sie plötzlich die Stimme einer älteren Frau hinter sich. »Ein Nano-Stoff. Fühlt sich an wie Blütenblätter, ist aber erstaunlich reißfest.«

Lina war unwillkürlich zusammengezuckt und herumgefahren. Doch beim Anblick der Frau, die aus dem Hintergrund der Boutique hervorgetreten war, entspannte sie sich wieder: Es war eine schlanke, ältere Dame mit einer großen, dickrandigen Brille auf der Nase und grauen Wuschelhaaren, die freundlich lächelte, so, als freue sie sich, endlich einmal Kundschaft zu haben. Sie trug ein elegantes rosafarbenes Jackett über einer blauen Bluse in vage russischem Stil, ein Ensemble, das Gemütlichkeit ausstrahlte.

»Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«, erkundigte sich die Beraterin.

Lina hatte Valentin am Abend zuvor gestanden, dass sie sich hier in der Oase, wo alles so gediegen und edel aussah, in ihren alten Klamotten immer irgendwie fehl am Platze fühlte, wenn sie aus der Wohnung ging. Worauf Valentin ihr zugeredet hatte, sich einfach mal was Neues zu kaufen, das könnten sie sich jetzt wirklich leisten!

Sie erklärte der Beraterin also, dass sie sich neu einkleiden, vielleicht mal mit einer neuen Hose und einem Oberteil anfangen wolle, worauf diese sagte: »Ja, prima. Kein Problem. Sie sind neu hier in der Oase, nicht wahr? Also, das läuft bei uns im Prinzip genauso ab wie draußen, nur … na, ich sag mal, ein bisschen persönlicher. Ich würde sagen, wir beide machen uns jetzt einen

schönen Vormittag und schauen, wie wir Ihre natürliche Schönheit noch besser zur Geltung bringen.«

Auf den ersten Blick hatte der Laden gar nicht so ausgesehen, aber weiter hinten stand tatsächlich ein Körperscanner, genau wie in normalen Kaufhäusern. Lina zog sich bis auf die Unterwäsche aus, trat in den Scanner, hielt die Arme mal so, mal so, wie es das Display vorgab, und zog sich dann wieder an. Als sie wieder nach vorn kam, wartete die Beraterin mit einer frischen Tasse Kaffee auf sie und einem großen, in Messing gefassten Bildschirm, auf dem sich schon Linas Körpermodell drehte.

Aber anders, als Lina es kannte, blieb es nicht dabei, sich Bilder auf dem Schirm anzuschauen und zu sagen: »Wie sieht das in Rot aus?« oder »Und wenn das hier ein bisschen länger wäre?«, vielmehr holte die Beraterin dicke Stoffbücher heran, ließ Lina die Materialien befühlen, die infrage kamen, und sie hatte sogar ein paar Kleidungsstücke da, die sie Lina probeweise anziehen ließ. Das alles vermittelte Lina das Gefühl, in guten Händen zu sein, und das Ensemble, für das sie sich am Ende entschied, versprach, richtig gut an ihr auszusehen.

»Und wie geht das jetzt weiter?«, fragte sie.

»So, wie Sie es kennen«, erklärte die Beraterin. »Hergestellt werden die Kleidungsstücke auf denselben Maschinen wie alle anderen auch, nur eben mit besseren Stoffen – und mit Vorrang.« Sie deutete auf eine unscheinbare Datumsangabe unten am Schirm. »Sehen Sie? Das wird Ihnen gleich morgen geliefert, bis spätestens 12 Uhr.« Sie hob die entzückend altmodische Kaffeekanne aus Porzellan. »Mögen Sie noch ein Tässchen?«

Lina nickte, ganz überwältigt von all der Schönheit, die sie gesehen hatte. »Sie machen das schon lange, oder?«, fragte sie. »Sie kennen sich so gut aus.«

Die Frau lächelte wehmütig. »O ja. Nicht hier in der Oase, hier lebe ich erst seit, na, ’58 bin ich eingezogen … Egal. Aber in der Branche bin ich schon mein ganzes Leben. Ich hab noch in der alten Zeit angefangen mit der Lehre. Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Damals hat man alle Kleidung in ein paar sogenannten *Größen* hergestellt, auf Verdacht! Und mit dem Zeug hingen dann die Läden voll, meterweise, und meistens war die eine Größe zu klein und die nächste zu groß … Schrecklich. Und was am Ende der Saison nicht verkauft war, hat man vernichtet, denken Sie nur! Jedes Jahr sind Millionen und Abermillionen von Kleidungsstücken im Schredder gelandet, die alle mit viel Mühe genäht worden sind, zum großen

Teil noch von Hand, von Frauen in armen Ländern, die dafür nur einen Hungerlohn gekriegt haben.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab die Leute nie verstanden, die gegen die Roboter gewettert haben. Das konnte doch nicht ewig so weitergehen, oder? Heute wird nur noch hergestellt, was tatsächlich gebraucht wird, und es passt wie angegossen. Was will man mehr?«

»So hab ich mir das noch nie überlegt«, gestand Lina.

Die Beraterin lächelte. »Sie sind ja auch zu jung, um das noch zu kennen. Seien Sie froh.« Sie wies auf den Bildschirm, wo sich eine simulierte Lina in den neuen Kleidern drehte. »Also, was sagen Sie? Bestellen wir es?«

Lina hob den Kopf. »Ja«, sagte sie, und es klang in ihren Ohren auf eine lustige Weise feierlich.

Sie holte ihren Pod heraus – da brauchte sie auch mal ein neues Gerät! –, um zu bezahlen, und als sie sah, wie der durchaus ansehnliche Kaufbetrag abgebucht wurde, musste sie wieder an den Abend zuvor denken und wie blass Valentin ausgesehen hatte, richtig erschöpft. Sie hatte ihn ein bisschen gefrotzelt, hatte gemeint, er gebe so aber ein schlechtes Vorbild für seine Klienten ab, und als er nicht darauf eingestiegen war, hatte sie sich an ihn geschmiegt, um ihn, nun ja, *auf andere Weise* aufzumuntern. Aber er hatte ihre Annäherungen abgewehrt, hatte sie züchtig auf die Stirn geküsst und von sich weggeschoben und geseufzt, er wolle früh ins Bett.

Wenn sie jetzt daran zurückdachte, erfüllte die Erinnerung sie mit Sorge. Wenn es um Sex ging, hatte Valentin noch nie Nein gesagt!

Was machten die da mit ihm in der A-Zone?

# Kapitel 8

*Donnerstag, 6. März 2064*

Jenseits der Fenster des Krankenhauses wurde es dunkel, aber das bekam Ahmad nur am Rande mit. Einmal klirrte und schepperte es draußen auf dem Gang mächtig, fiel Metall und zersplitterte Glas, und er hörte eine Ärztin mit jemandem schimpfen: »Himmel noch mal, musste das sein? Ist Ihnen eigentlich klar, warum die Krankenpflege einer der am besten bezahlten Berufe überhaupt ist? Weil Menschen sterben, wenn man ihn nicht richtig ausübt. Also reißen Sie sich zusammen, und machen Sie Ihren Job ordentlich, oder lassen Sie es ganz!« Wenig später hörte man, wie Glasscherben zusammengefegt wurden, dann war es wieder still.

Auch diese Episode registrierte Ahmad nur am Rande, so vertieft war er immer noch in die Suche nach seinem Angreifer. Clemens hatte ihm wirklich massenhaft Videos überspielt, von etlichen Stunden vor und nach der Attacke und von zahllosen Kameras in weitem Umkreis, aber bislang hatte er keine Spur von dem Mann entdeckt. Es war wie verhext.

Okay, die Gegend war allerdings auch schlecht abgedeckt. Trotzdem – so, wie es aussah, war der Mann entweder ein Gespenst, oder er kannte jede einzelne Kamera in der Umgebung und deren Erfassungsbereich.

Was nicht ganz unmöglich war. Ahmad zum Beispiel hatte auch die Positionen fast aller Überwachungskameras der Oststadt im Kopf, das brachte sein Job so mit sich.

Konnte das bedeuten, dass der Messerstecher einmal bei der Polizei gewesen war? Dafür sprach auch, wie zielsicher er zugestoßen hatte. Wie jemand, der gewusst hatte, dass sie im Einsatz Körperpanzer trugen, und auch, bis wohin sie den Körper abdeckten. Sein Stich hatte genau unter dem unteren Rand der Panzerschale gesessen.

Ahmad nahm seinen Pod, schickte eine kurze Notiz mit diesem Gedanken an die Dobrev und nahm sich vor, selber mal in den alten Unterlagen zu stöbern, wenn er zurück im Revier war, in den Fotos der Weihnachtsfeste und dergleichen.

Aber noch hatte er nicht alle Videos durch. Naturgemäß zog es sich, stundenlange Aufnahmen mit der nötigen Konzentration zu sichten. Sein Vorteil war, dass er ohnehin nicht viel anderes zu tun hatte. Trotzdem arbeitete er mit fiebriger Energie; er wollte damit durch sein, ehe Clemens wiederkam.

Plötzlich merkte er auf. Da war doch eine Stimme im Flur, die er kannte …?

Tatsächlich, Großvater! Ahmad schaltete den Computer aus und legte ihn beiseite. »Was machst du denn hier?«, fragte er, als Großvater hereinkam.

»Ach, ich dachte, ich schau noch kurz vorbei.« Er zog seinen Mantel nicht aus, schien nicht vorzuhaben, lang zu bleiben. »Ich war sowieso im Haus, weißt du?«

Ahmad hob beunruhigt die Brauen. »Wieso das?«

Sein Großvater winkte ab. »Nicht meinetwegen, mach dir keine Sorgen. Nein, ich hab einen Freund besucht, der hier morgen eine Untersuchung hat. Irgendwas mit dem Darm, ich wollt’s nicht so genau wissen.« Er spähte zum Fenster hinaus. »Außerdem wollte ich nicht so früh wieder nach Hause. Aber inzwischen sollten sie fertig sein, denke ich.«

»Fertig sein? Womit?«

»Tja, es passieren allerhand Dinge in der Welt, von denen du hier nichts mitkriegst.« Jetzt setzte er sich doch hin, vergrub dabei die Hände tief in den Manteltaschen. »Das Grundstück nebenan. Du weißt doch, wo wir uns die ganze Zeit gefragt haben, was damit wird. Tja, heute kurz vor Mittag haben sie angefangen, es zu planieren. Was heißt ›sie‹ – *ein* Mann war da, der drei Robotbagger beaufsichtigt. Ein Höllenlärm, sag ich dir! Nicht auszuhalten.«

Letzten Herbst waren ein paar alte Häuser neben dem ihren abgerissen worden, seither aber war nichts mehr geschehen, außer dass sich auf den Grundstücken enorme Unkrautwälder entwickelt hatten.

»Wenn sie das Grundstück planieren, dann heißt das ja wohl, dass sie bald was bauen«, meinte Ahmad. »Hoffentlich komm ich hier raus, ehe das neue Gebäude steht.«

Großvater schien ihn gar nicht zu hören. »Wir haben heute Nachmittag viel über die alten Zeiten geredet, Bernd und ich. Als noch jeder einen Beruf

hatte, den er ausgeübt hat von der Jugend an bis ins Alter. Er hat seinen ja damals verloren, und danach wollte ihn niemand mehr mit dem, was er gelernt hat.«

»Dafür hat er das Freiheitsgeld gehabt«, wandte Ahmad ein und merkte, wie er ganz automatisch nach dem Verband seiner Bauchwunde tastete. Er zog die Hand rasch wieder weg.

»Klar, aber es ist halt nicht schön, wenn man gar nicht mehr gebraucht wird«, lamentierte Großvater.

Ahmad schüttelte den Kopf. »Aber Sidi! Du hast es doch heute wieder gesehen – inzwischen wird halt der größte Teil der Arbeit von Robotern gemacht. Wie soll das anders gehen, als dass die Menschen dann weniger arbeiten?«

»Klar, klar, du hast ja recht.« Großvater stierte vor sich hin. »Aber es hat ihn halt schwer getroffen. Bernd, meine ich. Mit 44 in Rente geschickt zu werden ist ihm auf den Magen geschlagen, das sagt er selbst. Und heute hat er da irgendwas.« Er hob den Kopf. »Ich soll dich übrigens von deiner Mutter grüßen. Und von deinem Vater natürlich auch.«

»Oh«, entfuhr es Ahmad. »Was hast du ihnen erzählt?«

Er holte tief Luft. »Na, ich hab es so gemacht, wie du immer gesagt hast. Dass ich sagen soll, du bist im Krankenhaus, aber es ist nicht so schlimm. Also, falls du mal ins Krankenhaus kommst. Du hast immer gesagt, ich soll sie nicht aufscheuchen wegen so etwas.«

»Ja, hast du gut gemacht.« Dass seine Eltern aus Spanien angereist kamen, sich unterwegs in helle Aufregung hineinsteigerten und dann völlig aufgelöst hier auftauchten, das hätte Ahmad gerade noch gefehlt.

»Aber eigentlich war es schon schlimm, oder?«

»Na ja«, gab Ahmad zu. »Nicht ganz so harmlos. Aber eine panische Mutter hätte daran auch nichts geändert.«

»Ja, letzten Endes liegt unser aller Schicksal ohnehin in Gottes Hand.« Großvater musterte das Zimmer. »Aber das Krankenhaus macht einen guten Eindruck.«

»Wieso hat sie mich eigentlich nicht selber angerufen?«, wunderte sich Ahmad.

»Sie sagt, sie hat’s versucht, aber die Nummer, die sie hat, stimmt wohl nicht.«

»Die Nummer hab ich, seit ich vierzehn bin!«

»Wahrscheinlich hat sie sie falsch abgeschrieben«, mutmaßte Großvater. »Du weißt ja, wie sie manchmal ist.« Er seufzte, stand mühsam wieder auf. »Na, ich lass dich mal wieder in Ruhe, hmm? Weißt du schon, wann sie dich heimlassen?«

»Am Dienstag, wenn nichts dazwischenkommt. Sagen sie.«

»Soll ich dich dann abholen kommen?«

»Nein, nein. Franka will mich abholen, mit dem Auto.«

»Ah, gut.« Er lächelte versonnen, umarmte Ahmad kurz und ging dann wieder.

Ahmad sah ihm nach, merkte, dass sich ein Lächeln auf sein Gesicht geschlichen hatte. Das war jetzt zwar kurz gewesen, aber doch ein schöner Abschluss für den Tag. Er beschloss, den Computer vollends aus zu lassen und den Abend anders zu verbringen. Etwas zu lesen und früh zu schlafen, zum Beispiel.

In letzter Zeit passierte es Therese oft, dass sie nachts aus dem Schlaf hochschreckte und im ersten Moment nicht wusste, wo sie war. Bis es ihr wieder einfiel, dass sie ja nicht mehr in der Oase wohnten, sondern im Stadtteil Ruhrauen, im fünften Stock des Wohnhauses Adlerstraße 19, und dass der nächtliche Geräuschpegel hier ganz normal war, weil sich nebenan ein Lagerhaus befand, in dem die Roboter Tag und Nacht arbeiteten.

Wie so oft hatte sie auch in dieser Nacht beim Aufwachen einen ganz trockenen Mund, also stand sie leise auf und ging in die Küche, um einen Schluck Wasser zu trinken. Als sie zurück ins Bett wollte, bemerkte sie eine Bewegung im Wohnzimmer, einen Schatten, und erschrak.

Aber es war nur ihr Sohn Ole, der am Fenster stand und hinabsah auf das Treiben im Hof des Lagers, dessen Beleuchtung und dessen an- und ausgehende Signallampen einen matten Widerschein in seinem Gesicht fanden.

»Ole«, sagte sie. »Was machst du denn hier?«

»Kann nicht schlafen«, erwiderte er seltsam verlegen.

Sie trat neben ihn und sah ebenfalls auf den Lagerhof hinab. Auf der einen Seite kamen selbstfahrende Transporter von der Straße hereingerollt, hielten auf einem der markierten Plätze und wurden von Gabelstaplerrobotern entladen. Auf der anderen Seite beluden andere Roboter Wagen, die losfuhren, sobald sie voll waren. Das alles geschah so schnell und zielsicher, dass es von hier oben aussah wie die Aufführung eines Maschinenballetts,

begleitet von einer Musik, die aus dem Summen von Elektromotoren und dem Knirschen von Reifen auf Asphalt bestand.

»Und?«, fragte Therese. »Macht das müde, da zuzuschauen?«

Ole zuckte mit den Schultern. »Man kann halt nachdenken dabei.«

»Worüber denkst du denn nach?«

»Ach, über alles Mögliche.«

»Zum Beispiel?«

Er zögerte. Räusperte sich. »Es ist meine Schuld, dass wir aus der Oase ausziehen mussten, nicht wahr? Ihr wärt besser dran, wenn's mich nicht gäbe.«

Bei Therese läuteten alle Alarmglocken. »Ole!«, rief sie aus. »Nein! Das ist nicht wahr! Wir würden dich für nichts eintauschen, nicht mal für ein Leben in der A-Zone der luxuriösesten Oase der Welt!« Sie fasste nach seinem Arm. »Außerdem hast du doch gehört, was dein Vater erzählt hat. Er hatte Streit mit seiner neuen Chefin, und die hat daraufhin das Scherbengericht beantragt!«

»Aber es hätten nicht so viele Leute gegen uns gestimmt, wenn ich nicht dauernd was angestellt hätte«, wandte Ole mit dumpfer Stimme ein.

»Wer, denkst du denn, hat gegen uns gestimmt?«

Ole überlegte. »Herr Schneider bestimmt.«

»Das war der mit dem Kölner Dom aus alten Centmünzen?«

»Ja.« Der Junge schnaubte. »Ich wollte bloß mal sehen, wie so eine Münze überhaupt *aussieht*! Ich wollte nicht, dass das Ding einstürzt! Ich hab gedacht, das ist sicher alles zusammengeklebt.«

»Hmm, ja. Der war *wirklich* sauer.« Therese erinnerte sich. Der Mann hatte nur deshalb nicht Anzeige erstattet, weil auch Centmünzen als Bargeld galten, und dessen Besitz war nun mal verboten.

»Und dann hab ich immer der Katze von Frau Demirci was an den Schwanz gebunden …«

»Das war wirklich nicht nett.«

»Und wenn diese Frau Geige gespielt hat, hab ich mich manchmal unter ihr Fenster gestellt und gejault wie ein Kojote.«

»Frau Nakamoto, ja.« Die hatte nie etwas gesagt, aber wenn Blicke töten könnten, hätte Ole längst unter der Erde gelegen. Therese seufzte. »Ja, vielleicht wären wir noch dort, wenn du nicht so viel angestellt hättest, das kann sein. Aber auf der anderen Seite *hättest* du ja nicht so viel angestellt, wenn's dir dort gefallen und wenn du dich wohl gefühlt hättest, oder?«

Ole sog die Wangen ein, grübelte einen Moment. »Ja. Eigentlich war’s ziemlich langweilig. Also, später. Als Kind hab ich’s nicht so gemerkt, aber dann … Da haben doch lauter alte Leute gewohnt, und es war absolut *nichts* los!«

»Na, ein bisschen war schon los. Die Feste ab und zu …«

»Mit Musik aus der Gruft, ja, klar.«

»… du konntest jederzeit ins Schwimmbad gehen …«

»Aber ich durfte so gut wie nie Freunde mitbringen!«

Therese nickte. Gäste hatten der Genehmigung bedurft und waren nicht gern gesehen, zumindest in der B-Zone. Die Verwaltung wollte nicht, dass zu viele Außenstehende mitbekamen, wie es in der Oase aussah.

»Weißt du, Ole«, sagte sie, »wir leben hier jetzt nicht mehr so luxuriös wie dort, das stimmt. Aber auf Luxus kommt es nicht an im Leben. Wirklich wichtig sind andere Dinge. Gute Freunde. Gute Nachbarn. Dass man tun kann, was man will – also, solange man niemandem schadet, natürlich. Und all das haben wir immer noch, vielleicht sogar mehr als bisher. Jetzt kannst du jederzeit Freunde mit nach Hause bringen, auch ohne vorher zu fragen. Wir können immer noch in ein Schwimmbad gehen, wir müssen eben nur in den Bus zum Stadtbad steigen. Wir werden keine Not leiden, verstehst du? Wir haben nur ein paar Annehmlichkeiten verloren, die aber eigentlich gar nicht so wichtig waren. Das ist alles.«

Ole presste die Lippen zusammen, nickte, atmete aus auf eine Weise, als rolle ihm gerade der eine oder andere Stein vom Herz, den er die letzten Wochen mit sich herumgetragen hatte. Unten rollten drei Lastwagen hintereinander vom Hof, und die Roboter, die sie beladen hatten, wieselten zurück in das Gebäude, einer hinter dem anderen her.

»Und ihr seid echt nicht sauer auf mich?«

»Kein bisschen.«

»Okay«, sagte er und grinste unsicher zu ihr hoch. »Dann, ähm, geh ich wohl mal wieder ins Bett. Morgen ist Schule. Acht Uhr fünfzehn.«

Sie küsste ihn auf den Kopf, hinein in seine so sehr nach ihm duftenden Wuschelhaare: die Art mütterlichen Kusses, den er am ehesten tolerieren konnte. »Ja, mach das. Ich leg mich auch wieder hin.«

# Kapitel 9

*Samstag, 8. März 2064*

Am Samstagvormittag kam Clemens ihn wieder besuchen und gerade recht, um Ahmad die Langeweile zu vertreiben.

»Mann!«, stöhnte Clemens, als er den dicken, grauen Parka auszog, den er schon auf manchen der zwanzig Jahre alten Fotos trug, die in der Teeküche ihrer Abteilung vor sich hin gilbten. »Gestern hab ich gedacht, endlich kommt der Frühling, aber denkste!«

Ahmad warf einen prüfenden Blick aus dem Fenster und sah einen blauen Himmel mit Wolken, die aussahen wie hineingerührte Sahne. Hier drinnen, in seinem klimatisierten und luftgefilterten Krankenzimmer, war Wetter nur ein Wort.

»Und?«, fragte Clemens weiter. »Du hast gar nichts von dir hören lassen!«

Ahmad reichte ihm den Computer zurück. »Weil ich ihn nicht gefunden hab. Nicht mal seinen Mantelzipfel.«

Clemens sah ihn entgeistert an. »Ehrlich nicht?«

»Ehrlich nicht.«

»Mist.« Clemens legte den Computer achtlos auf den Tisch an der Wand, zog den Stuhl näher ans Bett und ließ sich daraufplumpsen. »Sag mal, haben wir nicht einen Scheißjob? Warum machen wir das eigentlich?«

»Weil wir so fantastisch bezahlt werden?«, gab Ahmad grinsend zurück.

Das brachte Clemens zum Lachen. »O ja, daran muss es liegen. An den paar Kröten, die nach Steuern übrig bleiben. Und weil es so ein aufregender Job ist, voller Abenteuer und Risiko …«

»Wobei man ehrlicherweise sagen muss, dass diese Art Risiko nicht der Normalfall ist.«

»Okay«, räumte Clemens ein. »Aber dafür hassen sie uns alle.«

»Nur die Steuerhinterzieher.«

»Sag ich doch. Alle.«

Clemens erzählte, dass die Fahndung immer noch nichts ergeben hatte. Ahmad erzählte von seinen Stunden über den Videos, in denen er sich küssende Liebespaare angesehen hatte, eine Schlägerei unter alten Männern, einen Beinaheunfall zwischen einem Radfahrer und einem automatischen Bus, und darüber kamen sie dazu, einander Anekdoten von früher zu erzählen. Das hieß, vor allem Clemens, der mehr als zwanzig Jahre älter war als Ahmad.

»Wo's sich lohnt, ist, wenn du Revierleiter bist«, meinte er. »Ich weiß noch, ich musste die Keller mal daheim abholen. Ist ewig her, sie hatte den Posten erst drei, vier Jahre, aber Junge, in was für einem Palast die wohnt! Gartenstadt-Viertel, und zwar das ganz edle Ende. Alleinstehendes Haus mit Garten, und nicht nur *ein* Roboter, der den in Schuss hält, sondern gleich zwei!«

»Vielleicht hat sie einen Mann, der gut verdient?«, mutmaßte Ahmad. »Wobei, ich weiß gar nicht – ist die überhaupt verheiratet?«

»Nein. Gerüchteweise war sie mal mit einer Strafverteidigerin liiert, bis die beiden sich über einem Fall zerstritten haben … aber wie gesagt, ist nur ein Gerücht.«

»Sie könnte ja auch geerbt haben. Ein Haus zu erben war früher nichts Ungewöhnliches. Behauptet mein Großvater jedenfalls.«

»Früher, ja. Da war vieles anders.« Clemens grinste. »Aber weißt du, was die allerbeste Zeit war? Die ersten Jahre, nachdem sie das Freiheitsgeld eingeführt hatten. Ich war da gerade achtzehn, stell dir das vor …«

»Kann ich mir echt schlecht vorstellen.«

»… und das Erste, was wir gemacht haben, ein paar Kumpels und ich, war, nach Asien zu fliegen, nach Bali. Mit dem Geld, das uns Papa Staat jeden Monat aufs Konto überwiesen hat, haben wir dort gelebt wie die Könige. Wie Könige mit einem Harem, wenn du verstehst, was ich meine.« Er seufzte, den Blick verklärt in längst vergangene Epochen gerichtet. »Hach ja. Das war's. Das war die große Zeit. Das hast du verpasst, mein Junge.«

Ahmad, der diese Story nicht zum ersten Mal hörte, grinste. »Und warum bist du nicht geblieben?«

»Tja. Irgendwann haben sogar die Schlafmützen in Brüssel gemerkt, was sie mit dieser Art Freiheit anrichten. Dass sie damit quasi Abwanderung subventionieren, ganz davon abgesehen, dass das System ja nicht

funktioniert, wenn du das Geld irgendwo weit weg ausgibst, aber nie Steuern zahlst, weil du nur Tourist bist. Und dann haben sie das Gesetz eben dahingehend geändert, dass Freiheitsgeld nur die Bürger kriegen, die auch im Land leben und Steuern zahlen, falls sie was dazu verdienen.«

»Außerdem habt ihr die Preise verdorben, da auf Bali«, warf Ahmad ein. »In der Ausbildung musste ich einen Aufsatz schreiben über das Abkommen mit der Afrikanischen Union. Die wollten nämlich auch nicht, dass die Globetrotter aus Europa kommen und mit ihren dicken Geldbeuteln das lokale Preisgefüge durcheinanderbringen.«

»Oh, wir haben dort mehr verdorben als nur die Preise …« Clemens räusperte sich. »Aber im Rückblick und ausgestattet mit der Weisheit des Alters gebe ich natürlich zu, dass so eine Regelung unumgänglich war.«

»Zumal sie uns fortwährend mit Arbeit versorgt«, ergänzte Ahmad. Nachzuprüfen, ob jemand, der in Deutschland gemeldet war, auch tatsächlich hier lebte und nicht nur einen Briefkasten und ein Konto unterhielt, gehörte zu ihren täglichen Aufgaben.

»Irgendwas muss man ja anfangen mit seiner Zeit auf Erden«, meinte Clemens. »Obwohl sich manche die Zeit auch so ganz gut vertreiben. Weißt du noch, der Typ, der eine Million Legosteine in seiner Wohnung hatte? Oder die Frau, die mit ihrem Freiheitsgeld dreiundzwanzig Katzen durchfüttert?«

»Bei uns im Haus, im ersten Stock, wohnt einer, der sammelt alte Kameras«, fiel Ahmad ein. »Pavel Horvath heißt er. Fotografiert nicht, filmt nicht, sammelt die Dinger einfach nur, Kameras samt Zubehör. Hat die ganze Wohnung voll, Regale an allen Wänden. Total netter Typ, immer unterwegs zu Flohmärkten, Haushaltsauflösungen, verfolgt die Inserate auf zwei Dutzend Portalen im Netz … gut beschäftigt ist der jedenfalls.«

Clemens fuhr sich mit den Händen übers Gesicht. »Eigentlich muss ich gar nicht so weit schauen. Ein Cousin von mir macht den lieben langen Tag nichts anderes, als an seiner Modelleisenbahnanlage herumzubasteln. Die Eisenbahn ist uralt, die hat er von unserem Großvater. Er hat die ganze Wohnung dafür umgebaut. Als ich ihn das letzte Mal besucht hab – ist fünf Jahre her, mindestens –, da bist du kaum noch zur Tür reingekommen. Also, *dem* ist auch nicht langweilig, so viel steht fest.«

Ahmad musterte ihn. »Schön und gut, aber – würdest du das *wollen*?«

»Nee«, prustete Clemens sofort. »Im Leben nicht. Das wär nichts für mich. Nein, wenn ich keinen Job hätte, wär ich auch einer von diesen alten Säufern, die im Park auf den Bänken herumlungern.«

»Geht mir genauso«, gestand Ahmad. »Und ich wollt schon als Kind Polizist werden. Nie was anderes.«

Clemens wiegte den Kopf. »Na, das kann ich jetzt von mir nicht behaupten. Bei mir hat sich's eher irgendwie ergeben.«

Vielleicht, dachte Ahmad, war das der Moment, etwas anzusprechen, das er schon eine ganze Weile mit sich herumtrug und das in den letzten Tagen immer drängender geworden war. Ahmad zögerte, weil es womöglich bedeutete, seinen Kollegen vor den Kopf zu stoßen, und sie beide waren all die Jahre gut miteinander ausgekommen. Zugleich wusste er, dass er es ohnehin nicht auf Dauer für sich behalten konnte, also gab er sich einen Ruck und sagte: »Du, Naki, sag mal – wie würdest du es finden, wenn ich mich für die Abteilung G bewerben würde?«

»Abteilung G?« Clemens sah ihn mit großen Augen an.

Ahmad sprach hastig weiter, wollte loswerden, was er zu sagen hatte, ehe der Streit losbrach. »Weißt du, als der Kerl mir ein Messer in die Eingeweide gerammt hat, das war eine Art Begegnung mit dem Tod, und auch wenn's gut ausgegangen ist, der Sensenmann hat sich jedenfalls schon mal vorgestellt und mich dran erinnert, dass er irgendwann wiederkommt. Und, na ja, am Schluss seines Lebens wird man sich fragen, ob man das Richtige draus gemacht hat, und bei mir ist es eben so, dass mir in den letzten Tagen klar geworden ist, dass ich nicht einfach nur zur Polizei wollte, ich wollte *Kriminalfälle aufklären*. Morde. Überfälle. Halt die Abteilung Gewaltverbrechen. Das ist das, was ich *wirklich* tun will. Ich hab's mir bisher nur nie eingestanden.«

»Ah!«, machte Clemens, und Ahmad wappnete sich für die Vorwürfe, die ihm sein Partner sicher gleich machen würde. Ob er ihm nicht mehr gut genug sei. Ob er ihm all die Jahre nur Theater vorgespielt habe. Seit Ahmad das alles klar geworden war, hatte er das Gespräch im Geist schon Dutzende Male geführt, und jedes Mal waren ihm neue Vorwürfe eingefallen.

Doch zu seiner Überraschung sagte Clemens einfach nur: »Gute Idee.«

»Was?«

»Erwarte aber nicht, dass ich mitkomme«, fuhr Clemens fort, die Hände abwehrend erhoben. »Du weißt, mit Blut und Gewalt hab ich's nicht so. Aber du – ja, was die in G machen, könntest du auch. Gar keine Frage.«

Ahmad sah ihn an, leicht fassungslos. »Denkst du das ehrlich?«

»Klar. Ja! Wenn das dein Ding ist, dann bewirb dich.« Clemens hielt inne, als fiele ihm gerade etwas ein. »Ich meine sogar, ich hätte gehört, dass

einer in der G überlegt aufzuhören. Nur ein Gerücht, aber, hey, womöglich kommst du grade im richtigen Moment!«

»Du klingst ja fast begeistert, mich loszuwerden.«

»Also, in letzter Zeit widersprichst du mir jedenfalls auffallend häufig«, meinte Clemens mit gespieltem Ernst. »Besser, ich such mir einen neuen Jungspund, dem ich die Tricks beibringe und dafür die anstrengenden Aufgaben überlasse.«

Ahmad musste lachen, grenzenlos erleichtert. Der Gedanke schoss ihm durch den Kopf, ob es wohl am Freiheitsgeld lag, wenn man keine rechten Ambitionen entwickelte? Irgendwie schien einem die allmonatliche Überweisung seines Lebensunterhalts zu signalisieren: »Du *kannst* dich anstrengen … aber du *musst* nicht!« – und so ließ man die Dinge allzu gerne schleifen.

Wahrscheinlich würde ihn das Thema Freiheitsgeld noch lange beschäftigen, selbst wenn er es tatsächlich in die Abteilung G schaffen sollte und keine Steuersünder und Schwarzarbeiter mehr zu verfolgen brauchte.

Clemens sah auf die Uhr. »Tja, wie auch immer, auf jeden Fall muss ich dich jetzt wieder verlassen. Hab meiner Mutter versprochen, sie zu besuchen.« Er griff nach dem Computer. »Willst du den nicht lieber behalten? Wie gesagt, sind ein paar Spiele drauf.«

Ahmad schüttelte den Kopf. »Nein, nimm ihn mit. Sonst guck ich nur das ganze Wochenende über alle Videos noch mal durch.«

»Ist dir zuzutrauen.« Er zog seine Jacke über und nahm das Gerät unter den Arm. »Also, mach’s gut. Bis demnächst, vielleicht sogar wieder in unseren heiligen Hallen.«

Als er fort und das Zimmer auf einmal völlig still war, ließ sich Ahmad bedächtig gegen die Kissen in seinem Rücken sinken und spürte dem Gefühl nach, das ihn erfüllte. Freude. Zuversicht. Ungeheure Erleichterung.

Ja, beschloss er. Von jetzt an würde alles anders werden!

Was hatte sie eigentlich auf die Idee gebracht, in den Zoo zu gehen? Therese wusste es nicht mehr, nur, dass sie erst skeptisch gewesen war: Am Wochenende, hatte sie gemeint, würde der Tierpark bestimmt völlig überlaufen sein.

Aber so war es gar nicht. Wahrscheinlich, weil das Wetter nicht dazu eingeladen hatte: Nach dem unerwartet kalten Morgen zog der Himmel rasch zu; man konnte meinen, der Winter wolle noch einmal zurückkommen.

Und nun fand sie es ganz großartig, wie sie gemütlich von einem Gehege zum nächsten schlenderten, alle drei, und alle in guter Stimmung. Wie lange sie so etwas nicht mehr gemacht hatten! In gewisser Weise, so kam es ihr jetzt vor, hatten sie in der Oase zwar luxuriöser gelebt, aber dafür auch in einer Art Blase. Abgesehen von Ole, wenn er zum Unterricht gefahren war, hatten sie das Areal ja kaum je verlassen.

Ole. Ihr so rastloser Sohn. Wie er in den letzten Jahren in die Höhe geschossen war! Man konnte schon den Mann erahnen, der in ihm steckte und raus wollte.

Aber immer noch konnte er den Makaken ewig zuschauen, und auch von den Elefanten brachte man ihn kaum wieder weg, genau wie früher, als er noch ein Kind gewesen war.

Neu waren die Informationstafeln der Europäischen Naturschutzstiftung, die den Zoo und viele andere Tiergärten Europas neuerdings wohl mit viel Geld unterstützte. Man konnte sich an den Tafeln Videos anschauen darüber, wie Wölfe, Adler, Luchse und andere Tiere in den Naturreservaten ausgewildert wurden. Die städtischen Zoos, hieß es, seien Archen, in denen gefährdete Tiere überleben würden, bis die schlimmsten Schäden, die das Zeitalter des hemmungslosen Industriewachstums angerichtet hatte, in gemeinsamen Anstrengungen wieder behoben waren.

Man konnte auch spenden. Therese beobachtete voller Stolz, wie Ole stillschweigend seinen Pod gegen den Leser hielt und dann die Überweisung bestätigte. Er grinste schief, als er bemerkte, dass sie es gesehen hatte.

»Und?«, fragte sie. »Wie viel?«

»Fünf Euro«, sagte er in fast weltmännischem Ton.

Sie hätte ihn am liebsten geknuddelt, aber das hätte er unerträglich peinlich gefunden vor all den Leuten, also zerstrubbelte sie ihm nur kurz die Haare und meinte: »Recht so.«

Sie gingen eine Weile in eins der Tropenhäuser, um sich aufzuwärmen, wanderten unter Palmen dahin und hörten dem Kreischen bunter Papageien zu, bis sie den süßlich-modrigen Geruch nicht mehr ertrugen und wieder ins Freie flüchteten. Dahinter kam der Bereich der ehemaligen Haustiere, die heutzutage, da so gut wie kein richtiges Fleisch mehr gegessen wurde, natürlich ebenfalls vom Aussterben bedroht waren. Hier lebten sie noch in großen Freigehegen beisammen: Schafe, Ziegen, Hühner, Gänse, Schweine und Esel, die Rinder und Pferde hatten jeweils eigene Gehege. In einem See schwammen Enten verschiedener Arten.

Ole tippte auf den Infoschirm am äußeren Zaun, der den Besuchern in zahllosen Sprachen erklärte, was dahinter zu sehen war. »Das Hausrind ist die domestizierte Form des eurasischen Auerochsen«, erklang eine tiefe Stimme. »Es wurde zunächst wegen seines Fleisches, später auch wegen seiner Milch und Leistung als Zugtier domestiziert …«

Und so weiter, Ole hörte es sich nicht zu Ende an, sondern ging zum nächsten Gehege, wo eine ältere Pflegerin gerade eine Veranstaltung eröffnete: Kinder durften die Tiere darin füttern, Schafe mit schwarzen Gesichtern und Ziegen, braun-weiß gescheckte, lebhafte Tiere, die sich meckernd vordrängten. Therese hörte ein Kind lauthals fragen, ob es stimme, dass man die Tiere früher *gegessen* habe. Es brach in Tränen aus, als die Tierpflegerin ihm das bestätigte.

Während sie auf Ole warteten, erzählte Kilian von dem Job, für den er sich unlängst vorgestellt hatte, als technischer Aufseher in einer Proteinfabrik. »Dort steht die Halle voll mit riesigen Tanks aus Aluminium, in denen Unmengen von Insekten leben, Heuschrecken, Getreidekäfer, Mehlkäfer, Mehlwürmer, Grillen, auf engstem Raum. Gezeigt haben sie mir einen Heuschreckenturm. Die schlüpfen ganz unten aus Eiern, die weiter oben gelegt worden sind; irgendein Mechanismus sammelt die ein und befördert sie hinab. Nach dem Schlüpfen sind es kleine wurmartige Gebilde, die sich bald häuten und dann winzige Heuschrecken sind, die durch Löcher eine Etage höher klettern, wo es Futter gibt. Und das geht immer so weiter. Sie wachsen, häuten sich und klettern weiter nach oben. Zwischen den Etagen gibt es Mechaniken, die zu kleine Tiere wieder zurückbefördern und nur die durchlassen, die groß genug sind. Ein Jahr brauchen sie, bis sie in der obersten Etage ankommen. Wenn die voll ist, wird sie verriegelt und mit Kohlendioxid geflutet, um alle Tiere zu töten. Ein Saugrohr befördert die anschließend in die Trockenanlage und schließlich in die Mühle, wo sie zu feinem Mehl vermahlen werden. Aus dem macht man dann die ganzen Proteinprodukte – Wiefleisch, Proti-Hack, Wurst und so weiter.«

»Wir töten also keine Schafe mehr, weil die uns leidtun, aber stattdessen Heuschrecken«, fasste Therese schaudernd zusammen. »Für die wir noch nie viel übrig hatten. Biblische Plagen und so.«

Kilian zuckte mit den Schultern. »In Asien stehen die schon seit ewigen Zeiten auf dem Speiseplan. In Afrika auch. Ist jetzt nur industrialisiert. Alles vollautomatisch – eine Riesenfabrik, aber es reicht eine Person, um alles zu

beaufsichtigen. Und man kann sich frei aussuchen, wie viele Stunden man arbeiten will, die sind da völlig flexibel.«

»Ich versteh gar nicht, wie du auf die Idee gekommen bist, dich da zu bewerben«, sagte Therese.

»Na, immerhin hab ich eine Ausbildung als Ernährungsberater«, erwiderte er.

»Und? Rechnest du dir Chancen aus?«

Er lachte. »Nein. Aber ich wollte so was schon immer mal sehen.«

Ole kam zurück, strahlte übers ganze Gesicht. »Ziegen sind echt süß«, erklärte er. »Und richtig klug!«

Ein kühler Wind kam auf. Sie verzogen sich in den Bereich der Meerestiere. Endlose Aquarien voller leuchtend bunter Fische und Korallen, flache Becken mit Meeresschildkröten oder Krokodilen, und endlich das große Bassin mit den Delfinen.

Während Ole sich nach vorn drängelte, um die Ballspiele der Tiere aus der Nähe zu sehen, fragte Therese Kilian, wie es ihm damit ging, nicht mehr in der Oase zu leben.

Er wiegte den Kopf, den Blick auf das Treiben im Becken gerichtet. »Ein bisschen wie damals, als ich mit dem Rauchen aufgehört habe. Ein Teil von mir bedauert es immer noch, aber größtenteils fühle ich mich …« Er überlegte eine Weile, schien auf der Suche nach dem richtigen Wort eins nach dem anderen zwischen den Kiefern zu zermahlen. Schließlich sagte er: »… gerettet. Ja. So könnte man sagen.«

Therese hob verwundert die Brauen. »*Gerettet?* Was soll das heißen?«

Sie sah, dass er für einen Moment die Lippen zusammenpresste, als bedaure er, was ihnen entschlüpft war. »Nichts. Ist nur ein Wort, das irgendwie passt.«

Weiter sagte er nichts mehr. Tat, als sei die Sache damit erledigt und als fasziniere ihn das Spiel der hüpfenden und springenden Delfine maßlos, die zweifellos wussten, wie man ein Publikum bei Laune hielt, und sichtlich Spaß daran hatten.

»Kilian«, sagte Therese, »für mich klingt das, als müsstest du ein Geheimnis hüten.«

Er holte tief Luft und bedachte sie mit einem Blick, bei dem sie erschrak.

»Besser, du weißt nicht zu viel darüber«, erklärte er auf eine Weise, dass sie es nicht wagte, weiter in ihn zu dringen.

An diesem Samstag taten sie es endlich: Sie gingen ins Oasen-Schwimmbad.

Valentin hatte es sich gewünscht, oder besser gesagt, es vorgeschlagen, aber Lina verstand es als Wunsch: Er hatte eine anstrengende Woche hinter sich und wollte auch mal etwas von dem Luxus genießen, den sein Job ihnen ermöglichte.

Und das Schwimmbad, große Güte, war wirklich Luxus pur! Alles aus Marmor, natürlich. Ein schier endlos langes Becken. Das Wasser: glasklar und mit genau der richtigen Temperatur, sodass man schon beim Hineinsteigen Lust bekam, unterzutauchen und zu schwimmen und zu schwimmen …

Eine Sauna gab es auch. Und üppig wuchernde, wunderschöne exotische Pflanzen zwischen den Becken. Glasklare Scheiben, durch die man in den Park hinaussah. Im hinteren Teil viele, viele winzige Lampen in der Decke, wie ein nachgebauter Sternhimmel. Ein Tunnel, der unter dem Restaurant hindurch ins Außenbecken führte, wo es Sprudler gab und Massagedüsen und einen künstlichen Wasserfall.

Aber sie blieben nicht lange draußen, obwohl es im Wasser angenehm war. Der graue Himmel schien sich jeden Moment auf die Oase herabsenken zu wollen, kein Wunder, dass hier draußen niemand war.

Auch drinnen war wenig los. »Das ist das Wetter«, meinte Valentin. »Umso besser, dann haben wir fast alles für uns.«

»Deine Mutter hat übrigens gestern angerufen«, fiel Lina ein, während sie durch den Tunnel zurückschwammen. »Sie wollte wissen, wie’s uns geht, aber ich schätze, eigentlich wollte sie, dass du deine Eltern mal zu uns einlädst.«

»Hmm«, machte Valentin. »Du weißt doch, Besuch ist in der Oase nicht so gern gesehen.«

»Ja, schon. Aber das muss einfach sein.« Sie hatte es gleich in der Hausordnung nachgelesen: Ein Besuch pro Monat war unproblematisch, man musste ihn nur anmelden. Was man sogar über den Skill erledigen konnte.

»Lass uns ein andermal darüber reden.« Valentin tauchte weg, war längst im Innenbecken, als Lina das Ende des Tunnels erreichte, und schwamm zügig drei ganze Bahnen, und das so schnell, dass ihr fast vom Zusehen schwindlig wurde.

Er war schon unglaublich sportlich und fit, ein richtiger Athlet. Sie vergaß es manchmal, aber hier in der durchdringenden Wärme der Schwimmhalle empfand sie es als beinahe körperliches Vergnügen, ihn

einfach nur anzusehen. *Wenn wir allein wären, könnte er mich auf der Stelle haben*, dachte sie lustvoll.

Doch er machte leider gar keinen Versuch dazu, schwamm nur seine Bahnen zu Ende und hievte sich dann aus dem Wasser, die Muskeln mühelos arbeitend, die Haut feucht schimmernd, ein Bild von einem Mann. »Ich muss mal eine von diesen Liegen ausprobieren«, erklärte er, streckte sich auf einer davon aus – und schlief ein!

Lina schwamm weiter und fühlte sich alleingelassen. Just in diesem Moment kamen noch mehr Leute herein, zwei Ehepaare, wie es aussah, und einer der Männer kam ihr bekannt vor; sie erinnerte sich jedoch nicht, wo sie sein Gesicht schon einmal gesehen hatte. Sie waren jedenfalls gut gelaunt und arg laut, bewegten sich mit einer Selbstverständlichkeit, um die Lina sie beneidete.

Erst schien es, als beachteten sie Lina gar nicht, doch dann nickten sie ihr freundlich zu, kurz nur, knapp, wie jemandem eben, der hierhergehörte, und gingen weiter in Richtung Sauna.

Aber tat sie das denn? *Gehörte* sie hierher? Lina holte tief Luft und tauchte unter, tat einen kräftigen Schlag mit Armen und Beinen und ließ sich treiben, bis sie von selber wieder auftauchte. Doch das half nicht, die quälenden Gedanken zu vertreiben. Sie schwamm weiter, teilte das wunderbare, klare Wasser mit ihren Armen und fragte sich, wie es sein konnte, dass sie hier war, ausgerechnet sie, Lina Jouvens, grade mal zwanzig Jahre alt, sie, die sie nichts Besonderes geleistet hatte im Leben, die sie nichts Besonderes war, nur ein leidlich hübsches Mädchen, das zu stämmige Beine hatte, um wirklich schön zu sein. Wie konnte es sein, dass sie das Recht hatte, hier zu leben, und andere nicht?

Das war natürlich wieder ihr Trauma, ihre Kindheit, ihr Armutsdenken, das da hochkam. Sie wusste es. Sie wusste auch, dass sie sich nicht davon überwältigen lassen durfte. Sie hatte es sich vorgenommen, es sich versprochen, und sie schuldete es Valentin, der doch alles, was er tat, für sie tat, für sie und die Kinder, die sie haben wollten.

Sie schwamm und schwamm, versuchte, sich müde zu schwimmen, so müde, dass die Gedanken aufhören mussten. Bahn um Bahn zog sie unter dem künstlichen Sternenhimmel, aber irgendwann konnte sie nicht mehr, hielt sie nicht länger stand, wurde ihr alles zu viel.

Als sie aus dem Wasser kam, zitterte sie, von der Anstrengung vielleicht oder vor Angst, und dann ging sie zu Valentin und weckte ihn und bat ihn,

mit ihr nach Hause zu gehen, weil ihr nicht gut sei.

»Ja, ja, natürlich«, sagte er atemlos und sprang auf, legte den Arm um sie, seinen starken Arm, in dem sie sich immer geborgen fühlte. »Was ist denn? Hab ich geschlafen? Tut mir leid. Komm, ja, ich bring dich nach Hause, kein Problem …«

Er war so verwirrt, sorgte sich so sehr um sie, dass sie ein furchtbar schlechtes Gewissen bekam. *Ich werde alles kaputt machen,* dachte sie hilflos, *das ganze Glück, das wir haben – ich werde alles kaputt machen, weil ich es nicht ertrage!*

# Kapitel 10

*Montag, 10., und Dienstag, 11. März 2064*

Inzwischen war es für Valentin fast schon Alltag, in die neue Woche zu starten. Am Durchgang ließ ihn das Drehkreuz ohne Weiteres passieren, der Weg ins Studio war ihm längst genauso vertraut wie die Gerüche im Eingangsbereich und in der Umkleide. Nach dem Umziehen gehörte der prüfende Blick in den wandgroßen Spiegel zur Routine: Saß der Trainingsanzug richtig? Gab er ein gutes Bild ab? Die Chefin legte großen Wert darauf.

Dann, auch das Routine, ins Büro, den Tagesplan einsehen und den obligatorischen medizinischen Schnellcheck absolvieren: eine Atemprobe abgeben, dann den Finger in den Multisensor stecken, der manchmal pikste und manchmal nicht. Von den Ergebnissen hing es ab, ob die Chefin sagte: »Warten Sie im kleinen Studio auf mich!«, oder: »Hmm, ich bestell Ihnen mal ein Mittagessen, das Ihre Werte nach oben bringt.« Was in der Regel hieß, dass er mal wieder nur gedünstete Gemüse, viel Rote Bete darunter, und exotische Körner zu essen bekam.

Heute war es das Mittagessen. Das überraschte Valentin nicht; Lina hatte am Abend zuvor gar nicht genug kriegen können von ihm.

Normalerweise war er nach einer solchen Nacht so glücklich und beschwingt, wie ein Mann nur sein konnte, der das schönste Mädchen von allen erobert hatte. Doch heute machte er sich Sorgen um Lina. Sie kam einfach nicht an hier in der Oase. Sie wagte sich ohne ihn kaum aus der Wohnung, war seit ihrem Einzug zum Beispiel nicht ein einziges Mal im Supermarkt gewesen; immer schickte sie ihn abends noch los, tat so, als sei sie bloß nicht dazu gekommen.

Aber was sollte er machen? Er hatte nicht den Hauch einer Idee. Das Beste hoffen, mehr konnte er nicht tun.

Sein erster Termin heute war, wie üblich, Havelock. Der Altpräsident machte in Sachen Muskulatur deutliche Fortschritte, nicht weltbewegend, aber spürbar. Sie gingen die Übungen zum wiederholten Mal gemeinsam durch, und es gab immer noch Kleinigkeiten, die Valentin an der Ausführung zu korrigieren hatte, um sie wirkungsvoller zu machen. Man konnte Havelock jedenfalls nicht nachsagen, dass er das Training nicht ernst nahm.

In den Erholungspausen erzählte der alte Mann ihm ein bisschen aus seinem Leben, von seinen Anfängen, seiner Kindheit. Geboren war er in der Nähe von Freiburg, in einem Ort namens Leutweiler, von dem er sagte: »Den gibt’s schon lang nicht mehr, und ganz ehrlich? Ist nicht schade drum. Am Ende hätte noch irgendjemand ein Museum aus meinem Elternhaus gemacht, so bleibt uns zumindest das erspart.«

»Heißt das, der Ort ist auch …?«

»Ja, ja, plattgemacht für die Naturzone Schwarz-Süd. Das war eine der ersten, und damals hat man das noch hundertprozentig durchgezogen – kompletter Abriss, allen Abraum in Deponien verbringen, bloß keine Schadstoffe übrig lassen.« Havelock zuckte mit den Schultern. »Unmöglich natürlich, das so fortzusetzen. Das Wichtigste war ja, endlich all die Bäume zu pflanzen, und das so schnell wie möglich, um das Kohlendioxid aus der Atmosphäre zu holen. Ah, wenn ich dran denke, an was für technischen Lösungen man damals getüftelt hat … und am Ende war es diese ganz einfache Maßnahme, die uns entscheidend geholfen hat!«

Valentin wusste nicht, was er sagen sollte. Er wusste natürlich, dass das die hauptsächliche Idee hinter der Einrichtung der Naturzonen gewesen war; jeder Baum nahm im Lauf seines Lebens viele Tonnen Kohlendioxid auf, speicherte den Kohlenstoff und gab Sauerstoff wieder ab. Das hatte deutliche Auswirkungen auf das Weltklima, wenn man nur genug Bäume pflanzte und vor allem stehen ließ. Nebenbei dienten die Zonen auch dazu, dass sich dort die Ökosysteme regenerieren konnten, sich wieder Wildtiere vermehrten und so weiter – aber der Hauptgrund, sich aus so viel Land zurückzuziehen, es sozusagen der Natur zurückzugeben, war der gewesen, dass das Klima damals zu kippen gedroht hatte. Hatte diese Entscheidung den Unterschied gemacht? Das zu beurteilen traute er sich nicht zu. Als er zur Welt gekommen war, war alles schon so gewesen, wie es heute war.

Aber er freute sich, dass der alte Mann allmählich auftaute, Vertrauen zu ihm zu fassen schien.

Ihm selber, stellte Valentin fest, war Havelock inzwischen auch sympathischer als am Anfang. Im Anschluss an die Übungen gab er ihm, wie üblich, eine Massage, und sich zu vergegenwärtigen, dass dieser magere alte Mann unter seinen Händen eine bedeutende historische Persönlichkeit war, machte ihn kurz richtig sprachlos.

Letztendlich war auch so jemand ein Mensch wie jeder andere. Lebte sein Leben, wurde alt … und lebte einsam hier, in dieser Wohnung in einer Oase. Und das, obwohl er ja Familie hatte, Kinder, Enkel …

Ach ja, und diese Urenkelin, die von einem Kirchturm gefallen war.

Irgendwie kamen sie im Gespräch auf dieses Thema: Wie es war, in einer Oase zu leben. Zu Valentins Überraschung benannte Havelock etwas als Vorzug, das Valentin noch nicht einmal als Eigenschaft wahrgenommen hatte: die Garantie ungestörter Privatsphäre.

»Was ist das eigentlich?«, fragte Valentin verblüfft, während er Havelock vom Massagetisch half. »Ich kenne das Wort, aber …«

»Das heißt, dass ich hier, in dieser Wohnung, ganz für mich bin, ganz und gar unbeobachtet,« erklärte Havelock, während er seinen dicken Bademantel überstreifte. Er würde ein Bad nehmen, um das Massageöl loszuwerden, sobald Valentin gegangen war. »Schauen Sie sich um – nirgends eine Kamera, nirgends ein Mikrofon, gar nichts. Ich weiß nicht, ob das bei Ihnen auch so ist, aber zumindest für die A-Zone ist es garantiert.«

Valentin wiegte den Kopf. »Also, soweit ich weiß, kann man Kameras und Mikrofone so winzig bauen, dass man sie mit bloßem Auge gar nicht sieht.«

Havelock grinste spitzbübisch. »Ja, junger Mann, das weiß ich natürlich auch. Ein Bundeskanzler hat nämlich öfter mit Geheimdienstleuten zu tun, als ihm lieb ist. Und schon damals war die entsprechende Technik sehr weit. Und weil ich das weiß, habe ich das Versprechen der Oase getestet!«

»Getestet? Wie das denn?«

»Indem ich einen Herzanfall simuliert habe.« Havelock deutete in die Richtung, in der sein Wohnzimmer lag. »Ich hab mir ans Herz gefasst, mich auf den Boden sinken lassen, habe um Hilfe gerufen … und dann bin ich einfach so liegen geblieben. Regungslos. Und lange, mehr als eine Stunde lang.«

»Und dann?«

Er hob die Hände, lächelte stolz. »Niemand ist gekommen. Hätte ich wirklich einen Herzanfall gehabt, wäre mir nach der Zeit nicht mehr zu

helfen gewesen. Also bin ich wieder aufgestanden, und das war's. Das war der Beweis, dass ich hier tatsächlich nicht überwacht werde.«

Valentin lief ein Schauer über den Rücken. »Macht Ihnen das keine Angst?«

»Angst? Wovor? Dass ich sterben könnte? Das steht sowieso an. Ich bin 95, und der liebe Gott schickt mir immer öfter Einladungen. Mit der Hilfe verschiedener Ärzte habe ich sie bisher höflich abgelehnt, aber es ist klar, in Gottes Kalender ist der Tag schon angekreuzt, an dem ich abberufen werde.«

»Hmm«, machte Valentin unbehaglich und sah sich um. Der Gedanke, dass sie beide hier, in diesem Moment, völlig unbeobachtet waren, von aller Welt abgeschnitten sozusagen, war ihm eher unheimlich.

Havelock merkte, was in ihm vorging. »Sie sind die Überwachung von Kindesbeinen an gewohnt«, sagte er. »Kameras überall, und über Ihren Pod haben schon Ihre Eltern immer gewusst, wo Sie sind, mit wem Sie zusammen sind und so weiter. Ihnen kommt das gar nicht vor wie Spionage, nicht wahr? Sie haben dabei eher das Gefühl, dass jemand auf Sie aufpasst.«

Valentin nickte. »Irgendwie schon.«

Havelock schüttelte den Kopf. »Kaum zu fassen, an was man Menschen alles gewöhnen kann. Ich zum Beispiel …« Er hielt inne, zögerte wie jemand, dem plötzlich bewusst wird, dass er angefangen hat, über etwas zu sprechen, das er eigentlich für sich behalten wollte.

Ein seltsamer Moment.

Dann räusperte sich Havelock und meinte mit einer wegwerfenden Handbewegung: »Unwichtig. Das ist ein Thema für einen anderen Tag.«

Am Dienstag wurde Ahmad entlassen, endlich! Eine letzte Untersuchung durch den Roboter, ein letztes Gespräch mit der Stationsärztin, ein Beutel Medikamente, die er vollends nehmen sollte, und jede Menge Ratschläge, es nahm gar kein Ende. Endlich tauchte Franka auf, genau im richtigen Moment und ausnahmsweise mal nicht im blauen Overall, sondern fast schon herausgeputzt.

»Wie, ich dachte, ich muss dich stützen?«, frotzelte sie ihn. »Wo ist denn dein Gehstock?« Sie war richtig aufgedreht. So verabschiedeten sie sich, fuhren hinab in die Halle und konnten schon im Fahrstuhl kaum die Finger voneinander lassen.

Draußen dampfte die Straße. Die Nacht war kühl gewesen und feucht, und heute kam die Sonne mit aller Macht heraus, wie um ihn willkommen zu

heißen, zurück in der Welt.

Franka war mit ihrem klobigen Lieferwagen da. Als Ahmad seine Tasche hinten reinstellte, entdeckte er zwischen dem anderen Werkzeug einen länglichen Metallkasten mit chinesischen Schriftzeichen darauf.

»Hey, ist das dein neuer Bohrhammer?«, rief er.

»Aber hallo«, erwiderte sie mit leuchtenden Augen. »Schon seit ’ner Woche im Einsatz.«

»Und? *Ist* er violett?«

Sie drückte sich an ihm vorbei, ließ die Verschlüsse aufschnappen und hob den Deckel an: tatsächlich. »Es sind die kleinen Dinge im Leben, die Freude bringen«, meinte sie mit sattem Grinsen.

Gerade als sie einsteigen wollten, kam der allzeit grimmig dreinschauende Krankenbruder des Wegs, hatte offenbar gerade Dienstschluss und bot einen ungewohnten Anblick ohne den weißen Kittel. Und auch ein ungewohntes Verhalten: Er bedachte Ahmad mit dem ersten Lächeln, das dieser bei ihm sah, und meinte: »Alles Gute noch!«

Dann stieg er in den kleinen Sportwagen, der direkt neben Frankas Lieferauto stand, parkte schwungvoll aus und brauste mit hell sirrendem Motor davon.

»Boah, wie du guckst!«, rief Franka lachend. »Das sind die Leute, die in den richtig relevanten Berufen arbeiten, die verdienen halt auch richtig gut. Nur kein Neid!«

»Neidisch? Ach was.« Ahmad schüttelte sich unwillkürlich bei der Vorstellung, in der Krankenpflege zu arbeiten. »Man kann sowieso nur das tun, was einem auch liegt. Ich als Krankenbruder – das sollte man niemandem wünschen.«

Trotzdem ging ihm beim Einsteigen die Frage durch den Kopf, ob das überhaupt stimmte, was man über das Freiheitsgeld sagte, nämlich dass seine Einführung für eine grundlegende Umbewertung der Berufe gesorgt hatte. Klar, man konnte es nicht zulassen, dass die Krankenhäuser unterbesetzt waren, jedenfalls nicht noch schlimmer, als sie es eh schon waren – dass Mangel an Pflegekräften herrschte, das hatte man schon immer beklagt. Also bezahlte man die Leute so gut, dass genügend kamen.

Aber wie hatte es dann sein können, was sein Großvater über die alte Zeit erzählte, nämlich dass damals die Krankenpfleger zu den am schlechtesten bezahlten Berufen gehört hatten? Das wollte ihm nicht in den Kopf.

Und war sein Job etwa nicht relevant? Ohne Steuerpolizei würde das System schließlich gar nicht funktionieren. Trotzdem hätte er sich kein Auto leisten können, schon gar nicht so eins.

Rätselhaft, das alles.

Er setzte sich auf den Beifahrersitz. Im Wagen roch es nach Steinstaub und Kleber, aber Ahmad war froh, endlich mal was anderes zu riechen als immer nur Desinfektionsmittel.

»Auch wenn du kein Krankenbruder bist, meine Heuschnupfentropfen könntest du mir trotzdem reichen«, meinte Franka schniefend. »Ich merk grad, wie's wieder anfängt. Liegen im Handschuhfach.«

Im Handschuhfach lag so allerlei, Frankas halber Hausstand, aber nach einigem Wühlen fand Ahmad eine kleine weiße Sprühflasche mit einem Etikett, auf dem *Franka Castagnoli* stand und *Anti-Heuschnupfen* und *2x tgl*. »Das hier sieht so aus«, meinte er und reichte es ihr.

Sie verabreichte sich einen Stoß in jedes Nasenloch, atmete geräuschvoll ein und aus, blinzelte mehrmals und stellte schließlich fest: »Gut. Fahrtüchtigkeit wieder hergestellt.« Das Fläschchen steckte sie in die Hosentasche, dann schaltete sie den Motor ein.

Als sie vor dem Haus ankamen, in dem Ahmad und sein Großvater lebten, sahen sie auf dem Grundstück daneben schon den Hausdrucker aufgebaut, mit dem das neue Gebäude errichtet werden würde. Franka parkte ein und ging gleich mal bis an die Absperrung, um einen fachfraulichen Blick darauf zu werfen.

»Das ist ein BB-5«, erklärte sie, als sie zurückkam. »So ziemlich das neueste Modell. Kann fünf verschiedene Werkstoffe gleichzeitig drucken, und die Solarzellen montiert es auch gleich.« Sie musterte die senkrecht aufragenden Führungen und konstatierte: »Wird sechsstöckig, genau wie eures.«

»Na, toll«, ärgerte sich Ahmad, dessen Schlafzimmer auf das Nachbargrundstück ging. »Dann kann ich mich ja von meiner Aussicht verabschieden.«

»So toll war die eh nicht«, meinte sie ungerührt.

Großvater erwartete sie schon mit seinem berühmten süßen Kräutertee, um dessen Rezept er ein Geheimnis machte. Er kochte ihn nur, wenn es was zu feiern gab. »Auf deine glückliche Rückkehr!«, sagte er, als sie alle in der Wohnküche saßen und die Tassen hoben.

Die Wohnung, die sich Ahmad mit seinem Großvater teilte, war nicht besonders groß: Die Küche war der gemeinsame Raum, daneben gab es ein Bad und zwei Zimmer, von denen Ahmad das kleinere bewohnte, weil er viel weniger zu Hause war als sein Großvater.

Der gemütlichste Platz war der Sessel, der direkt am Fenster stand; den hatte Franka bekommen. Ahmad saß auf dem schmalen Sofa, Großvater auf einem der beiden Stühle, weil er sich nicht wohl fühlte, wenn er nicht jederzeit aufstehen und in der Küche herumfuhrwerken konnte. Fast alle Möbel, die sie besaßen, stammten von Gebrauchtmärkten und aus Tauschbörsen, was naturgemäß eine wilde Stilmischung ergab, doch Ahmad gefiel es so.

Großvater konnte mal wieder nicht anders, als Franka zu erzählen, dass er mit Ahmad zusammengezogen sei, um auf ihn aufzupassen; er hatte seinerzeit, als er nach Deutschland gekommen war, mithilfe von Fernsehkrimis Deutsch gelernt und daraus die Erkenntnis mitgenommen, dass Polizisten außerstande waren, so etwas wie ein geordnetes Privatleben zu führen. »Schimanski! Wie es bei dem in der Wohnung immer ausgesehen hat – ein Schweinestall. Die allererste Folge fängt damit an, dass er Hunger hat, los muss er auch, und alles, was er noch hat, sind zwei Eier. Er will sie sich braten, aber das ganze Geschirr in der Küche ist dreckig, alles, alles stapelt sich, und der Dreck darauf ist uralt, er hat nichts, keine Pfanne, keinen Topf … also, was macht er? Er nimmt ein Glas – na, und ob das sauber ist? Fragen wir lieber nicht! –, schlägt die beiden Eier rein und schluckt sie roh runter. Und überall leere Bierflaschen … So sind sie, die Polizisten.«

»Im Fernsehen, Sidi, nur im Fernsehen«, sagte Ahmad, und es war, als führten sie ein Theaterstück auf, in dem er seinen Text sprach.

»Vor allem ist das ein Job«, lästerte Franka, »bei dem man morgens nicht weiß, ob man den Mann abends noch in einem Stück zurückkriegt. Auch nicht so das Wahre.«

»Ganz genau«, pflichtete ihr Großvater bei, und dann nippten sie beide an ihren Tassen und grinsten einträchtig.

Großvater mochte Franka, das wusste Ahmad. Unter anderem, weil sie »etwas Ordentliches« arbeitete, wie er es nannte, etwas, bei dem man hinterher ein greifbares Resultat sah: ein angeschlossenes Waschbecken, ein neu gefliestes Bad, eine modernisierte Dusche, einen Heizboiler, der wieder funktionierte. Dass Ahmad unbedingt Polizist werden wollte, hatte hingegen niemanden in der Familie begeistert, auch seine Eltern nicht. Die betrachteten

ohnehin alles, was sich nicht in der akademischen Welt abspielte, als Tätigkeiten, die man besser Robotern überließ. Zumindest hatten sie diesen Standpunkt vertreten, bis 2060 ein von einer Künstlichen Intelligenz aus dem Japanischen ins Englische übersetzter Roman einen der renommiertesten Übersetzerpreise gewonnen hatte. Ob sie sich heute im Akademischen immer noch so sicher fühlten, wusste Ahmad nicht.

Während sie Großvaters festlichen Tee tranken, wogte das Gespräch munter hin und her. Ahmad ließ sich ausfragen, wie es ihm ergangen war, Großvater erzählte, was er gemacht hatte in der Zeit, und Franka schwärmte von der tollen Baustelle, die sie gerade im Gartenstadt-Viertel hatte. »Ein Riesenbad neu machen, mit allem Drum und Dran, und alles vom Feinsten«, sagte sie. »So was kriegt man nicht oft. Aber das macht mal so richtig Laune.«

Als die Kanne leer war, erhob sich Großvater abrupt und meinte: »Tja, ich glaube, ich sollte noch ein bisschen, ähm … *spazieren gehen* …« Er griff nach seinem Mantel, deutete auf das Teegeschirr. »Lasst einfach alles stehen. Das eilt nicht.«

Ein letztes Augenzwinkern, dann schlug die Tür, und weg war er.

Ahmad und Franka sahen einander überrascht an.

»Hmm«, machte Ahmad. »Wie wär’s, wenn wir in mein Zimmer gingen und, na ja …«

»… ausprobieren, ob noch alles funktioniert?« Franka sprang auf. »Unbedingt!«

Es funktionierte noch alles. Bestens sogar. Alle Ängste erwiesen sich als unbegründet, alle Sorgen als gegenstandslos, wie es ohnehin die meisten Ängste und Sorgen an sich haben.

Hinterher lagen sie beisammen, ineinander verschlungen, erschöpft und glücklich, während die Sonne mit aller Kraft durch das Fenster herein brannte und mit ihrem magischen Licht Ahmads vollgestopftes Zimmer in eine Höhle zu verwandeln schien, in der sie vor aller Welt sicher waren.

Dann, nach einem langen, zeitlosen, wundervollen Moment der Entspannung, räusperte sich Franka auf eine Art und Weise, die verriet, dass sie doch nicht *ganz* glücklich war.

Ahmad zog sie an sich, immer aufs Neue fasziniert davon, wie sich ihre Haut auf seiner anfühlte, und brummte: »Sag schon. Was ist?«

»Das ist nicht so einfach.«

»Ich hab heut nichts mehr vor.«

Sie tat ein paar geräuschvolle Atemzüge, dann sagte sie: »Du erinnerst dich doch noch, wie ich dir mal gesagt habe, du kannst die Kondome weglassen, weil ich mir ’ne Dreimonatsspritze geholt hab?«

»Wird mir ewig unvergesslich bleiben.«

»Das war gelogen.«

Er drehte den Kopf, sah sie an, blickte in ihre rätselvollen, türkisfarbenen Augen. »Gelogen? Wie meinst du das?«

»Ich hab nicht verhütet. Ich wollte ein Kind von dir. Und obwohl wir seit Monaten vögeln wie die Karnickel, bin ich immer noch nicht schwanger, und ich versteh nicht, wieso!«

Ahmad hatte das Gefühl, zu erleben, wie sein Gehirn aussetzte und neu startete. »Du hast *was*?«

Sie presste für einen Moment ihre wundervollen, hellrosafarbenen Lippen zusammen, sorgenvoll, und sagte dann: »Das klingt jetzt blöd, oder? Ich meine, nicht, dass ich was an deiner Manneskraft auszusetzen hätte. Gar nicht. Es ist nur … na ja.«

Er holte tief Luft. Normalerweise stellte er sich rasch auf unerwartete Situationen ein, aber das forderte ihn jetzt doch. »Also«, begann er behutsam, »ich weiß das natürlich auch nicht, aber, hmm, ich würde erst mal vermuten, dass es einfach so ist, wie man oft liest. Dass von früher noch jede Menge künstlicher Hormone in der Umwelt sind, die sich über Jahre und Jahre angesammelt haben, in die Nahrungskette gelangt sind und sich inzwischen eben verhütend auswirken. Unter anderem.«

Sie musterte ihn forschend. »Du bist nicht sauer, dass ich einfach die Verhütung weggelassen habe?«

»Überhaupt nicht.« Himmel, sah sie zum Anbeißen aus!

»Heißt das, du willst auch Kinder?«

»Fünf«, erwiderte Ahmad und beugte sich über sie, um sie zu küssen, auf den Mund, auf den Hals, auf die Schultern, und immer so weiter. Sie ließ es willig geschehen, schlang endlich ihre wundervoll langen Arme und endlosen Beine um ihn, und so schliefen sie noch einmal miteinander.

Irgendwann musste es ja klappen!

*Dann, Schreck in der Morgenstunde, ein Anruf von ganz oben.*

*Aufgeflogen! Sein erster Gedanke.*

*Aber, Erleichterung, es ging um was anderes. Um einen Auftrag. Das Übliche: Jemand machte was, was denen oben nicht passte, und er sollte sich drum kümmern.*

*»Alles klar«, sagte er und notierte die Angaben. »Find ich raus. Keine Sorge, ich kann bei so was sehr überzeugend sein. Wissen Sie doch.«*

*Hinterher atmete er auf. Überlegte sich, wie er's anstellen würde.*

*Holte die Schachtel mit den Pillendöschen von ganz hinten aus dem Schrank, warf eine von den kleinen Rosaroten ein. Die vertrieb alle Ängste und Sorgen. Tollkühnheit und Wagemut durchströmten ihn, und er genoss es.*

# Kapitel 11

*Mittwoch, 12. März 2064*

Das hatte sie sich für diese Woche vorgenommen: sich endlich mal selber in den Supermarkt in der Oase zu wagen. Das, hatte sie sich gesagt, war der nächste Schritt dahin, ihr Glück akzeptieren zu lernen, endlich hier *anzukommen*!

Außerdem konnte sie Valentin wirklich nicht länger ständig zum Einkaufen schicken. Ihr gingen allmählich die Ausreden aus.

Und heute war der Tag, an dem es geschehen sollte.

Sie zog die neuen Kleider an, die sie in der Boutique gekauft hatte, wie um sich zu beweisen, dass sie es *konnte*, dass sie in die Oase hinausgehen und sich etwas kaufen konnte, dass sie es schon einmal gemacht hatte. Außerdem waren die Sachen schön, sie fühlte sich gut darin, schön und stark und allem gewachsen. Man durfte hier nicht aussehen wie der letzte Verlierer; die Oase war kein Platz für Verlierer, kein Platz etwa für jemanden wie ihren Vater, der immer vom Gewinnen geträumt, aber nichts auf die Reihe gekriegt hatte.

Lina besah sich im Spiegel, von allen Seiten. Zog den Lippenstift nach. Sie benutzte Lippenstift selten, Valentin fand es albern, fand, dass ihre natürliche Lippenfarbe die schönste war, aber hier und heute musste es sein. Noch einmal mit der Bürste über die Haare. Gut. Dann nahm sie die Einkaufstasche und ging.

Draußen war es kühl und grau. Komisch, dieses Jahr wollte der Frühling einfach nicht anfangen. Egal, es war nicht unangenehm. Ohnehin war ihr ein bisschen heiß von all der Aufregung, die sie erfüllte.

Es war die Fassade aus Backstein, die sie erschreckt hatte! Das ging ihr auf, als sie auf den Supermarkt zumarschierte wie ein Soldat auf den Feind. Die dunklen roten Ziegel, die so alt und verwittert aussahen, wie sie in

Wirklichkeit wahrscheinlich gar nicht waren, diese Art Gebäude erinnerte sie total an den Laden in dem Viertel, wo sie als Kind gewohnt hatte. An den Laden, an dessen Schaufenster sie sich immer die Nase platt gedrückt, den sie aber nie hatte betreten dürfen, weil ihr Vater es nicht wollte. Dort gäbe es nichts, was sie anginge, und ohnehin nähme der ganz unverschämte Preise, das müssten sie sich nicht gefallen lassen.

Aber warum hatten dann so schöne Puppen im Schaufenster gelegen, so süße Stoffhasen, so bunte Bälle, wie sie zu gern einen gehabt hätte?

Das war es. Diese Ähnlichkeit hatte ihr zu schaffen gemacht. Sie musste fast lachen, als sie vor dem Eingang stand und sah, dass das Gebäude in Wahrheit überhaupt keine Ähnlichkeit mit jenem Laden hatte, nur eben die Ziegelsteine sahen genauso aus.

Nein, das war nicht der Laden, den sie nicht betreten durfte!

Wie um es sich zu beweisen, trat sie vor die Tür, und die fuhr automatisch vor ihr auf. Eine Wolke verführerischer Düfte kam ihr entgegen: nach Geräuchertem, Salzigem, nach Knoblauch und Käse und Fettgebackenem, nach Blumen und Obst …

Lina gab sich einen Ruck, ging hinein, orientierte sich. Hier nahm man keinen Wagen, hier nahm man einen geflochtenen Korb. Hier wartete kein karges Magazin auf einen, hier trat man ein in eine Höhle von überbordender Fülle, in deren Regalen aus dunklem Holz sich fremdartige, verlockend aussehende Packungen stapelten, Gläser, Dosen, Pappkartons. Von der Decke hingen große, längliche Gebilde herab, waren das etwa echte Schinken? Von Tieren? Das gab es noch, das hatte sie gelesen, und Herr Winter im Restaurant hatte ihnen so etwas ja sogar angeboten an ihrem ersten Tag dort …

Lina konnte den Blick kaum davon abwenden, obwohl ihr dabei Schauer über den Rücken liefen.

Bunte Flaschen mit Ölen, mit Essig in allen möglichen Sorten, mit Alkoholika. Große Körbe voller Brote, dicke Laibe, längliche Laibe, dazwischen Brötchen und anderes Gebäck. Körbe mit frischem Obst, Äpfeln, Birnen, Bananen, Orangen …

Einkaufen. Sie wollte sich ja nicht nur umsehen, sie war hier, um richtig einzukaufen. Gut, dass sie sich eine Liste gemacht hatte! Sie zog ihren Pod heraus, konsultierte sie. Der Brotaufstrich fürs Frühstück ging aus, richtig. Wo gab es hier so etwas?

Ihr fiel ein, sich auch mal die Preise anzuschauen. Unwillkürlich hatte sie erwartet, dass hier alles viel, viel teurer sein würde, als sie es kannte, dass man einen Luxusaufschlag zahlen musste dafür, dass man in der Oase leben durfte, aber siehe da, so war es gar nicht. Hier, die Packung Reis kostete sogar eher weniger als dort, wo ihre Eltern eingekauft hatten! Sicher, es gab enorm teure Dinge zu kaufen, exotische Spezialitäten, von denen sie in manchen Fällen nicht mal wusste, was man sich darunter überhaupt vorzustellen hatte. Bretonische Fischsuppe in einer Glasflasche: Wie die wohl schmeckte? Aber sie wollte nicht so viel Geld ausgeben, um das herauszufinden; so weit war sie noch nicht. Auch wenn Valentin jetzt gut verdiente, das war noch lange kein Grund, mit dem Geld um sich zu werfen.

Aber als sie das Regal mit den Brotaufstrichen gefunden hatte, ging es doch ein bisschen mit ihr durch. Den Vitafix-Aufstrich, den sie beide gewohnt waren, gab es zwar, auch zum ungefähr üblichen Preis, aber ihre Hand wurde unwiderstehlich von einer so wunderschön verpackten Orangenmarmelade angezogen, dass sie sich sagte, was soll’s, so viel teurer ist die auch nicht. Wenn man ein neues Leben angefangen hatte, musste man auch mal was Neues probieren!

Als sie ihre Beute im Korb verstaut hatte und aufsah, entdeckte sie zwischen den Regalen eine Frau, die ihr bekannt vorkam, und als ihr einfiel, woher, erstarrte sie: Das war *sie*! Carola Reis, die berühmte Schauspielerin! In einem ganz gewöhnlichen Freizeitanzug ging sie beschwingt an den Obstkörben entlang, pflückte hier ein paar Äpfel, dort eine Schale Kirschen, benahm sich wie ein ganz normaler Mensch!

Hastig steckte Lina ihren ollen Pod weg, schämte sich für das zerkratzte Gerät. Ohnehin wusste sie jetzt auswendig, was sie brauchte. Ein Brot noch, ja, eine Flasche Wiemilch, dies und das. Sie fand die Sachen, tat sie in ihren Korb, war aber mit ihrer Aufmerksamkeit die ganze Zeit bei der Schauspielerin. Und während sie sie verstohlen beobachtete, hoffte sie inständig, dass die Frau es nicht bemerkte. Aber sie konnte sie einfach nicht aus den Augen lassen.

Endlich ging die prominente Mitbewohnerin zur Kasse, hielt einen kurzen Schwatz mit dem jungen Mann dort, und entschwand dann. Interessant: Durch ein Drehkreuz, das direkt in die A-Zone führte. So also war das organisiert!

Lina atmete auf, als sie wieder allein im Laden war. Hatte sie alles? Ja. Also ging sie auch zur Kasse, mit angehaltenem Atem, was das wohl kosten

würde.

Verblüffend, dass sich in diesem Laden wahrhaftig ein echter Mensch um die Kasse kümmerte! Ein Mann in etwa ihrem Alter, mit Sommersprossen und strohigem Haar, der sie freundlich begrüßte, gleich wusste, dass sie eine neue Bewohnerin der Oase war, und ihr, während er das Brot wog und die Äpfel, die sie genommen hatte, erklärte: »Wir liefern gern auch direkt in die Wohnung. Sie können über den Skill bestellen, es dauert in der Regel nicht einmal eine Stunde, bis Sie die Sachen haben. Für Milch und Brot und dergleichen haben wir auch Abonnements, die Sie natürlich jederzeit ändern oder abbestellen können.«

»Danke«, sagte Lina und war in diesem Moment wirklich von tiefer Dankbarkeit erfüllt. Während sie die Einkäufe in ihre eigene Tasche umpackte, kamen Erinnerungen an ihre Kindheit hoch, eine ganze Sturzflut von Erinnerungen an Tage, an denen es nichts zu essen gab, an ihren Vater, der so gern den Witz bemüht hatte, dass am Ende des Gelds immer so viel Monat übrig sei. »Die haben heimlich ein paar Tage eingefügt!«, hatte er oft behauptet, aber sie hatte nie richtig darüber lachen können, nur beim ersten Mal.

Als sie sich verabschiedete und wieder ins Freie trat, fühlte sie sich seltsam beruhigt, auf doppelte Weise: Erstens, weil sie es geschafft hatte, sich zu überwinden und die Scheu vor diesem Laden abzulegen – und zweitens, weil sie sich nun sicher war, dass sie nicht würden hungern müssen. Es gab genügend Essen hier, und sie hatten genügend Geld, um es zu kaufen. Valentin und sie würden nicht hungern müssen, niemals.

Seit sie aus der Oase ausgezogen waren, hatte immer Kilian das Nötige eingekauft, meistens auf dem Rückweg von seinen Vorstellungsgesprächen. Für heute hatten sie vereinbart, dass er abends, wenn Ole aus der Schule kam, seine Lasagne machen würde, dafür übernahm Therese den Einkauf.

Lasagne war Kilians Spezialität. Er bekam sie nicht nur sensationell gut hin, seinerzeit hatte er sie damit auch endgültig herumgekriegt. Mit anderen Worten, das Abendessen würde eine Menge schöner Erinnerungen wachrufen, und zweifellos würden sie bald danach im Bett landen und sich wieder benehmen wie Teenager.

Therese lächelte bei dieser Vorstellung.

Das Lächeln verging ihr, als sie vor dem Centi-Markt aus dem Bus stieg. Himmel! Hatte ein Supermarkt früher auch schon so schrecklich … *billig*

ausgesehen?

Zum ersten Mal seit dem Umzug überwältigte sie die Trauer darüber, nicht mehr in der Oase zu leben, und sie war froh, dass weder Kilian noch Ole sie in diesem Moment sahen. Wie blöd, ausgerechnet dem Laden dort nachzutrauern, aber … Hach, allein diese gediegene Atmosphäre! Die Düfte! Die Beratung, die man bekam, wenn man wollte! Und die wunderbaren Dinge in den Regalen, die einen selbst dann beglückt hatten, wenn man sie nie selber kaufte: einfach dadurch, dass es sie *gab*.

Der Centi-Markt dagegen … Glas. Stahl. Automatische Türen. Automatische Kassen. Grelle Werbung auf riesigen Bildschirmen, die sich bewegte, flimmerte, in schreienden Farben und mit zuckenden Bildern.

Wenigstens war gerade nicht viel los. Therese nahm einen Einkaufswagen, identifizierte sich mit ihrem Pod und wartete die üblichen drei Sekunden, bis sich die Schleuse vor ihr öffnete und sie hineindurfte.

Drinnen war es hell, dank alter LED-Lampen, die von der hohen Decke hingen. Die Räder des Wagens ratterten auf abgenutzten Bodenfliesen. Links und rechts Metallregale, hinter denen schmale Roboter hin und her flitzten und auffüllten, was weniger wurde, mit ruckartigen Bewegungen und keuchenden Hydrauliken. Um die Körbe in der Mitte des Gangs schien sich niemand zu kümmern, etliche davon versprachen »Sonderangebot!« und »Nur 1 € – nur heute!«, waren aber schon leer, und man konnte nur raten, was sich darin befunden haben mochte. Und hier drinnen flimmerte die Werbung nicht nur, sie redete auch auf einen ein, bedröhnte einen mit Jingles und markigen Sprüchen, die einem schon nach der zweiten Wiederholung auf die Nerven gingen.

Einkaufen! Deswegen war sie hier, nicht, um sich über die Gestaltung von Centi-Märkten aufzuregen. Therese zückte ihren Pod und rief ihre Einkaufsliste auf.

Immerhin fand sie sich noch zurecht; an der grundlegenden Aufteilung eines Centi-Markts hatte sich in über zehn Jahren nichts geändert. Heute früh war die letzte Marmelade zur Neige gegangen, die sie noch aus der Oase mitgebracht hatten, also brauchten sie Nachschub. Doch das, was hier an Konfitüren angeboten wurde, war zwar bunt verpackt, aber nichts in der Liste der Inhaltsstoffe ließ darauf schließen, dass echte Früchte darin eine Rolle spielten.

Schließlich entschied sich Therese für ein Glas Vitafix, so wie früher. Wenn heute schon der Tag war, um an alte Zeiten zu denken.

Und, ach, sieh an: *Hosen in Dosen* gab es immer noch! Ein ganzes Regal voll, verschiedene Schnitte, Farben, Größen. Das hatte sie damals für einen Werbegag gehalten, aber wie es aussah, war es mehr als das: Hosen aus einem Synthmaterial, die man in einer Konservendose verpackt kaufte und die sich erst an der Luft zu ihrer vollen Größe ausdehnten.

Neu dagegen war ein Automat, an dem man sich Bücher auf Anforderung herauslassen konnte: Man konnte unter angeblich 17 Millionen Titeln wählen, und das gewünschte Buch wurde innerhalb weniger Minuten gedruckt und gebunden. *Denken Sie daran: Alte Bücher gehören ins Papier-Recycling! Die Umwelt dankt!* stand auf einem Aufkleber neben dem Bildschirm.

Therese tippte ein wenig auf dem Bildschirm herum und war versucht – die Auswahl funktionierte richtig gut –, aber dann ließ sie es doch lieber. Das nächste Mal vielleicht. Außerdem stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite, direkt an der Pflichthaltestelle, eine große, dicht bestückte Büchertauschbox, und bei der Herfahrt hatte sie schon gesehen, dass die regen Zuspruch fand: Fraglich, ob sich der Automat hier überhaupt rentierte.

Sie fuhr weiter, legte Packungen in den Wagen und behielt die Anzeige am Handgriff im Auge, die den Preis in dem Moment addierte, in dem man den Artikel in den Wagen legte. Das war nützlich, um am Schluss keine Überraschung zu erleben, und notwendig, um mit dem Freiheitsgeld gut durch den Monat zu kommen. Irgendwie beruhigte es Therese, dass sie diesen instinktiven Blick trotz der Oase nicht verlernt hatte.

Aber irgendwie deprimierte es sie, die Regale entlangzufahren und all diese aufdringlich bunten, betont auf fröhlich gemachten Packungen zu sehen. Früher hatte sie es nicht anders gekannt, aber heute sah sie, dass das alles Einheitsware war, billige Massenabfütterung mit Comicfiguren drauf, damit man’s nicht merkte. Brot und Spiele, hatte es da nicht mal so einen Spruch gegeben?

Die Äpfel sahen okay aus. Das Brot … na ja. Der Salat lag in kalt bedampften Kühlboxen, eigentlich die optimale Umgebung, wirkte aber trotzdem traurig. Sie nahm den Kopf, der noch am besten aussah, und staunte, dass der Einkaufswagen ihn tatsächlich richtig erkannte und berechnete.

Als sie eine Packung Wiehack – also eigentlich Proteingranulat, aber das stand nur im Kleingedruckten – in den Wagen legte, musste sie an das denken, was Kilian über die Proteinfabrik erzählt hatte, und seufzte. Das hätte

sie jetzt lieber nicht gewusst. Vielleicht würde sie es vergessen können, wenn die Lasagne heute Abend heiß und duftend auf dem Teller lag.

*Ich werde mich wieder daran gewöhnen*, sagte sie sich, während sie am Checkout den angezeigten Betrag bestätigte und ihren Pod gegen den Sensor hielt. Dann öffnete sich die Schleuse vor ihr, um sie wieder hinauszulassen, und während sie im Vorraum die Einkäufe in ihre Tragetasche umpackte, bemühte sie sich, nicht niedergeschlagen zu sein.

Ahmad atmete auf, als er die Pforte des Polizeireviers passierte. Endlich wieder zurück! Endlich wieder der vertraute Geruch nach Staub, Kaffeeduft, Ozon, Reinigungsmittel und alten Möbeln, endlich wieder durch die vertrauten, hässlichen Flure schlendern mit ihren altmodischen Anschlagbrettern, den abgeschabten Stellen an den Wänden, dem quietschenden Bodenbelag und den Büroschränken, die nur im Weg waren.

Wie herrlich, wieder da zu sein!

Im Pausenraum sah er die Stars der Abteilung G beisammensitzen, Kaffee trinken und palavern, über irgendeinen aktuellen Fall, durfte man vermuten. Ahmad blieb einen kurzen Moment stehen, malte sich aus, wie es sein mochte, dazuzugehören. Da saß Jo Braun, mit der Narbe über der Stirn, die er einer wilden Verfolgungsjagd verdankte. Elvira Beierlein, Kette rauchend, auch hier, wo es verboten war, und ihr Gegenüber mit diesen durchdringend blaugrünen Augen anstarrend, als hätte sie den Röntgenblick. Dieses Gegenüber war Fehim Demir, grauhaarig, graubärtig und mit einem zweifelhaften Geschmack in Oberhemden, der wohl gerade eine Theorie erläuterte, unter Zuhilfenahme von Tassen, Zigarettenschachteln und Zuckerstücken, die er auf dem Tisch hin und her schob. Der dicke Berthold Werner, der seine Kaffeetasse mit beiden Händen vor dem Gesicht hielt, als inhaliere er nur den Dampf daraus, und sinnend zu Demirs Ausführungen nickte. Jana Dobrev, die den Kopf zweifelnd hin und her wiegte. Und schließlich, unübersehbar mit seinen langen, rotblonden Haaren, die er zu einem Pferdeschwanz gebunden trug: der legendäre Ulf Pfenning, der oft von den Kollegen in anderen Städten um Hilfe gebeten wurde, wenn sie mit einem besonders schwierigen Fall nicht alleine fertig wurden. Pfenning saß etwas vom Tisch entfernt, in seinem Stuhl lümmelnd, die dürren Beine lässig übereinandergeschlagen, und sah aus, als ginge ihn das Ganze nichts an.

Ahmad riss sich los, ging weiter, beschwingt und tatendurstig. Draußen schien endlich wieder die Sonne, es war auch deutlich wärmer als die letzten

Tage, Frühling lag in der Luft, und diesmal sah es aus, als würde er sich nicht mehr vertreiben lassen.

Er war früher dran als gewöhnlich, erstens, weil er nun ja wirklich gut ausgeruht war, zweitens und vor allem aber, weil heute früh der Hausdrucker nebenan mit seiner Arbeit begonnen hatte. Kaum zu glauben, wie schnell so etwas ging: Als sein Großvater und er beim Frühstück gesessen hatten, war die Maschine noch dabei gewesen, das Fundament zu produzieren – *BRRRP SSSIIIT BRRRP SSSIIIT* –, und als er aus dem Haus gekommen war, hatte man schon die ersten Mauern gesehen. Und den Mann, der das alles überwachte, fröhlich pfeifend vor seinem großen Bildschirm.

»Du sollst zuallererst zur Keller kommen«, begrüßte ihn Thorben, als Ahmad das Büro der Abteilung S betrat. Jemand hatte einen grauen Staubschutz über seinen Schreibtisch gelegt, ein Teil, das aussah, als sei es aus dem vorigen Jahrhundert übrig geblieben.

»Ah, okay«, sagte Ahmad. »Hat sie gesagt, warum?«

Thorben strich sich die Haare, die eine gründliche Wäsche und einen Besuch bei einem Friseur gut hätten vertragen können, nach hinten und erwiderte: »Mir nicht.«

Also gut, hinauf in die Chefetage. Ahmad nahm die Treppe, hörte, wie sich zwei Kollegen über Ivana Quayle unterhielten, die Milliardärin, die aus ihm unerfindlichen Gründen ständig in den Nachrichten auftauchte. Ihm ginge die Frau allmählich auf die Nerven, bekannte der eine, die andere meinte, wieso, es sei doch gut, wenn sie ihr eigenes Geld für gute Zwecke ausgebe, daran könnten sich andere Superreiche ruhig ein Beispiel nehmen. Dann war Ahmad oben und ließ den Fortgang der Diskussion in dem hallenden Treppenhaus zurück.

Helene Keller hatte das Revier schon geleitet, als Ahmad dazugekommen war, und irgendwie kam es ihm vor, als habe sie sich in der ganzen Zeit praktisch nicht verändert. Sie war Anfang 50, nicht verheiratet, keine Kinder, und abgesehen davon, dass ihre blonden Haare ein paar graue Strähnen aufwiesen, sah sie immer noch fit und drahtig aus, irgendwie alterslos.

Sie bot ihm Platz an und einen Kaffee und sagte dann: »Ich bin froh, Sie heil wieder vor mir zu sehen. Kollege Nakowski hat mir damals berichtet, was vorgefallen ist, aber ich würde es doch ganz gerne noch mal von Ihnen hören.«

Das hatte sich Ahmad schon gedacht, also erzählte er kurz und knapp, wie er es erlebt hatte. Seine private Suche in den Videos, die Clemens ihm

mitgebracht hatte, ließ er unerwähnt.

»Hmm«, sagte sie und legte nachdenklich die Finger zusammen. »Also, wie Sie vielleicht schon gehört haben, wird nach Ihrem Angreifer immer noch gefahndet, leider bisher ohne Erfolg. Wir haben noch nicht einmal einen brauchbaren Hinweis, sagen mir die Kollegen aus der G. Ihr Verdacht, dass es sich um einen ehemaligen Polizisten handeln könnte, hat sich übrigens nicht bestätigt; Kollegin Dobrev hat entsprechende Recherchen in allen Personaldatenbanken durchgeführt, ohne jemanden zu finden, auf den die Beschreibung passen würde. Auch nach dem Drogenhändler wird inzwischen gefahndet, aber der scheint spurlos verschwunden zu sein. Das Kontor Gabriel Antonis ist geschlossen, ohne irgendeine Urlaubsnachricht oder dergleichen, einfach nur zu. Und seine Wohnung sieht aus, als sei er nur mal eben Zigaretten holen gegangen. Wobei er das sicher nicht getan hat, denn er hat seinen Pod zurückgelassen, könnte also nirgends bezahlen. Entsprechend gibt es auch keinerlei Ortung.«

»Sie vermuten ein Verbrechen«, schlussfolgerte Ahmad.

Helene Keller nickte gewichtig, dann tauchten scharfe Sorgenfalten in ihrem Gesicht auf. »Wobei ich darin keinerlei Sinn erkennen kann. Selbst wenn es stimmt, dass dieser Kunde mit Bitcoin zahlen wollte – das ist zwar verboten, aber kein so dramatisches Vergehen, dass man deswegen zum Messer greifen würde!«

Ahmad räusperte sich. Das war jetzt vielleicht die richtige Gelegenheit, anzusprechen, was ihn bewegte.

»Da wir gerade von Gewaltverbrechen reden«, begann er. »Im Krankenhaus hatte ich ziemlich viel Gelegenheit, über mein Leben nachzudenken, und dabei ist mir klar geworden, dass ich eigentlich zur Polizei gegangen bin, weil ich … hmm, wie soll ich es ausdrücken? Keineswegs will ich in Abrede stellen, dass die Fahndung nach Steuerhinterziehern und Schwarzarbeitern wichtig ist … aber ich hab mich immer als Kriminalist gesehen.« Er räusperte sich noch einmal. »Also, kurz gesagt, ich möchte um eine Versetzung in die Abteilung G bitten.«

Während seiner peinlich unbeholfenen Ansprache – vielleicht hätte er das schriftlich vorformulieren und einüben sollen? – waren die Augenbrauen seiner Vorgesetzten langsam, aber unablässig höher gewandert. Und nun musterte sie ihn, als entdecke sie Dinge an ihm, die ihr vorher noch nie aufgefallen waren.

»So«, sagte sie schließlich, nach einer quälend langen Pause des Schweigens.

»Wenn es sich«, fügte Ahmad unbehaglich hinzu, »organisatorisch einrichten lässt.«

Die Augenbrauen senkten sich wieder, die Sorgenfalten kehrten zurück. »Sie haben nicht zufällig vor, selber nach dem Mann zu fahnden, der Sie angegriffen hat?«

»Was?« Ahmad schüttelte hastig den Kopf. »Nein, natürlich nicht. Ist mir völlig klar, dass ich in diesem Fall befangen wäre. Nein, es ist nur … ich bin mir eben über verschiedene Dinge klar geworden, und das war eins davon.« Er holte Luft, was ihm eigenartig mühsam erschien, und fuhr fort: »Es, ähm, muss ja auch nicht gleich sein. Ich wollt's nur mal erwähnt haben.«

Sie lehnte sich zurück, faltete die Hände vor sich. »Ich werde drüber nachdenken. Ohnehin ist jetzt nicht der Moment für derartige Entscheidungen. Sie kommen frisch aus dem Krankenhaus und brauchen noch Schonung. Deswegen möchte ich, dass Sie die nächsten Wochen im Archiv arbeiten.«

Ahmad hatte das Gefühl, seinen Unterkiefer festhalten zu müssen. »Im Archiv?«

»Damit Sie sich in aller Ruhe wieder eingewöhnen«, sagte die Revierleiterin mit kühlem Lächeln. »Ihre Autorisierung ist schon eingetragen, Sie können also gleich hinuntergehen.«

Ahmad unterdrückte ein Seufzen. Das hatte er wohl völlig falsch angefangen.

»Das wäre im Moment alles«, fuhr seine Vorgesetzte fort und griff nach ihrem Lesegerät. »Einen schönen Tag noch.«

Das Archiv. Ahmad blies enttäuscht die Backen auf, als er allein im Fahrstuhl nach unten stand. Von allen Jobs, die es bei der Polizei gab, war das Archiv am weitesten weg von dem, was er tun wollte.

Zumindest kam es ihm gerade so vor. Tatsächlich wusste er wenig über das Archiv, kannte nur diesen Vorraum im Keller, wo man mit dem Archivar sprechen und sich irgendwelche verstaubten, uralten Dinge oder Unterlagen aushändigen lassen konnte, wenn man die entsprechende Befugnis dazu hatte. Was er in seiner Zeit bei der Polizei Ruhrstadt-Ost ganze zwei Mal gemacht hatte. Eine Theke, ein Terminal, dahinter eine Metalltür, durch die man, wenn sie offen stand, in dunkle, gruftartige Räume voller Regale sah – das war das Archiv, wie man es als normaler Polizist erlebte.

Und nun öffnete sich die Zugangstür für ihn. Hindurchzutreten kam Ahmad vor wie ein Schritt in die Verbannung.

Diffuses Halbdunkel umfing ihn. Er stand zwischen langen Regalen voller … *Dinge*, und jeder seiner Schritte rief irgendwo ein seltsames Echo hervor. Es roch nach altem Papier, nach Waffenöl, nach allem möglichen – eben nach Keller.

»Hallo?«, sagte er, und noch während seine Stimme verhallte, schloss sich die Tür hinter ihm wieder, automatisch, und er konnte hören, wie sich ein schwerer Riegel von selber in die entsprechende Verankerung schob.

Im nächsten Moment ging über ihm Licht an, lange Reihen alter LED-Lampen, und aus einem Seitengang kam ein alter Mann geschlurft. Er ging gebückt, hatte erstaunlich dichtes, weißes, ungebändigtes Haar, eine altmodische Brille im pausbäckigen Gesicht und einen Schnauzbart, wie ihn heutzutage niemand mehr trug. Sein roter Pullover war ihm etwas zu eng, er sah darin aus wie in ein Kondom gestopft … aber das vergaß man gleich wieder, wenn er einen ansah, aus hellen, klaren Augen, von denen man den Eindruck hatte, sie sähen bis hinab in das Archiv im eigenen Kopf, das Archiv der verdrängten und vergessenen Erinnerungen.

»Ah, der Herr Müller«, sagte er. »Jemanden verletzt? Oder verletzt worden?«

»Wie bitte?«, fragte Ahmad zurück.

»Eins von beiden ist für gewöhnlich der Grund, dass ich ab und zu ein bisschen Verstärkung kriege«, erklärte Gottlieb Weber, der Archivar. »Also?«

»Verletzt worden«, sagte Ahmad. »Ein Stich in den Bauch.« Er deutete auf die betreffende Stelle und meinte für einen Moment, den Schmerz noch einmal zu spüren.

Seltsame Sache, das menschliche Erinnerungsvermögen.

Weber verzog das Gesicht. »Uh. Hässlich, das, hmm?«

»Kann man wohl sagen.«

»Na, dann kommen Sie mal.«

Gottlieb Weber war eine Legende. Wenn man glaubte, was die anderen, altgedienten Kollegen über ihn erzählten, dann verwaltete er das Archiv schon seit Menschengedenken. Und nicht nur das, er wusste auch alles, über jeden, der mal in diesem Revier gearbeitet hatte, genau wie über die alten Zeiten, über ungelöste Fälle und so weiter.

Mit anderen Worten: Falls der Messerstecher irgendwann mal hier gearbeitet hatte, würde Weber es wissen.

Vielleicht gar keine so schlechte Sache, eine Weile hier unten zu sein und sich in aller Ruhe umsehen zu können.

Weber führte ihn in sein Büro, einen engen, unordentlichen Verschlag hinter jener Tür, die man kannte. Es roch darin nach Zitronengras: Der Geruch stammte aus einer Kanne Tee, die auf einer elektrischen Warmhalteplatte vor sich hin dampfte. Weber bot ihm davon an, dann ließ er sich berichten, was passiert war.

Ahmad erzählte es ihm bereitwillig, weil sich dadurch gleich die Gelegenheit bot, ihm auch das Phantombild zu zeigen, das er angefertigt hatte – er hatte es auf seinem Pod dabei –, doch Fehlanzeige: Der Archivar gab kein Zeichen des Wiedererkennens von sich, nickte nur gewichtig und meinte: »Hmm, hmm. So eine sinnlose Tat, was?«

So einfach würde es also nicht sein.

»Was werde ich denn hier unten überhaupt machen müssen?«, erkundigte sich Ahmad. Dabei musterte er die langen Reihen der Regale jenseits der Glasscheiben und gab sich der Vorstellung hin, darin irgendwo auf eine entscheidende Spur zu stoßen. *Reiner Zufall!*, würde er zur Keller sagen, wenn sie den Mann auf diese Weise fassten, *Sie haben mich ja hier heruntergeschickt!* Aber dann würde sie ihn nach G versetzen müssen, ihr würde gar keine andere Wahl bleiben …

»Mir helfen bei dem, was ich tue«, sagte Weber und leerte genüsslich seine Tasse.

»Und was tun Sie?«

»Sie werden es nicht glauben – ich digitalisiere und verschlagworte die Bestände an uralten Akten.«

Ahmad konnte es tatsächlich nicht glauben. »Akten? Was für Akten?«

»Fallakten. Dokumente aller Art. Beweismittel.«

»Ich dachte, es wird schon seit Ewigkeiten alles im Computer erfasst?«

»Das denken viele. Aber so ist es nicht, leider. Aus Dutzenden von Gründen – unzureichende Mittel, Ängste vor Datendiebstahl, wahrhaftige Hackerangriffe, altmodische Kollegen, die lieber auf Schreibmaschinen vom Flohmarkt schreiben als auf Computern …« Der Archivar erhob sich mühsam. »Kommen Sie. Ich zeig’s Ihnen.«

Die Asservatenkammer, erfuhr er, war organisatorisch ein Teil des Archivs und außer durch den normalen, gesicherten Zugang draußen auch

durch eine Metalltür von hier aus erreichbar, doch diese Tür war ebenfalls verschlossen und gesichert, und er als Helfer würde dazu keinen Zutritt haben.

»Viele der Akten betreffen ungelöste Fälle«, erklärte ihm Weber, »und wenn es um Mord und ähnlich schwere Verbrechen geht, wird der Fall auch nicht geschlossen, egal, wie lang es her ist. Sie können sich vorstellen, dass sich da allerhand ansammelt im Lauf der Zeit. Wir haben Berge von Akten zu Fällen, bei denen die Täter bestimmt schon längst tot und begraben sind und wir es dem lieben Gott überlassen müssen, sie zu richten.«

Er zeigte ihm ein paar seiner »Lieblingsfälle«, wie er es nannte.

»Das hier ist eine sehr seltene Pistole«, sagte er, indem er aus einer zerschlissenen Aktenmappe ein großformatiges Foto einer unscheinbaren Handfeuerwaffe mit braun geriffeltem Handgriff zog. »Eine Singer 1911A1, die Vorlage für den späteren Colt M1911 der US Army. Von diesem Modell wurden nur fünfhundert Exemplare hergestellt, und diese Pistole hier dürfte einem Sammler locker eine halbe Million wert sein. Wahrscheinlich ist sie deshalb aus der Asservatenkammer gestohlen worden, nachdem ein Unbekannter damit einen Pizzaausfahrer erschossen hat. Wir warten immer noch darauf, dass sie eines Tages wieder auftaucht – und das seit sechsundsechzig Jahren!«

Ahmad musste lachen. »Man soll die Hoffnung nie aufgeben, wie?«

»Ganz genau.« Weber legte die Akte zurück, nahm die nächste, breitete ihren Inhalt auf einem beleuchteten Tisch aus. »Ein anderer Fall. Ein Mord an einem Richter. An seinem Jackett war ein Ölfleck, den man aber nicht weiter beachtet hat. Alle Ermittlungen im persönlichen Umfeld blieben ergebnislos, man fand auch keinen Zusammenhang mit den Urteilen, die er gefällt hatte. Dann, Jahre später, nahm sich ein neuer Laborant die Jacke und den Ölfleck noch einmal vor und stellte fest, dass es sich in Wirklichkeit um Rohöl handelte, das sich aufgrund seiner chemischen Zusammensetzung eindeutig einer Quelle in Venezuela zuordnen ließ – und tatsächlich hatte sich der Richter wenige Wochen vor seinem Tod dort aufgehalten! Und jetzt erst« – der Archivar gluckste belustigt – »hat man bemerkt, dass das Jackett gar nicht dem Richter gehört hat; es wäre ihm nämlich viel zu klein gewesen. Er hatte es auch nicht getragen, sondern es hatte nur über der Lehne seines Stuhls gehangen. Rätsel über Rätsel. Ein seit vierzig Jahren ungelöster Fall.«

»Faszinierend«, musste Ahmad zugeben, und auf einmal spürte er etwas wie ein Ziehen im Bauch: Solcher Rätsel wegen war er zur Polizei gegangen!

»Oder hier.« Eine andere Akte, randvoll mit Fotos von Kunstwerken. »Im Jahr 2029 wurde die komplette Sammlung Huizinga aus dem Picasso-Museum gestohlen, über achthundert Lithografien des Künstlers. Man rätselt bis heute, wie die Einbrecher allein die Logistik dieses Diebstahls bewerkstelligt haben. Die Wachen wurden mit Gas betäubt, einer von ihnen ist an dem Gas gestorben. Die einzige Spur ist dieser Fingerabdruck.« Er zog eine Aufnahme heraus, die stark vergrößert ein typisches Muster aus Bögen und Schleifen zeigte. »Leider nicht zuordenbar.«

»Und die Bilder?« Ahmad blätterte die Fotografien durch. Er verstand nicht viel von Kunst, aber diese kargen Bilder hatten etwas.

»Sind nie wieder aufgetaucht.« Der Archivar packte die Unterlagen zurück. »Was zu der Vermutung geführt hat, dass sie im Auftrag eines reichen Sammlers gestohlen wurden. Die Fahndungsunterlagen liegen heute noch bei allen Auktionshäusern, Galerien und ähnlichen Stellen, an denen die Bilder auftauchen könnten.«

Ahmad schüttelte verwundert den Kopf. Inzwischen tat ihm seine Versetzung überhaupt nicht mehr leid, im Gegenteil.

Der Archivar zeigte ihm den Umgang mit den verschiedenen Scannern, mit denen man Dokumente digitalisieren konnte, ohne sie zu beschädigen, und erklärte ihm, worauf bei der Verschlagwortung geachtet werden musste. »Und beherzigen Sie, dass Genauigkeit vor Schnelligkeit geht. Ein falsch abgelegtes Dokument ist genauso wertlos wie eines, das man weggeworfen hat. Und es ist so viel Material da, dass sich jeder Gedanke an so etwas wie ›fertig werden‹ völlig verbietet. Ich mache das hier, seit ich meinen Dienst angetreten habe. Das ist über fünfzig Jahre her, und schauen Sie sich an, wie viel noch übrig ist.«

Ahmad sah ihn entgeistert an. »Um Himmels willen – wie alt *sind* Sie?«

»Sechsundsiebzig«, sagte Gottlieb Weber.

»Und da arbeiten Sie immer noch?«

Der Archivar lächelte. »Warum denn nicht? Ich habe nie geheiratet – was soll ich also zu Hause? Mich langweilen? Nein. Solange ich hier einen sinnvollen Beitrag leisten kann … Die Polizei ist die Kraft der Ordnung im Staat und außerdem in ständiger Personalnot, vor allem, wenn es um so langweilige Jobs wie das Archiv geht. Ich meine, mal ehrlich – was ging *Ihnen* durch den Kopf, als Frau Keller Sie zu mir herabgeschickt hat?«

Ahmad lachte verlegen und fühlte sich ertappt.

Wieder einmal Blutwäsche.

»Was *ist* das eigentlich, was Sie da aus meinem Blut gewinnen?«, fragte Valentin, während Frau Almassy ihm die Kanülen legte.

»Die wissenschaftliche Bezeichnung ist FY-01«, erklärte sie, blieb dabei aber ganz auf die Anschlüsse konzentriert. »Ein sogenanntes Prä-Hormon. Sie haben es ja gesehen, es sieht aus wie Gold – aber es ist viel, viel wertvoller. Es ist *Leben*. Man kann eine irre Menge verschiedener, hochwirksamer Medikamente daraus machen.« Jetzt sah sie ihn an, sah ihm so tief in die Augen, dass es ihn ganz merkwürdig durchfuhr. »Das hier ist mehr als nur die Grundlage unseres Geschäfts. Sie helfen damit vielen, vielen Menschen!«

»Oh«, entfuhr es Valentin. »Gut.«

»Finde ich auch«, sagte sie und stand auf. »Alles klar soweit?«

»Alles klar.«

Sie bedachte ihn mit einem Lächeln, schaltete den Apparat ein und ging.

So war das also. Valentin lehnte sich zurück, horchte in sich hinein. Mit achtzehn Jahren hatte er einmal Blut gespendet, im Rahmen einer Hilfsaktion für die Opfer eines Erdbebens in … Hmm, er hatte vergessen, wo das gewesen war. Jedenfalls war es ihm damals leicht vorgekommen, kein Thema, und so hatte er auch kein Problem darin gesehen, als ihm Frau Almassy erklärt hatte, dass diese Blutwäschen wesentlicher Teil seines Jobs sein würden.

Er hatte sie sich nur nicht so *zehrend* vorgestellt!

Ach, er würde sich schon dran gewöhnen. Es war gut, über diese Zusammenhänge Bescheid zu wissen, das half dabei. Ein bisschen besser als beim ersten Mal vertrug er es auch schon, zumindest kam es ihm so vor.

Entspannen, sagte er sich und richtete seine Aufmerksamkeit auf den TV, der da an der Wand leise vor sich hin plapperte. Es lief gerade eine Podiumsdiskussion darüber, wie sich die Lebenshaltungskosten und die Mieten verändert hatten, und wie alle derartigen Diskussionen mündete sie rasch in einen Streit darüber, ob das Freiheitsgeld erhöht werden müsse oder nicht. Valentin musste grinsen. Dass es gesenkt werden müsse, hatte noch nie jemand gefordert!

Er duselte wieder weg, nicht zuletzt, weil die Debatte so langweilig vorhersagbar verlief, und wachte erst wieder auf, als die Blutwäsche überstanden war. Wieder waren dem Augenschein nach nur ein paar Tropfen

der goldenen Flüssigkeit in dem Gläschen, aber Frau Almassy war höchst begeistert, meinte, die Ausbeute sei deutlich gestiegen.

»Sie machen sich, Herr Jouvens«, lobte sie ihn. »Auch Ihre Blutwerte sind optimal, übrigens. Ich schätze, Sie sind der fitteste Mensch in der ganzen Oase.«

Schön zu hören – bloß fühlte er sich ganz und gar nicht so, als er hinterher nach Hause ging. Und auch Lina meinte gleich zur Begrüßung, er sähe so blass aus, ob es heute denn so anstrengend gewesen sei?

»Ja, ja«, behauptete er, weil ihm das als beste Ausrede erschien. »Manchmal ist es schon eine Plackerei.«

Sie machte sich Sorgen, das war nicht zu übersehen. Aber er wollte nicht, dass sie sich Sorgen machte. Glücklich sollte sie sein, unbeschwert! Also gab er sich Mühe, so zu tun, als ginge es ihm prima.

Obwohl er eigentlich nur noch ins Bett wollte und schlafen, schlafen, schlafen.

# Kapitel 12

*Woche vom 17. bis 23. März 2064*

Droben brach unaufhaltsam der Frühling an, da kam einem das Archiv unangenehm kalt vor. Wobei man dagegen ja was machen konnte; Ahmad nahm einfach seinen guten alten Dienstpullover im klassischen Polizeiblau mit ins Revier.

Abgesehen davon fühlte er sich ganz wohl da unten. Die Arbeit mit den brüchigen alten Papieren und den Scannern war mal was anderes, auch wenn er sie nicht bis an sein Lebensende würde machen wollen. Ein zweiter Gottlieb Weber war er definitiv nicht. Aber eine Weile war es ganz interessant, gewissermaßen eine Art Urlaub.

Und es tat ihm tatsächlich gut, auf diese Weise wieder anzufangen.

Einmal traf er Clemens in der Kantine, und der erzählte, was es Neues gab. Seine derzeitige Partnerin war Hilde Pauling, eine der Abrufkräfte des Reviers, die auf Stundenbasis einsprangen, wenn mal wieder akuter Personalmangel herrschte. Sie war ungefähr in Clemens' Alter, mit anderen Worten, die beiden hatten deutlich seltener Streit, wenn es darum ging, welche Musik im Auto laufen sollte.

Und außerdem war sie früher bei der Schutzpolizei gewesen, was sich als sehr nützlich erwiesen hatte, als es bei einer Kontrolle zu einem richtigen Handgemenge gekommen war.

»Das hättest du sehen müssen!«, erzählte Clemens. »Schnappt sich der Kerl einen Hammer und geht damit auf seinen Computer los. Ich dachte, spinnt der? Ich meine, ist doch eh alles irgendwo gespiegelt, oder woher hätten wir das mit seinem Konto auf den Caymans wissen sollen? Aber Hilde hat blitzartig geschaltet, ihm den Arm auf den Rücken gedreht, und damit war's vorbei.«

»Da verpass ich ja ganz schön was«, meinte Ahmad und war insgeheim froh, es verpasst zu haben.

Abends ging er immer noch in die Turnhalle, um ein bisschen zu trainieren, und dabei merkte er deutlich, wie er in den zwei Wochen im Krankenhaus abgebaut hatte. Und gab sich Mühe, wieder zu Kräften zu kommen.

Doch einstweilen war es ganz interessant da unten im Archiv, nicht zuletzt, weil der Archivar allerhand zu erzählen wusste über die Kollegen. Zum Beispiel, dass Helene Keller nicht mehr lange Revierleiterin bleiben würde.

»Wieso das?«, wunderte sich Ahmad.

»Politik«, sagte Gottlieb Weber. »Sie ist, wie man so sagt, für Höheres vorgesehen. Staatssekretärin im Innenministerium, schätze ich.« Er bekam diesen besonderen Blick, den Ahmad inzwischen als Blick in die Vergangenheit zu identifizieren gelernt hatte. »Ich weiß noch, wie sie zur Revierleiterin berufen wurde, als ganz junge Frau. Das hat damals alle überrascht, weil das Beamtentum erst kurz vorher abgeschafft worden war und alle irgendwie noch in diesen Bahnen gedacht haben, und in den Laufbahnen von Beamten hat das Dienstalter eine überragende Rolle gespielt. Kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, nicht wahr?«

»Und wer wird ihr Nachfolger?«

Weber schmunzelte. »Was denken Sie?«

Ahmad hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ulf Pfenning?«

»Nein, nein. *Der* ganz bestimmt nicht.« Der Archivar wedelte mit dem erhobenen Zeigefinger. »Er ist zwar der Berühmteste unserer Polizisten, aber er ist ein einsamer Wolf, kein Leitwolf. Er löst die schwierigsten Fälle, das stimmt, darin ist er wirklich gut – aber er löst sie, um *selber* gut dazustehen, nicht, um Recht und Gesetz zur Geltung zu verhelfen. Tatsächlich nimmt er es mit Recht und Gesetz manchmal selber nicht so genau. Wussten Sie, dass er drei Kinder hat, von drei verschiedenen Frauen? Kinder, um die er sich kein bisschen kümmert?«

»Tatsächlich?« Ahmad konnte das kaum glauben; Pfenning war doch grade mal zehn Jahre oder so älter als er!

»Ja, sehen Sie, es ist natürlich nicht verboten, ein Frauenheld zu sein und jeden Monat eine andere zu haben – aber es weckt Zweifel hinsichtlich der sozialen Kompetenz eines solchen Menschen. Deshalb wird Ulf Pfenning

weiterhin der berühmte, europaweit begehrte Kriminalist sein, aber nicht der Leiter dieses Reviers.«

Sie sprachen auch über andere Themen, auch über kontroverse Themen wie zum Beispiel die »Luddies«, die es offiziell gar nicht gab. Die Bewegung gab es natürlich schon, das wusste jeder Polizist, aber die Medien hatten sich darauf verständigt, nicht über sie und ihre Aktionen zu berichten oder wenn, dann ohne die Existenz der Bewegung zu bestätigen, und damit war sie für die Allgemeinheit praktisch nicht existent.

Ahmad hatte bislang geglaubt, die Bezeichnung leite sich her von den »Ludditen«, den englischen Maschinenstürmern Anfang des 19. Jahrhunderts, aber Weber schüttelte nur lachend den Kopf. »Das ist nur eine Koinzidenz, einer dieser Treppenwitze der Geschichte. Nein, tatsächlich geht die Bewegung zurück auf einen Philosophieprofessor namens Frank Ludinger, der im Aufstieg der Roboter den Untergang der Menschheit gesehen hat. Er hat zusammen mit seinen Studenten die erste große Aktion gegen automatisierte Fabriken organisiert. Das war noch vor der Großen Krise, an einem 1. April – keine Ahnung, wieso sie ausgerechnet dieses Datum gewählt haben; das war in meinen Augen nicht so klug. Kommen Sie, ich kann Ihnen den alten Polizeibericht über die damaligen Vorkommnisse zeigen!«

Es war ein dicker Bericht, sauber auf Papier gedruckt, und Ahmad las ihn mit einem gewissen ehrfürchtigen Staunen: Damals hatten sich seine Eltern noch nicht einmal gekannt!

Wie ihm die Arbeit im Archiv gefalle, wollte Weber einmal wissen, und es klang ein bisschen, als hoffe er, einen Nachfolger gefunden zu haben. Ahmad gestand ihm, dass er zwar gern hier war, dass seine Ambitionen aber der Abteilung G galten. »Vielleicht«, sagte er, »kläre ich eines Tages einen Ihrer Lieblingsfälle!«

Gottlieb Weber lächelte wehmütig. »Ach, man merkt, Sie sind noch jung. Die Jugend will immer die Welt aus den Angeln heben. Aber die Zeiten, in denen man die Welt verändern konnte, die sind schon lange vorbei. Heute ist die ganze Welt eine Maschine, die sich selber am Laufen hält, und wir sind alle nur kleine Rädchen darin, die von Glück sagen können, wenn sie eine einigermaßen sinnvolle Funktion haben und sich nicht nur zur Zierde drehen.«

Diese Sicht bedrückte Ahmad, aber er musste an den Hausdrucker denken, der noch vor Ende der Woche mit dem Rohbau fertig sein würde,

und daran, wie er von seinem Fenster aus der Montage einer dieser Hygiene-Fertigzellen zugesehen hatte, die Franka so inbrünstig hasste, und wusste nicht, was er dem Archivar erwidern sollte.

Eines Abends lagen sie auf dem Sofa und knutschten wild und machten aneinander herum, und Lina war gerade so richtig in der Stimmung für Sex, am besten gleich hier auf dem Teppich, als Valentin plötzlich fragte: »Du?«

»Hmm?«, machte Lina, an seinem Hals knabbernd und begierig darauf wartend, dass er ihr endlich die Hose auszog.

»Meinst du, du könntest es mir mal mit der Hand machen?«

»Mit der …? Was?« Das brachte sie jetzt ein bisschen raus, aber warum nicht? Sie ließ ihre Hand zwischen seine Schenkel wandern. »Klar.«

»Und meinst du, du könntest dabei Gummihandschuhe oder so was anziehen und irgendein Öl verwenden?«

Er hätte ihr genauso gut einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf leeren können. Lina fuhr hoch, rückte von ihm weg, angewidert von der bloßen Vorstellung.

Und stinkwütend.

»Was? Was ist los mit dir? *Spinnst* du?«

»Nein, Lina, nein …«

»Oder genüge ich dir nicht mehr?«

»Das war doch nur so eine Idee!«, rief er und brachte es fertig, auch noch empört und missverstanden auszusehen. »Eine Idee, mal was anderes auszuprobieren, meine Güte …!«

Lina spürte, wie hilfloser Zorn mit ihr durchging, und wusste, dass das gar nicht gut war, aber sie konnte sich nicht bremsen, sah nur noch rot.

»Das kannst du allein ausprobieren, Valentin Jouvens!«, schrie sie und sprang auf. »Gummihandschuhe sind in der Küche, unter dem Abfluss. Und Öl findest du dort auch. Viel Vergnügen!«

Sie rauschte davon, ins Schlafzimmer, packte Valentins Bettzeug, trug es zurück ins Wohnzimmer und warf es ihm hin. »Du schläfst heute hier!«, fauchte sie.

Dann kehrte sie ins Schlafzimmer zurück, schloss hinter sich ab und weinte sich in den Schlaf.

Am Morgen danach herrschte immer noch dicke Luft, und zum ersten Mal, seit sie verheiratet waren, ließ ihn Lina ohne Abschiedskuss gehen.

Der Streit mit ihr tat ihm schrecklich leid. Was war nur in ihn gefahren, ihr so einen Vorschlag zu machen; er wusste doch, wie sie tickte und womit man ihr nicht kommen durfte? Irgendwie beschlich ihn das Gefühl, nicht mehr er selbst zu sein.

Dieser Tage hatte er, abgesehen von den täglichen Übungen mit Havelock, wenig Termine mit Klienten. Dafür ließ ihn Frau Almassy viel selber trainieren, wollte, dass er seine Hochform möglichst noch steigerte. Er musste saunieren und sich hinterher lange ausruhen, musste viel von bestimmten Lebensmitteln essen und anderes weglassen, und manchmal verabreichte sie ihm nach einem Check mit einem ihrer Apparate auch irgendwelche geheimnisvollen Medikamente.

Und die ganze Zeit, das war die düstere Wahrheit, fieberte er der nächsten Spermaentnahme entgegen. Jeden Tag wartete er darauf, dass sie endlich sagte: »Valentin, ab ins kleine Studio«, und er sich erneut in das Gestell der Powerstation stellen und die Hose herunterziehen musste, und es wieder begann …

Tatsächlich konnte er sich, wenn er mit einem Klienten zu tun hatte, kaum noch auf seine Arbeit konzentrieren. Immerzu musste er an die Entnahmen denken. Ja, er *träumte* nachts davon! Es gefiel ihm unsagbar, wie sie das machte, wie langsam, wie überwältigend, so, als wüsste sie immer genau, wie weit sie ihn treiben durfte. Je länger es dauerte, hatte sie ihm erklärt, desto mehr von dem Stoff, der sein Ejakulat so wertvoll machte, sammelte sich darin. Und so ging es jedes Mal noch länger als das Mal zuvor, wurde es noch köstlicher, noch schädeldeckensprengender. Eines Tages würde er Stunde um Stunde da stehen und sich stöhnend an der Stahlstange über seinem Kopf festhalten, während sie ihn melkte und melkte, und er würde endlich so viel Sperma von sich geben, dass ihr Becherglas nicht mehr reichte …

Ahmad erwachte davon, dass ihn einfallendes Sonnenlicht im Gesicht kitzelte, und als er die Augen öffnete, war alles wunderbar: Sie lagen ineinander verschlungen in Frankas ausladendem Eisenbett, zwischen total zerwühlten Laken und wild verteilten Kissen, und er wusste kaum, wo sein Körper aufhörte und der Frankas begann. Sie schlief noch, wahrscheinlich, weil ihr Gesicht noch im Schatten lag und für vielleicht noch fünf Minuten so bleiben würde, und Ahmad versuchte, sich nicht zu bewegen, weil er sie ansehen wollte. Sie sah so wunderschön aus, wenn sie schlief.

Es war schon zu spüren, dass es ein warmer Tag werden würde. Frankas Loftwohnung, eingerichtet in einem ehemaligen Fabrikgebäude – eine gusseiserne Wendeltreppe führte direkt hinab in ihre Werkstatt, deren vorderer Teil zugleich Garage und Ladeplatz für ihr Auto war –, war zwar irgendwie romantisch mit all den vielen Leitungen, die kreuz und quer über die alten Ziegelwände liefen, aber in Sachen thermischer Isolierung ein Albtraum. In den Wintermonaten hatte der Wind durch dieselben uralten Fenster gepfiffen, die jetzt, als es warm wurde, auch die Hitze gleich nach innen durchließen.

In den Sommermonaten werde die Wohnung zum Backofen, hatte sie ihm erzählt. Es lohne sich aber nicht, noch was zu machen, weil die Besitzer das alte Gebäude ohnehin abreißen und durch einen modernen Wohnblock ersetzen wollten; sie würde sich in Bälde eine neue Bleibe suchen müssen – schweren Herzens, denn so eine originelle Heimstatt werde sie wohl nie wieder finden.

Als die Sonnenstrahlen ihr Gesicht erreichten und sie zu blinzeln begann, beugte sich Ahmad über sie und küsste sie vollends wach.

»Ah!«, machte sie und dehnte sich auf höchst ansehnliche Weise. »Weißt du, was ich grade geträumt habe? Dass wir im Ausland gelebt haben, in irgendeiner malerischen Küstenstadt, in Norwegen oder so. Wir hatten ein Haus mit weißen Fensterläden, und wir haben eine andere Sprache gelernt …« Sie stemmte sich abrupt auf die Ellbogen hoch. »Wär das nicht was? Ich hab das schon oft überlegt. Fortzuziehen, meine ich. In eine andere Stadt, in ein anderes Land … und warum nicht auf einen anderen *Kontinent*? Ganz neu beginnen. Europa verlassen. Hmm, ich müsste halt endlich mal Spanisch lernen oder so, das nehm ich mir schon vor, seit ich vierzehn bin.«

Ahmad gab seine Hoffnungen auf einen morgendlichen Quickie auf und fragte stattdessen: »Und was willst du dort machen? Wo auch immer?«

»Hä?«, gab sie zurück. »Wie meinst du das? Ich bin Handwerkerin. Damit kann man überall auf der Welt seinen Lebensunterhalt verdienen.«

»Und ich?«

»Tja.« Sie lächelte listig. »Das wäre der endgültige Test deiner Liebe: Würdest du deinen Job sausen lassen und mit mir gehen?«

Ahmad ließ sich zurück in das Gewühl der Kissen sinken. »Gefällt mir nicht, der Gedanke.«

»Aha!«

»Und wie stellst du dir das vor? Wie soll *ich* meinen Lebensunterhalt verdienen in einem anderen Land?«

Franka zuckte mit den Schultern. »Och, da findet sich schon was.«

In diesem Moment gab ihr Pod ein Geräusch von sich, das anders klang als ein normaler Anruf.

»Uh, das ist ein Notruf«, sagte sie und wälzte sich herum, griff sich das Gerät. »Ja?« Sie lauschte einer aufgeregt klingenden Stimme. »Verstehe. Haben Sie was untergestellt? Gut. Ja, machen Sie das so. Ich bin in, na, einer halben Stunde bei Ihnen.«

Sie beendete das Gespräch, sah ihn ernst an. »Eine geplatzte Leitung. Bei einer guten Kundin. Da muss ich hin, sorry.«

Ahmad nickte. »Klar. Dienst ist Dienst. Das kenn sogar ich.«

Sie lachte, gab ihm einen Kuss und sprang dann aus dem Bett. Er sah ihr nach, wie sie im Bad verschwand, nackt und schöner denn je. Oder kam ihm das nur so vor nach der Zeit im Krankenhaus? Sie wirkte irgendwie anders als vorher. Als hätte die Sache mit dem Messermann auch sie verändert.

Er hörte sie duschen. In den Rohren gluckerte das Wasser. Eine der Leitungen schepperte ein wenig, weil eine Schelle lose war, aber selbst das hatte etwas Lustiges. Kein Wunder, dass es Franka hier so gut gefiel; es war eigentlich die perfekte Wohnung für sie.

Dabei strahlte das Appartement trotz all der Technik eine weibliche Note aus. Ihre Stofftiersammlung zum Beispiel, die ein langes Regalbrett oberhalb eines Heizungsrohrs bevölkerte: Plüschbären, Stoffelefanten, putzige Hunde und Katzen, gestrickte Käfer und so weiter. Der verspielte Sonnenschirm, der aufgespannt unterhalb der Galerie hing. Die Sitzgruppe, bespannt mit violettem Stoff und verziert mit weißer Spitze. Alles war unverkennbar Franka.

Wenig später kam sie wieder zum Vorschein und zog sich eilig an.

»Reicht es noch für ein Frühstück?«, fragte Ahmad. »Soll ich Kaffee machen?«

»Oh, du, lass mal. Ich hab sowieso keinen Hunger, hab irgendwas Falsches gegessen. Aber du kannst gern den Kühlschrank plündern.« Sie schlüpfte in ihren Overall – wie viele von den Dingern *hatte* sie eigentlich? –, band sich die Haare mit einem Gummi nach hinten, dann küsste sie ihn. »Ich muss. War aber eine tolle Nacht, hmm?«

»Großartig«, antwortete Ahmad, doch so eilig, wie sie die Eisentreppe hinabpolterte, kriegte sie das schon nicht mehr mit. Werkzeugkisten

klapperten, das Tor surrte auf, dann hörte er sie davonfahren.

Na gut. Er wälzte sich aus dem Bett, inspizierte den Kühlschrank, hatte dann aber keine Lust, allein hier zu sitzen und zu frühstücken, an ihrem Esstisch, der in einem früheren Leben einmal eine Werkbank gewesen war. Er duschte auch kurz, zog sich an und ging dann, indem er die Wohnungstür fest hinter sich ins Schloss zog, bis er den abgenutzten Riegel einschnappen hörte.

Auf dem Weg ins Revier fand er einen Robot-Imbiss der *Allzeit*-Kette, und dort frühstückte er. Der Kaffee war passabel, das Gebäckteil auch. Ein bisschen schräg war nur, dass er ganz alleine in dem mit viel Plastik in den Firmenfarben Weiß und Rot ausgestatteten Imbiss saß, nur in Gesellschaft der Kaffeeautomaten und der beleuchteten Frischhaltefächer für die angebotenen Gerichte. Ein kleiner Reinigungsroboter summte emsig über den Boden; immer, wenn er einen Krümel oder einen Fleck entdeckte, über den er sich hermachen konnte, quietschte etwas in seinem Inneren. Es klang, als jauchze die Maschine über jede Chance, ihre Nützlichkeit zu beweisen.

Draußen, auf einer Bank vor dem Imbiss, hockten drei Männer und eine Frau mit Bierflaschen in den Händen. Sie redeten nicht, sie tranken nicht, sie saßen nur da und starrten ihn durch das Fenster hindurch an.

Ahmad drehte sich weg und dachte über das nach, was Franka gesagt hatte. Versuchte, sich vorzustellen, wie es wäre, mit ihr zusammen wegzugehen, weit weg, und ganz neu anzufangen.

Zum ersten Mal kam ihm diese Idee gar nicht mehr so abwegig vor.

Lina hielt es zwei Tage lang durch, auf Valentin sauer zu sein, dann konnte sie nicht mehr. Denn eigentlich liebte sie ihn ja, und wie sehr, das hatte sie in der Zeit erst so richtig gespürt. Nur deshalb war sie doch überhaupt so sauer geworden! Also gab sie seinen Versuchen, gut Wetter zu machen, schließlich nach und, nun ja, es stimmte, was man so sagte: Der Sex zur Versöhnung war der allerbeste.

Es kam ihr wie eine Art Belohnung vor, als sich am nächsten Morgen ihre Freundin Davorka meldete, endlich!

»Wo *warst* du?«, rief Lina, den Pod am Ohr. »Ich hab schon gedacht, du bist aus der Welt gefallen!«

»War auch ein bisschen so«, gab Davorka zu. »Wir waren in Urlaub, und ich hab meinen Pod zu Hause liegen lassen.«

»In Urlaub?«, wunderte sich Lina. Davorka und sie kannten sich seit Kindertagen. Sie waren in derselben Straße aufgewachsen, hatten gegen die Jungs dort zusammengehalten, die unglücklichen Liebschaften der jeweils anderen mit durchlitten und alle Geheimnisse miteinander geteilt: Wenn Davorka und ihr Mann sich auf einmal Urlaube leisten konnten, musste etwas passiert sein, von dem Lina noch nichts wusste.

»Na ja, was heißt Urlaub? Wir waren halt ein paar Wochen in Süditalien, bei Adrians Eltern. Die haben uns eingeladen und auch die Fahrt spendiert und auch einen Pflegedienst für Mutter beauftragt.« Davorka pflegte ihre kranke Mutter und war schon von daher ziemlich angebunden.

»Süditalien?«, wiederholte Lina. »Das klingt doch gut.«

Davorka seufzte. Überhaupt klang sie arg bedrückt für jemanden, der aus einem Urlaub kam. Ob sie sich wohl auch mit ihrem Mann gestritten hatte? »Schon, aber weißt du, das hat eine Vorgeschichte … Sag mal, meinst du, wir könnten uns treffen und ein bisschen reden?«

»O ja!«, rief Lina. »Gerne!«

»Du hast mir geschrieben, dass ihr umgezogen seid. Soll ich dich besuchen kommen?«

In diesem Moment verstand Lina auf einmal, warum die Verwaltung der Oase ihre Bewohner nicht dazu ermutigte, Besuch zu empfangen: Sie wollte Davorka gerne sehen – aber sie wollte sie nicht *neidisch* machen!

Sie räusperte sich. »Das ist grade nicht so geschickt. Aber ich könnte einfach zu dir kommen!«

»Toll«, sagte Davorka. »Das wär mir ehrlich gesagt auch lieber. Weißt du, Mutter ist noch ziemlich durcheinander nach der Zeit, in der wir weg waren; sie ist mit den fremden Gesichtern nicht gut zurechtgekommen.«

»Okay. Wann soll ich kommen?«

Ein Zögern, dann fragte Davorka zaghaft: »Jetzt gleich?«

Es musste wirklich was passiert sein. »Bin schon unterwegs«, sagte Lina.

Sie zog rasch ein paar ihrer alten Sachen an, passend zum Wetter – heute war ein herrlicher, sonniger Frühlingstag –, legte Valentin einen Zettel hin, für den Fall, dass er ausnahmsweise eher nach Hause kam, dann brach sie auf.

Es war das erste Mal seit ihrem Einzug, dass sie die Oase verließ! Das wurde ihr in dem Moment bewusst, in dem sie die Schleuse im Eingangsbereich passierte und hinaus auf die Straße trat, und sie musste draußen stehen bleiben, ihren Pod zücken und den Kalender aufrufen, um

sich zu vergewissern. Ja, es war so. Unglaublich. Als hätte sie sich freiwillig einsperren lassen!

Sie sah sich um. Und jetzt? Eine Pflichthaltestelle schien es in der Nähe der Oase nicht zu geben, also rief sie über den Verkehrs-Skill einen Bus, der wenig später ankam und vor ihr hielt.

Es war einer von den kleineren Bussen, mit nur acht Sitzplätzen und einem großzügigen Stehbereich, das häufigste Modell auf den wenig befahrenen Strecken. Ein vertrauter Anblick also, aber: Hatten diese Fahrzeuge schon immer so klapprig ausgesehen? Waren die Haltestangen schon immer so verschmiert gewesen, die Sitze schon immer so abgeschabt?

Es saßen nur drei Leute im Bus, zwei Jugendliche, die in Schulunterlagen stierten und dabei Musik hörten, und ein älterer Mann mit zwei prallvollen Einkaufstaschen; es hätte also genügend freie Plätze gegeben. Aber Lina brachte es nicht über sich, sich hinzusetzen. Sie blieb stehen, hielt sich an einer einigermaßen sauberen Stange fest und bemühte sich, nicht auf die klappernden und schabenden Geräusche aus dem Motorteil zu hören.

Nach einer Weile fiel ihr ein, ihr Fahrziel einzugeben. Der Skill grübelte ein bisschen und zeigte ihr dann ihren Fahrplan an, wann und wo sie in welchen Bus umsteigen musste. Davorka wohnte am äußersten Ende der Stadt; sie würde eine gute Stunde unterwegs sein bis zu ihr. Lina schrieb ihr rasch eine Nachricht, damit sie Bescheid wusste.

Danach schaute sie hinaus, konnte es nicht fassen, wie ärmlich ihr alles vorkam, was sie sah. Wie hässlich die Häuser waren! Wie schmutzig die Straßen, voller Abfall, trotz all der Roboter, die umherkrabbelten und aufsammelten, was sie fanden! Und was für dubiose Gestalten überall herumhingen!

Obwohl … solche Menschen, die nichts mit sich und ihrer Freiheit anzufangen wussten, hatte es früher auch schon gegeben, das kannte sie gar nicht anders. Nicht die Stadt hatte sich verändert – *sie* hatte sich verändert!

Eine jähe Angst stieg in ihr empor, sie könnte aus irgendeinem Grund ihr Leben in der schönen Oase wieder verlieren, ihr Leben in Sauberkeit, Ordnung … und, ja, Luxus!

*Das heißt ja wohl, ich habe es geschafft, mich an unser Glück zu gewöhnen!*, schoss ihr durch den Kopf, gerade, als ihr Pod das Signal gab, auszusteigen und auf einen anderen Bus zu warten.

Der nächste Bus war voller Leute, die unangenehm nach Schweiß und Öl und Rauch stanken. Er fuhr wilde Schlangenlinien zwischen den

Pflichthaltestellen, um Leute aus- oder einsteigen zu lassen, und mit jedem Halt wuchs Linas Panik. Eine Weile war sie dicht davor, den Besuch bei Davorka abzusagen, auszusteigen, ein automatisches Taxi zu rufen und zurück in die Oase zu flüchten.

Aber dann dachte sie daran, wie es sein würde, ihre Freundin wiederzusehen, und tat es doch nicht.

Der dritte Bus, der sie endlich ins Grabenviertel brachte, war annehmbar sauber und fuhr den letzten Teil der Strecke nur für sie, und eigentlich waren die Gebäude gar nicht so hässlich. Eher … praktisch. Und irgendwo mussten die Leute ja wohnen.

Da war das Haus, ihr vertraut, seit Davorka und Adrian geheiratet hatten. Sie klingelte bei »D.+A. Weigand«, sah zu dem dunklen Auge der Überwachungskamera hoch und drückte die Tür auf, als das Schloss mit einem Klicken entriegelte.

Die Treppe nach oben war düster, ja, aber irgendwie auch … *wirklicher*, überlegte Lina. Wenn sie ganz ehrlich war, dann fühlte sie sich hier, auf dieser Seite des Oasenwalls, mehr zu Hause. Trotz des Drecks und der klapprigen Busse.

Und da hatte sie geglaubt, sich an das Leben in der Oase gewöhnt zu haben!

Unbehagen beschlich sie bei dem Gedanken an Valentin. Ihm durfte sie das nicht sagen. Dass sie in der Oase lebten, es sich leisten konnten, das war ihm doch so wichtig!

Dann öffnete Davorka die Tür, sie fielen einander in die Arme, und alles andere war vergessen. Wie immer war es, als sei keine Zeit vergangen. Sie beide gegen den Rest der Welt – wie sie das vermisst hatte!

Sie setzten sich ins Wohnzimmer. Davorka und Adrian wohnten ganz oben, unterm Dach, und hier in diesem Zimmer ging die Dachschräge fast bis auf den Boden; das TV-Gerät passte nur darunter, weil sie es direkt auf das falsche Parkett gestellt hatten. Die grasgrünen Vorhänge an der Tür, die auf den winzigen Balkon hinausführte, waren neu.

»Schön, dass du da bist«, sagte Davorka und klang so dankbar, dass Lina ein schlechtes Gewissen bekam. »Es ist so viel passiert, und ich muss endlich mit jemandem drüber reden!«

Aber erst einmal machte sie Tee. Erzählte von einer TV-Serie, die sie in Italien gesehen hatte und dass man hier in Ruhrstadt den Kanal nicht reinbekam, sie also nie erfahren würde, wie die Geschichte ausging. »Wie

rückschrittlich ist *das* denn, bitte?«, ereiferte sie sich. »Menschen aus allen europäischen Ländern leben überall in Europa, und bevor man das TV-Programm von Laos oder Namibia einspeist, könnte man ja vielleicht erst mal dafür sorgen, dass überall alle europäischen Kanäle zu empfangen sind, oder?«

»Ja, seltsam, dass man das nicht so macht«, meinte Lina, die dem TV nach wie vor nicht so viel abgewinnen konnte wie ihre Freundin. Aus der Nachbarwohnung waren undeutlich Stimmen und Geräusche zu hören, die eindeutig auch aus einem Fernseher stammten.

Davorka musste sich an das Thema, um das es ging, erst herantasten. Lina kannte das und wartete einfach ab.

»Oh, meine Kontaktlinsen bringen mich um«, stöhnte Davorka, als sie den Tee auf den Tisch stellte. »Ich muss mal eben ins Bad. Du schenkst dir ein, ja?«

»Ja, ja.« Davorka war stark kurzsichtig, schon immer gewesen. Als Kind hatte sie eine dicke Brille mit einem schweren, schwarzen Gestell getragen, was ihr den Spitznamen »Uhu« eingebracht hatte. An das Drama, bis sie sich an Kontaktlinsen gewöhnt hatte, erinnerte sich Lina nur mit Schaudern.

»Im Kindergarten bräuchten sie mich eigentlich zurück«, erzählte Davorka, als sie zurückkam, mit leicht geröteten Augenrändern. »Aber ich hab heute angerufen und gesagt, dass ich ’ne Woche länger brauche, meine Mutter ist einfach noch zu sehr durch den Wind, als dass ich sie den halben Tag allein lassen möchte. Jetzt gerade schläft sie«, fügte sie mit einem Seitenblick auf einen kleinen Überwachungsmonitor hinzu, »mal sehen, wie lange.«

»Ist ja kein Problem«, sagte Lina. »Wenn was ist, gehst du einfach runter, und ich warte.«

Davorka nickte, die Lippen zusammengepresst. »Weißt du, das regt mich immer auf, so wie ›wenn Ihnen das Freiheitsgeld nicht genügt, dann verdienen Sie einfach etwas hinzu!‹. Als ob das so einfach wäre. Ich meine, wem genügt das Freiheitsgeld schon? Die Preise steigen ja immer so, dass es gerade zu wenig ist. Und du kriegst keinen Cent mehr, wenn du jemanden pflegen musst; solche Problemfälle sind in dem System überhaupt nicht berücksichtigt. Also heißt es verzichten, auf dieses, auf jenes; die alten Klamotten noch ein Jahr länger tragen, dem wackligen Stuhl ein Stück Bierdeckel unterkleben, mehr Nudeln essen und weniger Gemüse.« Sie

schnaubte. »Und den Job im Kindergarten könnten sie eh gleich als Ehrenamt ausschreiben, anstatt so ein lächerliches Gehalt zu zahlen.«

»Na ja«, meinte Lina. »Du machst es ja auch eher, weil es dir Spaß macht mit den Kindern.«

»Ja, klar.« Davorka sah zu Boden. In ihrer Stimme war auf einmal ein Zittern, das Lina verriet, dass sie nun den heiklen Punkt erreicht hatten.

Sie sagte nichts, wartete nur geduldig.

»Das mit dem Urlaub«, begann ihre Freundin schließlich, »das war … das war so nötig. Weil so viel zusammengekommen ist. Ich wollt's dir sagen, aber ich hab nicht gewusst, wie. Ich konnt mit niemandem drüber reden. Ich konnt's einfach nicht.«

Sie atmete schwer.

»Und jetzt?«, fragte Lina behutsam. So vorsichtig waren sie noch nie miteinander umgegangen, aber gerade kam es ihr vor, als wandle sie auf dünnem Eis.

»Lina«, sagte Davorka und krampfte die Hände ineinander, »ich hab mein Kind verloren.«

Das verschlug Lina fast die Sprache. »Du warst schwanger?«

»Ja. Vierter Monat.« Tränen liefen ihr über die Wangen. »Ich weiß nicht, was passiert ist. Der Doc hat gesagt, alles läuft prima, aber eines Morgens hab ich plötzlich diese Blutungen gekriegt, und dann …« Sie schluchzte.

»Oh, Davi!« Lina nahm ihre Freundin in die Arme, ließ sie sich ausweinen. »Das tut mir so leid.«

Es dauerte, bis Davorka sich wieder beruhigt hatte, und die ganze Zeit musste Lina daran denken, wie sie beinahe umgedreht wäre, und war so froh, dass sie es nicht getan hatte. Sie konnte Davorka unmöglich erzählen, wie sie jetzt lebte; nicht heute jedenfalls.

»Irgendwie ist alles zusammengekommen«, meinte Davorka, als die Tränen versiegt waren. »Ich hab dir doch von Adrians Job erzählt, oder?«

»Bei *Blue TV*.«

»Ja. Nachrichtenredakteur. Gut bezahlt sogar. Wir haben angefangen, eine neue Wohnung zu suchen. Dann bin ich schwanger geworden, also haben wir die Anfrage geändert auf eine Wohnung mit Kinderzimmer.«

»Und dann?«, hakte Lina nach, als ihre Freundin verstummte.

»Du kennst doch Adrian – nur keinen Streit vermeiden! Er hat sich mit seinem Chef überworfen, wegen irgendeiner blöden Meldung über diese Naturschutzstiftung.« Sie presste das klatschnasse Taschentuch in ihren

Händen zusammen, dass es zu tropfen anfing. »Sein Chef wollte sie anders formuliert haben, Adrian hat sich geweigert, und schließlich haben sie ihn wieder rausgeworfen, nach nicht mal einem halben Jahr. Er war völlig fertig, und ich natürlich auch, und dann noch die Fehlgeburt …«

»Und da haben euch seine Eltern eingeladen.«

»Ja. Damit wir auf andere Gedanken kommen.«

»Was haben sie denn im Krankenhaus gesagt, warum das passiert ist? Wegen dem Stress?«

Davorka hob entmutigt die Schultern. »Nein, nicht deswegen. Wegen der vielen Hormone, die sich in der Umwelt angesammelt haben, von früher, als man noch nicht auf die Natur geachtet hat. Klingt alles so harmlos, wenn man's das erste Mal hört, aber wenn's einen selber betrifft …« Sie warf das nasse Taschentuch endlich weg, holte sich ein neues. »Ich meine, die haben früher ja auch das mit dem Klima einfach laufen lassen, oder? Haben gewusst, da braut sich eine Katastrophe zusammen, aber jahrzehntelang nichts gemacht. Und besser ist es ja erst geworden, als man angefangen hat, all die Reservate einzurichten und die vielen neuen Wälder zu pflanzen. Da kam neulich eine Reportage darüber, wie gut das funktioniert und wie wichtig es ist, die Zonen ganz der Natur zu überlassen. Biodiversität und so.«

Lina spürte, wie sie selber wacklig wurde bei diesem Thema. »Valentin und ich wollen auch Kinder«, sagte sie leise. »Ich verhüte auch nicht mehr, aber …«

»Wie lange schon?«

»Seit Dezember.«

»Das ist zu kurz, um was sagen zu können. Im Schnitt kommt es erst nach siebeneinhalb Monaten ungeschützten Verkehrs zu einer Empfängnis. Sagen die Ärzte.«

»Dann besteht ja noch Hoffnung«, sagte Lina.

»Ja.« Davorka seufzte. »Adrian und ich haben noch nie verhütet. Außer bei den ersten paar Malen, da hat er Kondome benutzt.«

»Oh.« Die beiden waren seit über vier Jahren zusammen. Bis es endlich geklappt hatte. Um dann doch nicht zu klappen.

Lina spürte auf einmal eine Trauer tief in sich, die sich uralt anfühlte. Als sei einst etwas Schlimmes passiert, das sie völlig vergessen hatte.

»Früher gab es Kinderwunschkliniken, wusstest du das?«, fragte Davorka. »Adrians Großmutter hat mir das erzählt. Wenn ein Paar Kinder wollte, aber keine kriegen konnte, dann ist man in so eine Klinik gegangen,

und die haben einem geholfen. Es gab da jede Menge medizinischer Verfahren.«

»Die sind heute alle verboten«, ergänzte Lina leise. Sie hatte mal gelesen, dass am Schluss mehr Kinder künstlich gezeugt worden waren als auf natürlichem Wege.

»Ja, das haben sie mir auch erklärt. Und auch, warum.«

»Und warum?«

»Damals haben die Weltbank und die UN und so weiter in Ländern der Dritten Welt rigorose Programme zur Geburtenkontrolle eingeführt. Das hat dann einen Aufstand gegeben. Es hieß, die Weißen wollten die Zahl der Nichtweißen reduzieren, sich selber aber vermehren. Am Ende hat man ein internationales Abkommen geschlossen, das Fortpflanzungsmedizin verbietet, überall auf der Welt.«

»Ach, so war das.« Lina hatte bisher geglaubt, die Verfahren seien verboten worden, weil man schädliche Nebenwirkungen festgestellt hatte.

»Ja. Und seither schrumpft in Europa die Bevölkerung. Trotz Einwanderung.«

Lina musste an die Oase denken, an die weitläufige Parkanlage in der Mitte und an die großzügigen Wohnungen, und meinte: »Eigentlich wär's ja auch nicht schlecht, wenn nicht alles so schrecklich dicht besiedelt wäre.«

»Eigentlich nicht«, gab Davorka zu.

»Aber ich hätte trotzdem gern ein Kind.«

»Ja, ich auch. Wenigstens eins!«

*Katastrophe. Mist, Mist, Mist.*

*Dabei hatte es so gut angefangen. Alles war gelaufen wie geplant, und dann auf einmal …*

*Verdammt. Wer hätte denn damit rechnen können?*

# Kapitel 13

*Montag, 24. März 2064*

Am Montagmorgen wirkte der alte Präsident unruhig und sehr in Gedanken. Valentin schob es auf das Wetter; es war warm und windig, und man ahnte schon, dass es wieder ein heißer, stürmischer Sommer werden würde.

»Darf ich Sie mal was fragen?«, wollte Havelock plötzlich wissen, als sie mit den Übungen durch waren.

»Klar«, sagte Valentin.

»Was denken Sie über das Freiheitsgeld? Finden Sie, es war eine gute Idee, das einzuführen?«

Valentin sah ihn überrascht an. Dass es dieser alte, grauhaarige, so zerbrechlich wirkende Mann war, dem es alle Menschen in Europa zu verdanken hatten, dass sie sich um ihren elementaren Lebensunterhalt keine Sorgen mehr zu machen brauchten, hatte er inzwischen ganz verdrängt.

»Hmm«, meinte er, »ich schätze schon. Wobei ich wahrscheinlich zu jung bin, um das beurteilen zu können. Ich meine, ich kenn’s ja nicht anders.«

»Ihre Eltern, Ihre Großeltern – haben die nie von der alten Zeit erzählt?«

Valentin versuchte, sich zu erinnern. »Also, meine Eltern waren damals selber noch Kinder. Und meine Großeltern … hmm, die sagen eigentlich nur so Sachen wie: ›ihr wisst gar nicht, wie gut ihr’s habt‹, und so.«

Havelock schmunzelte. »Ah ja. Ich glaube, das haben Großeltern schon immer gesagt. Meine auch.«

»Ehrlich gesagt habe ich darüber noch nie besonders viel nachgedacht«, gestand Valentin.

»Aber mal angenommen, es würde irgendwann wieder abgeschafft – was, denken Sie, würden Sie dann tun?«

»Puh.« Valentin blies unwillkürlich die Backen auf, während er nachdachte. »Keine Ahnung. Ich meine, das Freiheitsgeld abschaffen … das käme mir ziemlich absurd vor. Ein bisschen so, als würde man die Straßen wieder abschaffen oder den elektrischen Strom!«

»Verstehe.« Havelock nickte sinnend. »So sehen Sie das. Hmm. Gut. Gut zu wissen.«

Damit ließ er es erst einmal bewenden, doch nach der gewohnten Massage fragte der alte Mann auf eine Weise, die es wirken ließ, als habe er sich dazu überwinden müssen: »Sagen Sie, Valentin, dürfte ich Sie vielleicht um einen Gefallen bitten?«

»Klar«, sagte Valentin.

»Es wäre allerdings ein *großer* Gefallen.«

»Worum geht’s denn?«

»Sie müssten dafür«, fuhr Havelock zögernd fort, »ein paar Vorschriften übertreten. Nichts Gravierendes, aber eben Vorschriften der Oase. Und vor allem dürften Sie niemandem davon erzählen. Das ist wichtig. Niemandem, nicht einmal Ihrer Frau. Das müssten Sie mir versprechen.«

Valentin hob die Schultern. Diese Bitte abzulehnen kam sowieso nicht infrage; er hätte sich nur für den Rest seines Lebens gefragt, worum es dabei gegangen war. Also sagte er: »Okay. Versprochen.«

»Danke«, sagte Havelock. »Also, ich möchte Sie bitten, Folgendes zu machen …«

Die neue Woche begann erfreulich. Am Montagmorgen bekam Ahmad auf dem Weg ins Revier eine Nachricht von Frau Keller, er solle doch, wenn er da sei, kurz bei ihr vorbeischauen. Das tat er natürlich, beantwortete ihre Frage, wie es ihm gehe, mit »Gut!«, worauf sie sagte: »Das freut mich zu hören, denn ich brauche Sie doch wieder in der Steuerfahndung. Wir haben einen Berg von Anzeigen abzuarbeiten, und Frau Pauling ist uns leider wieder abhandengekommen.«

»Gern«, sagte Ahmad und freute sich.

Die Revierleiterin freute sich auch. »Dann mal los. Kollege Nakowski weiß schon Bescheid.«

Und so waren sie kurz darauf wieder unterwegs, als sei nie etwas gewesen.

Eigentlich auch ganz nett.

Während der Dienstwagen sie zur ersten Zieladresse fuhr, studierten sie gemeinsam die Akte des Falls. Es ging um einen gewissen Hermínio Oliveira, verheiratet mit Flora Oliveira, geborene Torres, gemeldet im Friedrichsweg 12, 6. Stock, Wohnung 3. Zu diesem Mann lag eine anonyme Anzeige vor, er sei schon ewig nicht mehr im Haus gesehen worden. Da der Name portugiesische Wurzeln verriet, bestätigt durch die Daten des Meldeamts, galt es auszuschließen, dass der Betreffende womöglich längst nicht mehr an dieser Adresse wohnte, sondern darüber nur noch sein Freiheitsgeld kassierte, das in Deutschland wesentlich höher war als in Portugal.

Clemens betrachtete die Auswertung von Oliveiras Konto. »Das Muster seiner Ausgaben sieht ein bisschen irregulär aus, wenn du mich fragst«, meinte er.

»Wir schauen es uns einfach an«, sagte Ahmad, der keine vorschnellen Schlüsse ziehen wollte. In den meisten Fällen stellte sich eine anonyme Anzeige am Ende nur als Mittel in einem Nachbarschaftsstreit heraus.

Vielleicht war der Mann auch krank und ging nur sporadisch aus dem Haus. Das wussten sie nicht; der Zugriff auf medizinische Daten erforderte eine richterliche Erlaubnis, und diese wiederum gute Gründe, die sie im Moment noch nicht hatten.

Man erlebte die seltsamsten Sachen in diesem Beruf. Das Freiheitsgeld stand jedem EU-Bürger zu, der ordnungsgemäß in dem jeweiligen Unionsland gemeldet war. Trotzdem trafen sie immer wieder Leute, die durch das Raster fielen: Menschen, die sich illegal in Deutschland aufhielten; Menschen, die sich verschuldeten oder aus irgendwelchen Gründen ihr Konto verloren – oder mit Geld einfach nicht umgehen konnten: Manchen Leuten hätte man das Freiheitsgeld tageweise auszahlen müssen.

Der Wagen hielt an und verkündete: »Sie haben Ihr Ziel erreicht.« Na dann. Sie stiegen aus, und Ahmad spürte dabei eine innere Anspannung, die neu war: Als erinnere sich sein Körper daran, was passiert war, als er das letzte Mal aus einem Dienstwagen gestiegen war.

Das würde sich mit der Zeit geben. Er atmete tief durch, sah sich um. Keine schlechte Gegend. Das zehnstöckige Wohnhaus stammte aus den 30ern und war ein Musterbeispiel der damaligen, verspielten Architektur, die zeigen wollte, was mit Betondruck alles möglich war. Zudem war es frisch gestrichen, Solarlack offenbar – nicht so leistungsfähig wie moderne

photovoltaische Ziegel, aber zweifellos besser als die alten Paneele, die man damals verbaut hatte.

Ein paar Bäume standen davor, in drei Jahrzehnten zu stolzer Größe herangewachsen. In einem davon entdeckte Ahmad ein Baumhaus, bestehend aus einer alten Europalette, auf der ein großer, reichlich verwitterter Packkarton stand. *Superfrost* stand darauf, und in das O war eine Öffnung geschnitten, aus denen Kinderaugen sie beobachteten.

»Na?«, rief er hinauf. »Müsstet ihr nicht in der Schule sein?«

»Keine Lust«, antwortete eine helle Kinderstimme, und eine zweite meinte: »Schule ist langweilig!«

Ahmad wechselte einen vielsagenden Blick mit Clemens. Das kannten sie nur zu gut. Wer schon die Schule langweilig fand, ließ sich später für produktive Arbeit kaum noch erwärmen, erst recht nicht, da man ohne ausreichende Bildung nur für einfache Tätigkeiten infrage kam, die es bald überhaupt nicht mehr geben würde.

»Wenn eines Tages alle Menschen nur noch vom Freiheitsgeld leben, braucht man unsere Jobs auch nicht mehr«, meinte Clemens düster.

»Dann müssen sich die Roboter gegenseitig programmieren«, erwiderte Ahmad, »und in dem Fall werden sie sich irgendwann die Frage stellen, wozu sie uns *Menschen* noch brauchen.«

Clemens seufzte. »Ach komm, hör auf.«

Sie klingelten bei *Oliveira*. »Ja?«, fragte eine Frauenstimme vor einem Hintergrund seltsamer, lauter Geräusche.

»Polizei«, sagte Ahmad. »Wir würden gern mit Herrn Oliveira sprechen.«

»Der ist nicht da.«

»Dann muss ich Sie bitten, uns in Ihre Wohnung zu lassen.«

Schweigen. Im Hintergrund knallte und krachte irgendwas. Dann sagte die Frau: »Das ist mir nicht recht.«

»Das mag sein«, sagte Ahmad, »aber wir müssen darauf bestehen. Wir haben auch eine richterliche Durchsuchungserlaubnis. Bitte öffnen Sie jetzt die Haustür, wir kommen zu Ihnen hinauf.«

Der Aufzug war nicht groß, aber schnell. Sie wartete mit ärgerlich verschränkten Armen in ihrer geöffneten Wohnungstür, eine kleine Frau Mitte vierzig mit einer dunklen Lockenmähne und umschatteten Augen. In ihrer Wohnung lief das TV-Gerät auf voller Lautstärke; süßliche Geigenklänge begleiteten einen tränenreich klingenden Dialog.

»Mein Mann ist nicht da«, erklärte sie noch einmal. »Er hat eine Geliebte irgendwo. Er kommt manchmal, dann geht er wieder.«

»Ein auf ihn eingetragener Pod ist hier im Haus angemeldet«, erwiderte Clemens.

»Ja«, sagte sie unwirsch. »Er lässt das Ding immer hier, damit ich nicht rausfinde, wo er hingeht. Ich weiß nicht, wie er es macht ohne. Wahrscheinlich hat er noch einen anderen, keine Ahnung, woher.«

»Wann war er das letzte Mal da?«, fragte Ahmad.

Sie überlegte. »Vor drei Tagen, glaube ich.« Eine Träne rollte ihre Wange hinab. »Der Schuft. Lässt mich einfach sitzen, nach über zwanzig Jahren Ehe …«

Ahmad sah in Clemens' Richtung, der die Akte bei sich trug. Der nickte. Also stimmte die letzte Kontobewegung damit überein.

Anscheinend kein Nachbarschaftsstreit, sondern einer von den ganz traurigen Fällen.

Clemens nickte in Richtung des Aufzugs. *Lass uns gehen,* hieß das. Aber irgendetwas ließ Ahmad zögern. Er hob seinen Pod und präsentierte der Frau die Durchsuchungserlaubnis. »Ich würde trotzdem gern reinkommen«, sagte er. »Und wenn Sie bitte solange den Fernseher leiser drehen würden?«

Es gefiel ihr sichtlich nicht, aber sie gab den Weg frei. Angespannt – kaum verwunderlich für eine allein lebende Frau, die zwei unbekannte Männer in ihre Wohnung lassen musste. Entsprechend grimmig waren die Blicke, mit denen Clemens ihn bedachte.

»Musst du dich austoben nach deiner langen Zwangspause, oder was?«, zischte er ihm zu, als sie durch die Räume gingen.

»Ich mache nur meinen Job«, verteidigte sich Ahmad.

»Schon klar«, maulte Clemens.

Die Wohnung war mehr als vollgestopft. Eine Menge Bücher lagen herum, billige Liebesschnulzen aus dem Automaten mit Titeln wie »Die Nebenbuhlerin«, »Tödliche Affäre« oder »Verhängnisvoller Seitensprung«. Dass hier ein Mann lebte, war dagegen kaum zu erkennen: Auf dem Doppelbett lag nur eine Decke, und im Badezimmer fanden sich weder Rasierapparat noch eine zweite Zahnbürste.

»Ich räume immer alles weg, wenn er geht«, behauptete die Frau und holte einen Karton aus einer Ecke, in der tatsächlich ein alter Rasierapparat lag, ein halb aufgebrauchtes Aftershave aus dem Centi-Markt, eine Zahnbürste und dies und das.

»Und sein Pod?«, fragte Ahmad.

Den bewahrte sie erstaunlicherweise in ihrer Handtasche auf.

Jetzt wurde auch Clemens misstrauisch. »Was macht Ihr Mann, wenn er hier ist?«, fragte er.

Ihr Gesicht war verschlossen, sie wich seinem Blick aus. »Wir streiten viel«, behauptete sie.

Ahmad ging noch einmal durch die Räume, die vollgestopften. Irgendetwas war ihm vorhin aufgefallen, ehe ihn Clemens mit seinem Gebrummel abgelenkt hatte …

»Was ist das?«, fragte er und deutete auf ein seltsam tiefes, seltsam weißes Möbel, das mit einem bunten Tuch abgedeckt war, auf dem eine Vase mit Trockenblumen stand.

»Nur meine Tiefkühltruhe«, erwiderte die Frau schmallippig. »Man hat ja keinen Keller in diesem Haus.«

»Die brauchen Sie anscheinend nicht oft«, sagte Ahmad, nahm die Vase herunter und zog das Tuch weg. Eine Tiefkühltruhe der Marke *Superfrost*. Er hob den Deckel. Sie war randvoll mit Packungen tiefgekühlten Gemüses, bis an den Rand: Spinat, Erbsen, Pommes frites, Blumenkohl, Möhren und so weiter.

»Es wäre mir recht, wenn Sie den Deckel wieder zumachen würden«, sagte die Frau. »Nicht, dass der Inhalt verdirbt.«

»Der Inhalt«, wiederholte Ahmad, beugte sich vor, hob eine Packung tiefgefrorener Bohnen hoch – und blickte in ein von Eiskristallen überzogenes Gesicht.

»*Oh, Scheiße!*«, hörte er Clemens flüstern, und gleich darauf, wie dieser sich im Bad übergab.

# Kapitel 14

*Montag, 24. März 2064*

Die Kollegen von der Abteilung G kamen so schnell, als hätten sie nur darauf gewartet, endlich was zu tun zu kriegen. Und es tauchten nicht nur die KTU-Leute auf, der »große« Ulf Pfenning begleitete sie, unverkennbar mit seiner langen, rotblonden Mähne und in seiner fransenbesetzten Lederjacke! Er sei grade in der Gegend gewesen, sagte er, warf einen flüchtigen Blick auf den eingefrorenen Mann in der Truhe und meinte dann, seiner Einschätzung nach stimme die Geschichte, die die Frau unter Tränen erzählt hatte: dass ihr Mann eines Morgens tot neben ihr im Bett gelegen habe und dass sie rasch die Truhe bestellt und ihn darin versteckt habe, um sein Freiheitsgeld nicht zu verlieren. »Alleine hätte ich doch die schöne Wohnung nicht mehr bezahlen können!«, hatte sie geschluchzt.

»Gut geschaltet, junger Mann«, sagte Pfenning zu Ahmad. Er hatte eine einschüchternde Art an sich, sogar, wenn er einen lobte. »Was hat Sie stutzig werden lassen?«

Das wusste Ahmad so genau gar nicht zu sagen. Es war eigentlich keine logische Schlussfolgerung gewesen, eher eine Art Intuition, ein Gefühl, das ihm gesagt hatte, dass an der Geschichte von dem Mann, der alle paar Tage zwischen der Ehefrau und der Geliebten pendle, was nicht stimmen konnte.

»Mir ist der Karton aufgefallen, den die Kinder für ihr Baumhaus verwendet haben«, fiel Ahmad schließlich ein. »Dadurch habe ich irgendwie an Tiefkühltruhen gedacht, und als ich das Ding hier gesehen habe, kam es mir komisch vor. So eine große Truhe, selbst für zwei Leute? Und dann so zugedeckt und zugestellt, als habe man gar nicht vor, etwas rauszuholen oder reinzutun.«

»Ganz schön raffiniert, den Leichnam mit Gefriergut zuzudecken«, meinte Pfenning. »Oder?«

»Schon, aber ich hab noch nie eine Truhe gesehen, die so gleichmäßig bis an den Rand voll ist«, wandte Ahmad ein. »Außer im Supermarkt. Ich kenn's nur so, dass es ein ständiges Rein und Raus ist und drinnen Berge und Täler.«

Pfenning klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter. »Jedenfalls – gut gemacht, Kollege.«

Damit wandte er sich ab, gesellte sich zu ein paar anderen, die darauf warteten, dass die Untersuchungen der Leute in den weißen Overalls beendet waren und die Truhe samt Inhalt abtransportiert werden konnte. Frau Oliveira saß reglos in einem ihrer vielen Sessel, bewacht und beobachtet von einer Kollegin aus dem Schutzdienst.

»Na, den Tag streichen wir aber rot im Kalender an«, raunte Clemens ihm zu, immer noch ziemlich bleich im Gesicht. »Der große Ulf Pfenning geruht, einen Kollegen aus der Abteilung S zur Kenntnis zu nehmen? Ich hoffe, du wirst heute Nacht überhaupt schlafen können vor Begeisterung.«

»Tja, mal sehen«, erwiderte Ahmad.

»Ich wart unten im Wagen, okay? Ich muss jetzt was trinken auf den Schreck.«

»Mach das.«

Tatsächlich fühlte sich Ahmad ziemlich überrumpelt vom Auftauchen des berühmten Kriminalisten und vor allem von dessen Lob; überrumpelt und, ja, herabgesetzt. Es war die Art Lob gewesen, die dem Gelobten ganz nebenbei den untergeordneten Rang zuwies. Kein anerkennendes Wort unter Kollegen, sondern das Lob eines Meisters für einen Schüler, der sich nicht allzu dumm angestellt hatte.

Und das ärgerte Ahmad. Er spürte richtiggehend, wie etwas in seinem Inneren zu sieden begann.

*Tief durchatmen*, sagte er sich. Diese Art Gefühlsaufwallung kannte er; sie hatte ihn schon manches Mal dazu getrieben, dumme Dinge zu tun.

Nein, er würde sich beherrschen. Niemanden anschreien. Keine Schlägerei anfangen. Niemanden beleidigen.

Aber er hätte sich doch gern wieder auf Augenhöhe gebracht mit dem berühmten Kollegen.

Eigentlich hatte er hier nichts mehr verloren; das war jetzt erst mal ein Fall für die Abteilung G. Erst wenn die ein Verbrechen ausgeschlossen hatten, würden sie den Fall zurückkriegen. Sie würden ihn vor Gericht bringen, und ein Richter würde Frau Oliveira eine Strafe aufbrummen und zur Rückerstattung der zu Unrecht erhaltenen Gelder verurteilen.

Und Clemens wartete unten auf ihn.

Trotzdem schlenderte Ahmad wie zufällig und so, als müsse auch er auf den Abschluss der KTU-Arbeiten vor Ort warten, nach nebenan, wo sich Pfenning und die Schutzleute unterhielten. Pfenning erzählte gerade, wie schlecht er geschlafen hatte. »Bei mir in der Küche tropft der Wasserhahn, und der treibt mich noch in den Wahnsinn«, sagte er. »Und jeder Installateur, der dran herumgepfuscht hat für einen Haufen Geld, hat es nur noch schlimmer gemacht. Ich leg abends schon alle Schwämme und Handtücher unter, die ich finde, damit ich wenigstens einschlafen kann, aber irgendwie wach ich immer irgendwann nachts auf und höre, wie es *plopp* macht … und *plopp* … und *plopp* …«

Ahmad durchzuckte es, als er das hörte. Das war sie, seine Chance! »Da kann ich Ihnen jemand empfehlen«, sagte er, ohne weiter nachzudenken. »Jemand, der so was im Handumdrehen repariert.«

Ulf Pfenning drehte sich zu ihm herum, musterte ihn, als sähe er ihn zum ersten Mal. »Ah ja?«, meinte er dann. »Her damit.«

Ahmad holte seinen Pod heraus, suchte im Adressbuch Frankas Nummer und wischte sie dem Kollegen auf dessen Pod.

»Oha, eine Frau?« Pfenning spitzte die Lippen, stieß einen leisen Pfiff aus. »Na, dann hat die es bestimmt besser drauf als all die Luschen, die es bis jetzt probiert haben.« Er nickte Ahmad anerkennend zu. »Danke.«

»Gern geschehen«, sagte Ahmad, zufrieden, doch noch einen Weg gefunden zu haben, das mit der Augenhöhe auszugleichen.

Da er seinen Pod schon in der Hand hielt, warf Pfenning auch einen Blick in seine Nachrichten und meinte: »Tja, ich muss, wie’s aussieht. Ihr kommt vollends klar?«

»Schätze schon«, sagte einer der Schutzpolizisten, ein stämmiger Mann, der so aussah, als könne er die Truhe zur Not alleine die Treppe runtertragen, samt Inhalt, wenn es sein musste.

»Na prima«, sagte Pfenning, schob seinen Pod in die Brusttasche seiner Fransenjacke und ging.

Ahmad sah ihm nach, beobachtete vom Fenster aus, wie er das Haus verließ und in seinen Dienstwagen stieg, und dabei hatte er die Stimme des Archivars im Ohr, wie er sagte: »Es ist natürlich nicht verboten, ein Frauenheld zu sein …«

Hmm. Im Nachhinein hatte er ein ganz schlechtes Gefühl bei der Sache.

»Ich brauch ’ne Stunde Pause«, sagte Valentin, als er zurück im Büro war, »muss mal eben was erledigen.«

»Ja, klar«, meinte Frau Almassy geistesabwesend und ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden, auf dem sie eine Zahlenwüste studierte. »Gehen Sie nur.«

*Das war ja leicht*, dachte Valentin und ging wieder.

Unterwegs zog er die Skizze aus der Tasche, die aufzuzeichnen Havelock ihn angewiesen hatte. Der alte Mann hatte ihm genau erklärt, was er zu tun hatte, hatte ihm quasi jeden Strich auf dem Blatt diktiert und auch jedes erklärende Wort, das Valentin dazugeschrieben hatte.

Vor Havelocks Haustür wandte Valentin sich nach rechts, folgte dem schmaler werdenden Weg bis zu einem Schaltkasten, der halb hinter einem kümmerlichen Busch verborgen stand. Kurzer Blick in die Runde – schwer zu sagen, ob er beobachtet wurde. Es gab in den Gebäuden, die den A-Teil der Oase umschlossen, ungefähr sechs Dutzend Fenster, hinter denen jemand stehen und zusehen konnte.

Egal. Er verließ den Weg und schlug sich mit ein paar raschen Schritten ins Gebüsch, das aus Rhododendren, Hortensien, niedrigen Kiefern und anderen Pflanzen bestand, die Valentin nicht kannte. Ein Beobachter würde denken, dass er einfach nur mal pinkeln musste.

Als er in das Dickicht eindrang, fand er tatsächlich die leicht abgeschrägte Erhebung aus Beton, die Havelock ihm beschrieben hatte. Eine Art Röhre, die aus dem Boden kam und durch eine Gittertür verschlossen war. An den Gitterstäben hing eine Metallplatte mit der Aufschrift: *Servicezugang Gartendienst – Zutritt nur für Personal!*

Nun, in gewisser Weise gehörte er ja zum Personal, sagte sich Valentin und packte das Gitter. Genau wie Havelock erläutert hatte, war es nicht verriegelt, sondern nur eingerastet. Ein leiser Druck, und es löste sich und ließ sich sowohl nach innen wie nach außen schwenken.

Valentin duckte sich hindurch, zog das Gitter hinter sich wieder zu und folgte dem Gang, der schräg abwärts führte. Der Boden war geriffelt und ziemlich zerkratzt, und Licht gab es nur aus einer einzigen, winzigen LED an der Decke.

Er bemühte sich, keine Geräusche zu machen oder zumindest so wenig wie möglich. Als die Schräge aufhörte, schätzungsweise auf Kellerniveau, kam er in einen Raum, der nur von ein paar Notlichtern erhellt wurde und in dem es nach Erde, Schmieröl und dergleichen roch. Valentin sah

Gartengeräte, Schubkarren und Stapel von Säcken mit Dünger oder Pflanzenerde. In einer Ecke standen zwei Gartenroboter an einer klobigen, altmodisch aussehenden Ladestation. Ihre Sensorköpfe hingen herab, als schliefen sie.

Linker Hand ging es durch den breiten Flur weiter, den auch seine Skizze zeigte. Nach fünfzig Metern oder so hörte Valentin plötzlich ein Summen aus der Richtung, in die er sich bewegte, und drückte sich rasch hinter eine senkrechte Rohrleitung an der Wand. Mit angehaltenem Atem wartete er, bis ein Transportroboter, der ein gutes Dutzend Töpfe mit Jungpflanzen auf seiner Ladefläche stehen hatte, vorbei war.

Danach beeilte er sich, den Flur hinter sich zu bringen, ehe der Roboter mit dem Abladen fertig war: Jede Bewegung seines Greifarms wurde von einem asthmatischen Pfeifen begleitet, das weithin zu hören war; er konnte also mitzählen, wie viel Zeit ihm noch blieb.

Endlich kam die Abzweigung. Valentin schlug sich nach rechts, wie es die Skizze verlangte, und gleich darauf wieder nach links. Hier waren die Flure ein bisschen besser beleuchtet, bestanden aber auch nur aus kahlem Beton. Ab und zu passierte er eine Tür aus Metall, und aus reiner Neugier versuchte er, eine davon zu öffnen, doch sie war verschlossen.

Wieder surrte etwas, aber *über* ihm: Neben den Rohrleitungen, die es in großer Zahl und verschiedensten Abmessungen und Formen an der Decke gab, lief auch die Schiene eines Transportsystems, und ein kleiner grauer Kasten ratterte daran entlang, hoch über Valentins Kopf hinweg.

An einer Abzweigung hielt Valentin inne, weil er Stimmen hörte, zum Glück nicht aus der Richtung, in die er musste. Zwei Männer, die sich unterhielten, offenbar über die Fußballspiele, die am Wochenende stattgefunden hatten. Valentin spähte vorsichtig um die Ecke, sah niemanden und machte, dass er weiterkam.

Und dann, endlich, schimmerte Tageslicht am Ende des Ganges, durch den er sich bewegte. Genau wie beschrieben endete sein Weg an einem weiteren Gitter, doch dieses war verschlossen, mit einem mechanischen Schloss. Jenseits davon befand sich ein Abstellplatz für ein knappes Dutzend Müllcontainer in den verschiedenen Farben des Trennungssystems, mit den üblichen alten QR-Codes auf allen Seiten, damit die Entsorgungsroboter sie problemlos identifizieren konnten. Der Platz war überdacht und dunkel, eine Rampe führte zur Straße hoch.

Valentin hob den Kopf. Über dem Gitter hing die Überwachungskamera, von der Havelock gesprochen hatte. Es war keine von diesen dunklen Glaskuppelgeräten, wie man sie in Bussen und so weiter verwendete, sondern ein simpler Kasten mit einem Objektiv, und die Frage, um die es ging, war, wohin dieses Objektiv blickte.

»Die Kamera schaut genau auf die Müllcontainer«, berichtete Valentin dem Altpräsidenten später, als er wieder zurück war.

»Sind Sie sicher?«, vergewisserte dieser sich.

»Ja«, erklärte Valentin. »Ganz sicher.«

»Wenn jemand an der vom Gitter aus gesehen linken Seite der Rampe entlanggehen würde, würde ihn die Kamera dann sehen?«

»Nein. Ausgeschlossen.«

»Hmm.« Havelock verschränkte die Arme und starrte eine Weile grübelnd vor sich hin. Das Ergebnis von Valentins Nachforschungen schien ihn nicht gerade wenig zu beunruhigen.

»Was heißt das?«, fragte Valentin.

Havelock gab eine Art Schnauben von sich. »Das heißt, dass irgendwas schiefgegangen ist. Und das wiederum heißt …« Er schüttelte den Kopf. »Ich darf gar nicht dran denken!«

Valentin musterte den alten Mann besorgt. Ihm war, als griffe etwas von dessen Unruhe auf ihn über. »Gibt es irgendwas, was ich für Sie tun kann?«, erkundigte er sich.

Havelock schreckte zusammen, fuhr hoch, war auf einmal ganz geschäftig. »Nein, nein, alles in Ordnung«, behauptete er rasch. »Das braucht Sie nicht zu bekümmern. Danke nochmals, dass Sie das für mich gemacht haben; ich weiß das wirklich sehr zu schätzen. Aber nun habe ich genug von Ihrer Zeit in Anspruch genommen. Sie haben ja bestimmt auch noch andere Dinge zu tun, nicht wahr? Kommen Sie, ich bring Sie zur Tür. Das fällt mir übrigens schon viel leichter, seit Sie mich trainieren, ist das nicht großartig?«

Valentin ließ sich widerstandslos hinauskomplimentieren, war sogar froh, dass diese seltsame Sache damit für ihn erledigt war. Und, nun ja, es ging ihn ja auch wirklich nichts an, was den Altpräsidenten so beschäftigte.

»Wir sehen uns dann morgen früh wieder?«, fragte er, als sie an der Tür waren.

»Ja, natürlich«, sagte Havelock und nickte heftig. »Morgen zur üblichen Zeit. Ich freu mich schon.«

»Gut, dann … noch einen schönen Tag.«

»Danke«, sagte Havelock und fügte hinzu: »Und denken Sie bitte daran: Zu niemandem ein Wort über diesen Ausflug in die Unterwelt heute, ja? Das ist wichtig. Auch zu Ihrer eigenen Sicherheit.«

Die restlichen Verdachtsfälle und Anzeigen auf ihrer Liste für den Tag stellten sich alle als harmlose Missverständnisse heraus und waren schnell erledigt, und so kamen sie schon am frühen Nachmittag wieder zurück ins Revier, gerade als es zu regnen anfing. Während sie in der Cafeteria bei einem Kaffee zusammensaßen, um aufzuteilen, wer welchen Bericht schreiben würde, ging draußen ein frühsommerlicher Wolkenbruch nieder, der es in sich hatte.

Ahmad hatte den ganzen Tag über mit sich gerungen, ob er Franka vorwarnen sollte oder nicht. Auf keinen Fall wollte er besitzergreifend wirken oder gar eifersüchtig, aber die Dinge einfach laufen zu lassen kam ihm auch falsch vor.

Schließlich, als der Regen aufgehört hatte, ging er aufs Dach hinauf, das Rückzugsgebiet für die Raucher unter den Kollegen, und rief sie an.

»Hallo, hallo?«, hörte er sie sagen. »Was führt dich zu so ungewohnter Stunde an mein Ohr?« Im Hintergrund hämmerte jemand anhaltend.

Ahmad holte tief Luft. »Ich, ähm, wollte dir nur sagen, dass sich möglicherweise ein gewisser Ulf Pfenning bei dir meldet …«

»Hat er schon«, sagte sie. »Ich schau nachher bei ihm vorbei.«

»Ah.« Das ging ja fix. »Hmm, ich wollte dich nur vorwarnen.«

»Danke dir. Das war nett von dir.«

Ahmad räusperte sich. Das feuchte Dach dampfte schon wieder im Sonnenschein. »Vorwarnen wollte ich dich, dass der Mann unter Kollegen hier als *Womanizer* bekannt ist, der jede Frau anbaggert, die nicht bei drei auf dem Baum ist.«

Franka lachte unbekümmert. »Ach, weißt du, ich kenn inzwischen wirklich *jeden* dreckigen Witz, den man über das Verlegen von Rohren machen kann.«

»Nein, der Typ ist er gar nicht. Aber er hat zum Beispiel drei uneheliche Kinder, um die er sich null kümmert, von drei verschiedenen Frauen!«

Franka stieß einen anerkennenden Pfiff aus. »Drei sogar? Wow. Bin jetzt schon gespannt, ihn kennenzulernen.«

Und damit unterbrach sie die Verbindung.

Ahmad nahm seinen Pod herunter, sah das Gerät verwundert an. Was war das jetzt gewesen? Sie hatte zum Schluss ja geklungen, als sei sie richtig angetan von dem, was er ihr erzählt hatte!

Hatte er sie mit seinem Anruf jetzt womöglich angetörnt? Oder hatte sie ihn nur ärgern wollen?

*Frauen!*

# Kapitel 15

*Dienstag, 25. März 2064*

Am Dienstag hatte sich Lina mit Valentin zum Mittagessen verabredet, im Oasenrestaurant. Es war ihr Vorschlag gewesen, und Valentin hatte sofort zugestimmt; sorgte sich wohl immer noch, sie könne schlecht von ihm denken.

Gut so. Aber sie mussten einfach ein bisschen mehr miteinander unternehmen, auch unter der Woche. Es ging nicht an, dass er den ganzen Tag arbeitete, abends spät heimkam und nur noch schlaff auf die Couch sank wie ein Malocher vor hundert Jahren; da hatten sie ja gar nichts davon, dass sie in dieser tollen Oase lebten!

Außerdem konnte sie sowieso nicht die ganze Zeit schreiben. Mittlerweile zweifelte sie sogar an der Idee, ein Buch über ihre Kindheit zu schreiben. Klar, an Material mangelte es ihr nicht; sie musste eher zusehen, sich zu beschränken – aber es war oft so schmerzhaft, sich an all das zu erinnern!

Und wer würde ihre Erinnerungen überhaupt lesen wollen? Das fragte sie sich einmal mehr, als sie das Restaurant betrat und gleich am Eingang einen Büchertisch aufgebaut sah. Drei Bücher wurden vorgestellt, lagen in kleinen Stapeln da, damit man sie gleich kaufen und mitnehmen konnte: *444 Wege, nichts zu tun* hieß das eine, *Glücksgeld: der nächste Schritt* das zweite, und das dritte trug den Titel *Bekenntnisse eines Genügsamen*.

»Jeder schreibt«, seufzte Lina leise und ließ sich von Herrn Winter den Platz zeigen, den sie reserviert hatten: direkt am Fenster, schön. Es war nicht viel los, zumindest im Restaurant nicht – wenn sie hinausschaute, sah sie eine ganze Kolonne von Robotern über die Spazierwege davonrollen, jeder mit einer Warmhaltepackung auf dem Laderücken, und darüber glitzerten noch alle Blätter von dem Sommerregen, der kurz vor elf heruntergeprasselt war.

Inzwischen dampften die Pfade unter der Sonne, die sich alle Mühe gab, die Feuchtigkeit wieder zu beseitigen.

Valentin kam keine drei Minuten nach ihr, küsste sie, setzte sich ihr gegenüber und lächelte, aber er wirkte etwas aufgewühlt, beunruhigt geradezu.

»War’s schwierig, dich loszueisen?«, fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, gar nicht. Im Gegenteil, es war wenig los heute Morgen. Nicht mal mein Termin beim Havelock hat stattgefunden; er hat ihn gestern Abend noch abgesagt und auf morgen verschoben.«

»Hat das was zu bedeuten?«

Valentin zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ist halt komisch, weil er gestern Nachmittag noch gesagt hat, er freut sich auf den Termin heute.«

»Nachmittags? Ich dachte, du bist immer morgens bei ihm?«

Valentin winkte ab. »Ja, normalerweise, aber gestern …« Er räusperte sich. »Gestern lief alles ein bisschen anders. Nicht so wichtig.«

Lina musterte ihn. »Sag mal, hast du da etwa schon ein graues Haar?«

Sie griff über den Tisch, wollte ihn an den Kopf fassen, doch Valentin zuckte zurück, wuschelte sich selber durch die Haare und meinte: »Das glaub ich nicht.«

»Na ja, vielleicht ist es nur das Licht hier«, räumte Lina rasch ein. Meine Güte, konnten Männer empfindlich sein!

Herr Winter kam, um sich nach ihren Getränkewünschen zu erkundigen. Das Essen selber hatten sie schon bei der Reservierung bestellt, Gemüsepfanne auf chinesische Art. »Ich kann Ihnen einen original chinesischen Reiswein anbieten«, sagte er, »oder, wie es sich gehört, einen chinesischen Tee. Besonders passend wäre ein Oolong-Tee.«

»Ja, den nehme ich«, sagte Lina.

Valentin schüttelte den Kopf. »Ich nehme ein Fit-Wasser, wie üblich.«

»Vielleicht mit Jasmin-Geschmack?«, schlug Herr Winter vor und zwirbelte an seinem Bart.

»Ja, von mir aus«, meinte Valentin und kam Lina dabei seltsam fahrig vor, mit den Gedanken ganz woanders.

»Dich beschäftigt doch was«, sagte sie, als sie wieder für sich waren.

Er holte tief Luft. »Ja. Etwas, das gestern in den Gesprächen von Havelock Thema war.« Er sah sie an. »Hast du dir schon mal überlegt, wie es wäre, wenn es plötzlich kein Freiheitsgeld mehr gäbe?«

Lina stutzte. »Nein. Wieso?«

»Na, das hat er mich gefragt. Er wollte wissen, was ich dann machen würde.«

»Wieso wollte er das wissen?«

»Keine Ahnung. Aber es geht mir jetzt halt im Kopf herum. Ich meine – er hat es immerhin damals eingeführt! Wieso redet er davon, es wieder abzuschaffen?«

Lina überlegte. »Ehrlich gesagt«, meinte sie schließlich, »hab ich mich noch nicht mal richtig dran gewöhnt, überhaupt Freiheitsgeld zu *kriegen*. Mir kommt es immer noch unglaublich vor, dass jeden Monat diese Riesenmenge Geld auf meinem Konto auftaucht und mein Vater es mir nicht gleich wieder wegnimmt.«

»Na, eine *Riesenmenge* ist es ja nicht gerade.«

»Wenn du bis zu unserer Hochzeit gar nichts gehabt hättest, würde es dir auch wie eine Riesenmenge vorkommen.« Ein Gedanke durchzuckte sie. »Valentin – machst du dir Sorgen um deinen Job?«

Er sah an ihr vorbei, rieb sich nachdenklich die Hände. »Ich weiß es nicht. Nein. Eigentlich nicht. Aber ich meine … Stell dir vor, die würden das wieder abschaffen! Da würde doch kein Stein auf dem anderen bleiben. Mein Job wäre dann noch das kleinste Problem.«

Der Ton, in dem er das sagte, ließ Lina nach Luft schnappen. Es war, als seien seine Sorgen jäh auf sie übergesprungen, und auf einmal war sie sich sicher, dass ihr Leben hier in der Oase bald enden würde. Dass man sie hinausschmeißen würde, genau wie die Familie vor ihnen!

Therese konnte nicht einschlafen. Für die Nacht auf den Mittwoch war Regen vorhergesagt, der auch Abkühlung bringen sollte, aber davon war einstweilen nichts zu merken; im Schlafzimmer war es ihr viel zu warm, trotz offener Fenster.

Kilian machte das, wie üblich, nichts aus. Er schlief wie ein Stein.

Irgendwann stand sie auf, um in die Küche zu gehen, ein Glas Wasser zu trinken, und da sah sie wieder ihren Sohn am Wohnzimmerfenster stehen und hinausschauen. Ganz gebannt starrte er hinaus, bemerkte sie nicht einmal.

Sie kämpfte ihren Schreck nieder, wollte ruhig und gefasst erscheinen, wenn sie auf ihn zutrat und ihn ansprach. Musste sie sich Sorgen machen? Die Fenster sichern? Irgendwo hatte sie die Nummer eines psychologischen Beraters, vielleicht musste sie die mal raussuchen …

»Ole?«, fragte sie schließlich. »Du schon wieder?«

Er sah überrascht auf. »Oh. Hab ich dich geweckt? Ich war extra ganz leise.«

»Nein, nein. Ich wollte nur einen Schluck trinken.« Sie stellte sich neben ihn, und so schauten sie beide hinaus. Unten im Hof des Lagers surrten die Roboter hin und her, wie sie es den ganzen Tag taten, entluden Fahrzeuge, beluden andere, stapelten irgendwelche Dinge auf und so weiter.

»Ich guck den Robotern zu«, erklärte Ole zu ihrer Überraschung. »Bei Nacht sieht man am besten, was sie alles machen, wie das abläuft und so weiter.«

»Und wieso interessiert dich das?«

»So halt.« Er hob die Schultern. »Ich … ich hab mir überlegt, dass ich vielleicht gern Robotprogrammierer werden will.«

Therese fiel ein Stein vom Herzen. Darum also ging es!

Irgendwie beruhigend, dass Ole nach seinem Vater schlug, der es auch nicht ertragen würde, nichts zu tun. Viele Jugendliche waren in diesem Alter ja gänzlich anders drauf, wollten gar nichts werden und waren noch stolz darauf. Wenn sie überhaupt zur Schule gingen. Das war ja, anders als früher, auch nicht mehr Pflicht. Im Namen der Freiheit.

»Weißt du«, sagte sie, »das finde ich eine gute Idee. Ich glaube, egal, was passiert, Leute, die Roboter programmieren können, wird man noch lange brauchen.«

»Ja, das hab ich mir auch überlegt.« Er musterte sie von der Seite, strahlte richtiggehend. »Findest du das wirklich eine gute Idee?«

»Meinst du, ich stell mich mitten in der Nacht hin und bin bloß höflich? Klar finde ich das.«

»Ich hab mich nämlich schon erkundigt, was man da an Prüfungen braucht und so weiter«, sprudelte es aus ihm heraus. »Und da wollte ich mit euch reden, weil ich gern zu einem anderen Mathelehrer gehen würde. Es gibt da einen in Ruhrstadt-Mitte, der nimmt auch Logik, boolesche Algebra und solche Sachen durch, und zu dem gehen so viele, dass er einen richtigen Saal gemietet hat. Kannst dir vorstellen, was der verdient! Aber der soll auch wirklich gut sein.«

»Na, dann mach das doch«, meinte Therese, immer noch ganz erleichtert.

Ole zog seinen Pod heraus, rief den Schul-Skill auf. »Ich weiß bloß nicht, ob ich genug Bildungspunkte dafür hab.«

»Macht doch nichts. Wenn du die nächsten Prüfungen ablegst, kriegst du ja neue. Du kannst dein Leben lang lernen, wenn du willst.«

»Ach so, echt?« Ole sah sie erstaunt an. »Das ist ja cool.«

»Du solltest vielleicht mal genauer nachlesen, wie das Bildungssystem funktioniert. Wenn sogar deine alte Mutter so etwas weiß. Als ich in die Schule gegangen bin, gab’s noch feste Klassen, Stundenpläne, Nachsitzen … und Schulpflicht!«

Er nickte, schaltete den Pod wieder aus.

»Schieb’s nicht vor dir her«, sagte Therese, die plötzlich erfüllt war von einer Unruhe, die sie selber nicht verstand. »Fang an, gleich morgen. Such dir zusammen, was du an Lehreinheiten brauchst, such die Lehrer dazu … Leg los!«

»Okay«, sagte Ole.

»Und jetzt ins Bett«, befahl sie und wusste, dass sie selber noch lange wach liegen würde.

# Kapitel 16

*Mittwoch, 26. März 2064*

Der Mittwochmorgen war bewölkt und unerwartet frisch; ein Regen in den Morgenstunden hatte für Abkühlung gesorgt. Ahmad fröstelte etwas, als er am Straßenrand auf den Bus wartete, hatte aber keine Lust, den Ruf abzubestellen und noch einmal hochzulaufen, um eine Jacke zu holen. Es würde bestimmt nicht so kühl bleiben.

Das Haus nebenan war inzwischen fertig; sechs Stockwerke, genau wie Franka es vorhergesagt hatte. Am Montagabend war der installierte Hausdrucker verschwunden gewesen, und heute fanden, wie es aussah, schon die ersten Besichtigungen statt. Automatisierte, wie es mittlerweile üblich war: Ahmad sah, wie ein junges Paar vor der Haustür stand und von einer Computerstimme aus ihren Pods irgendetwas erklärt bekam, dann öffnete sich die Tür automatisch, und sie gingen hinein, gerade, als der Bus angerollt kam.

Von Franka hatte er seit dem Telefonat am Montagnachmittag, das ihm inzwischen selber etwas peinlich war, nichts mehr gehört. Was wahrscheinlich nichts zu heißen hatte; sie hatte ja immer noch diese aufwendige Baustelle im Gartenstadt-Viertel, die sie ziemlich auslastete. Zudem war dienstagabends Handwerkerstammtisch in irgendeiner Kneipe in der Innenstadt, zu dem sie gern ging.

Als er ankam, fing ihn die Chefin am Eingang ab. »Herr Müller, eine kurzfristige Änderung des Dienstplans, ich hoffe, es ist in Ordnung, wenn ich Sie so damit überfahre.«

»Was ist denn passiert?«, fragte Ahmad, halb darauf gefasst, zu erfahren, dass Clemens etwas zugestoßen war.

Doch darum ging es gar nicht. »Sie hatten doch neulich Interesse geäußert, in die Abteilung G zu wechseln«, fuhr die Keller fort. »Ich habe das

dort bekannt gemacht, und nun ergibt es sich, dass ein Kollege Sie sogar explizit angefordert hat. Sie werden also ab heute – ab *sofort* – mit dem Kollegen Ulf Pfenning zusammenarbeiten, bis auf Weiteres zumindest.«

Ahmads Herz machte einen Freudensprung. »Das ist ja fantastisch!«

Die Revierleiterin ließ sich von seiner Begeisterung nicht anstecken. »Ich sag Ihnen aber gleich, der Kollege Pfenning ist nicht ganz einfach im Umgang. Hatten Sie schon einmal mit ihm zu tun?«

»Erst neulich, am Montagmorgen, die Sache mit der Gefriertruhe.«

»Ah ja. Gut. Also, ich denke, Sie schaffen das schon, aber ich muss Sie trotzdem warnen, sich von ihm nicht dazu überreden zu lassen, gegen Dienstvorschriften oder Gesetze zu verstoßen. In Ihrem eigenen Interesse, wohlgemerkt. Ein Ulf Pfenning kommt mit manchen grenzwertigen Aktionen durch, die einem anderen beruflich das Genick brechen würden.« Sie sah ihn durchdringend an, von so nah, dass er ihr Parfüm roch. »Haben wir uns verstanden?«

»Selbstverständlich, Frau Keller«, sagte Ahmad sofort, fest entschlossen, sich von dem berühmten Ermittler auf keinen Fall unterbuttern zu lassen.

»Gut. Dann melden Sie sich gleich bei ihm. Es gibt schon einen neuen Fall.«

Im Aufzug schickte er Clemens eine Nachricht. *Bin ab heute Pfenning zugeteilt. Drück mir die Daumen!*

Die Antwort kam bereits, als er auf der Ebene der Abteilung G ausstieg: *Weiß schon Bescheid. Viel Spaß mit den Leichen. Zeig ihm, was wir S-ler draufhaben!*

Das große Gemeinschaftsbüro der Ermittler war leer bis auf Jana Dobrev, die halblaut einen Bericht in einen Computer diktierte – und Ulf Pfenning. Der hockte lässig auf einer Tischkante, ein Tablet in der Hand, auf dem er irgendwelche Dokumente durchblätterte, so schnell, dass er sie höchstens überflogen haben konnte.

»Ah, der junge Mann, der so auf Zack ist«, begrüßte er Ahmad, legte das Gerät beiseite und stand schwungvoll auf. »Hat mir gefallen, wie Sie den Toten in der Kühltruhe entdeckt haben. Nicht untalentiert, scheint mir.«

»Danke«, sagte Ahmad und hatte schon wieder das Gefühl, von oben herab behandelt zu werden.

»Wusste gleich, von wem die Chefin redet, als sie kam und erzählte, jemand aus S wolle gern zu uns stoßen. Tja, und da mir gerade mein Partner abhandengekommen ist, dachte ich, ich nehm Sie mal unter meine Fittiche

und schaue, ob ein Ermittler in Ihnen steckt.« Er nahm die Lederjacke, die sein Markenzeichen war, von der Lehne eines Stuhls und zog sie an, über das weit gebauschte, schneeweiße Hemd, das er trug. »Okay, dann besorgen Sie uns als Erstes mal einen Wagen. Wir haben nämlich einen Fall, ganz frisch reingekommen.«

Ahmad zögerte einen Moment. Bloß den Laufburschen spielen wollte er ja nun nicht gerade. Andererseits …

»Okay. Besorg ich.«

Andererseits hatte Pfenning gerade erwähnt, dass er keinen Partner mehr hatte. Wenn das keine Chance war!

Valentin drückte auf den dicken Messingknopf über dem Schild mit der Aufschrift *R. Havelock*, hörte die Klingel drinnen schrillen. Er sah sich in der kleinen, dunklen Scheibe in der Tür gespiegelt und musste daran denken, dass er am Tag zuvor tatsächlich ein graues Haar bei sich entdeckt hatte.

Natürlich hatte er es ausgerissen und Lina nichts davon gesagt. Heute früh im Bad hatte er sich sehr sorgfältig untersucht, alles bestens. Aber irgendwie fragte er sich, ob das mit dieser Blutwäsche zu tun haben konnte.

Na? Er klingelte noch einmal, länger, wartete, aber wieder geschah nichts.

Seltsam. Er zückte seinen Pod: 10 Uhr 02. Er war pünktlich. Und der Termin hatte heute früh in der Liste gestanden, war nicht abgesagt und nicht verschoben worden.

Er hob den Kopf, sah sich ratlos um. Die Steinplatten des Zugangswegs waren noch feucht von dem Regen heute Nacht. Von dem Baum, dessen Zweige auf den Weg herabhingen, tropfte es immer wieder. War das eine Weide? Valentin kannte sich mit Bäumen nicht so gut aus.

Er versuchte es anders, klopfte gegen die Tür, dann gegen das kleine Fenster daneben, das gekippt stand, und rief schließlich: »Herr Havelock? Ich bin’s, Valentin!«

Nichts. Alles blieb still.

Da stimmte doch was nicht!

Er holte tief Luft, wählte auf dem Pod die Nummer des Büros. Frau Almassy ging sofort ran, hörte sich seinen Bericht an und sagte dann: »In Ordnung. Bleiben Sie, wo Sie sind, ich verständige die Wachleute. Das fällt in deren Zuständigkeit.«

»Also, die Adresse lautet Alter Bahnhof 66«, sagte Ulf Pfenning, schwang sich auf den rechten Sitz des Dienstwagens und überließ es Ahmad, das Ziel einzugeben.

Ahmad musste schlucken. Diese Adresse kannte er! Das Haus, das dort stand, hieß im Volksmund nicht ganz zu Unrecht »die grüne Beule« – und einer der Bewohner dort war sein Bruder Basir!

Das würde doch nicht am Ende der Grund sein, dass man ihn hinzugezogen hatte …?

Ihm schwante Übles.

Pfenning streckte sich ausgiebig, während der Wagen die Straße entlangrollte. »Also, ehe Sie sich fragen, was mit meinem Partner passiert ist, erzähl ich's Ihnen lieber, okay?«, sagte er dann. »Wir reden vom Kollegen Berthold Werner, altgedient, man hätte denken sollen, der hat alles schon gesehen. Aber neulich hatten wir diesen Fall eines verschwundenen Mädchens … Na, was heißt neulich? Hat sich herausgestellt, dass es einen Zusammenhang gab zu einer Mordserie, die uns und Kollegen in ganz Deutschland und in Holland schon seit Jahren beschäftigt, und diesmal ist es uns endlich gelungen, den Kerl zu schnappen. Ein widerliches Stück Menschenscheiße, ich sag's Ihnen! Kann gut verstehen, dass man da die Sinnkrise kriegen kann. Jedenfalls, dem guten Berthold ging's so. Richtiger Burn-out. Hat also eine Auszeit genommen, und weil er gut katholisch ist, geht er nach Polen in ein Kloster, macht erst mal sechs Schweigewochen, und dann sieht man weiter.«

»Verstehe«, sagte Ahmad unbehaglich.

Pfenning sah ihn von der Seite an, grinste spöttisch. »Nur, damit Sie schon mal vorgewarnt sind, wie's bei uns so zugehen kann.«

»Irgendjemand muss den Job ja machen«, erwiderte Ahmad und war sich wohl bewusst, dass er gelassener tat, als ihm zumute war.

»Schon. Aber das gilt für Steuerhinterziehung und Schwarzarbeitsfahndung genauso, oder täusche ich mich?«

»Nein, das ist richtig. Steuerhinterzieher und Schwarzarbeiter sind der Staatsfeind Nummer eins.«

Pfenning lachte glucksend. »Da ist was dran. Verglichen damit ist Mord eher was Archaisches. Die allerersten Verbrechen, der Bibel zufolge: verbotene Früchte essen … und dann gleich Mord.«

Sie bogen um eine Kurve, die Ahmad gut kannte, und dann kam ihr Ziel in Sicht: ein zwölfstöckiges, uraltes Hochhaus mit auffällig grün verglasten

Balkonen, die ihm seinen Spitznamen eingebracht hatten, und jeder Menge Schwarzschimmel an den Außenwänden.

»Sagen Sie«, fragte Ahmad, als der Wagen anhielt, »wissen Sie schon, wer der Tote ist, um den es geht?«

»Nein. Die KTU ist aber schon vor Ort. Ich nehme an, die werden es uns sagen können.«

Ahmad musste schlucken. »Ich frag das, weil … also, mein Bruder wohnt in dem Haus.«

»Wie klein die Welt ist, hmm?« Pfenning schmunzelte. »Aber wenn Sie nicht gerade einen siebzigjährigen Bruder haben, dann ist er es nicht.«

Damit stiegen sie aus, und Ahmad war erleichtert, als er ihm ins Haus folgte.

Es ging hinauf in den elften Stock. Hier oben waren die Gänge breiter, als es Ahmad vom dritten Stock her kannte, in dem sein Bruder lebte, und es gab weniger Türen, das hieß, die Wohnungen waren auch größer. Eine der Türen stand offen, und Leute mit weißen Overalls und Mundschutz gingen ein und aus, schwer beschäftigt.

Eine von ihnen war eine dunkelhäutige Frau, die eine ungeheure Mähne lockigen, schwarzen Haars mit einer Haube bändigen musste. »Ja, do schau her«, rief sie aus, als sie ankamen. »Der berühmte Herr Pfenning gibt sich die Ehre.«

»Sieh an, die Frau Okafor in höchsteigener Person!« Pfenning schien sich vor Ahmads Augen zu verwandeln, in seiner Art, sich zu bewegen, seiner Art, zu sprechen, in allem. Eben noch spöttisches Großmaul, wurde er schlagartig zu einem säuselnden Charmebolzen. »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie sich selber herbemühen, wäre ich selbstverständlich viel früher gekommen.«

Maria Okafor, die Leiterin der KTU, der Abteilung für kriminaltechnische Untersuchungen, kannte Ahmad natürlich. Sie stammte aus München, was man ihr deutlich anhörte; ihr bayrischer Akzent löste in Diskussionen bisweilen Missverständnisse und Verwirrung aus und war immer wieder Gesprächsstoff im Revier. Das und die *never-ending story* ihrer Probleme, in Ruhrstadt einen afrikanischen Friseur zu finden: Offenbar fühlte sich jeder Salon, in dem sie Kundin wurde, bemüßigt, kurz darauf zu schließen; zumindest wurde es so erzählt.

*»Bassd scho«*, erwiderte sie auf Pfennings Bemerkung hin, eine Antwort, die Ahmad Rätsel aufgab. »Oder *sag'n mir*, es ist dem Fall angemessen.

Wie’s ausschaut, ist der Mann nämlich schon seit mindestens drei Tagen tot. Sein Name ist übrigens Günter Leventheim.«

»Leventheim, der berühmte Journalist?«, rief Pfenning aus.

»Ja, genau der.«

Das schien Pfenning richtiggehend zu begeistern. »Leventheim ermordet? Das gibt Schlagzeilen ohne Ende!« Er drehte sich zu Ahmad herum, schlug ihm schmerzhaft heftig auf die Schulter und meinte: »Müller, Sie sitzen bei den Pressekonferenzen direkt neben mir. Die Journalistinnen werden auf Sie fliegen!«

Valentin hoffte die ganze Zeit, dass sich auf sein Klingeln hin doch noch was tun würde; dass der alte Mann vielleicht nur verschlafen hatte oder auf dem Klo war, aber vergebens. Er hatte die Idee, ihn anzurufen, hörte es drinnen auch leise klingeln, doch weiter tat sich nichts.

Endlich tauchten zwei Männer in der Uniform der Wachleute auf, zwei Furcht einflößende Gestalten. Der eine war hager und hatte Arme, die bis zu den Handgelenken tätowiert waren, der andere war ein glatzköpfiger Riese mit einem Gesicht, das verriet, dass er oft in Faustkämpfe verwickelt gewesen war und viele davon verloren hatte.

»Sie haben einen Termin im Haus des Bewohners, sagen Sie?«, rekapitulierte der Glatzköpfige.

»Ja«, sagte Valentin, der nun wahrlich groß und stark war, sich neben dem Wachmann aber vorkam wie ein Zwerg. »Zehn Uhr.«

»Lassen Sie mal sehen.«

Valentin reichte dem Mann seinen Pod mit dem Kalendereintrag. »Vielleicht ist ihm was passiert.«

Der Riese gab ihm den Pod zurück. »Jeder Raum der Wohnung ist mit mindestens einem Notknopf ausgerüstet. Solange der Notruf nicht betätigt worden ist, können wir erst mal nichts machen. Die Bewohner der A-Zone genießen absoluten Schutz ihrer Privatsphäre.«

Valentin schnappte nach Luft. »Aber … was, wenn er bewusstlos auf dem Boden liegt? Einen Herzanfall hat oder so?«

»Ist denkbar. Aber so ist es vertraglich vereinbart.«

Die beiden schienen nicht die Absicht zu haben, irgendetwas zu unternehmen. Wozu waren sie dann gekommen? Nur, um ihn wegzuschicken? Das konnte ja wohl nicht wahr sein.

Er dachte daran, wie der alte Mann von seiner Privatsphäre geschwärmt hatte. Womöglich lag er diesmal mit einem *echten* Herzanfall auf dem Boden, nicht mit einem vorgetäuschten! Das hatte er nun davon!

»Hören Sie«, sagte er, »Robert Havelock war mal Unionspräsident. Er soll im Juli eine Rede halten, in Brüssel, zum Jahrestag der Einführung des Freiheitsgelds. Und ich soll ihn trainieren, damit er bis dahin fit ist. Sie *können* das jetzt nicht auf sich beruhen lassen!«

Die beiden Wachmännern wechselten einen Blick.

»Muss die Chefin entscheiden«, meinte der Hagere.

»Ja.« Der Riese zückte seinen eigenen Pod. »Ich ruf sie an.« Er wählte, wartete. Dann sagte er: »Hallo, Frau Vogt, Hermann hier. Entschuldigen Sie die Störung, aber wir haben hier eine Situation.«

Er erklärte ihr, was los war. Es ging eine Zeit lang hin und her, weil sie zuerst am Eingang nachfragen musste, ob Havelock abgemeldet war oder nicht, doch schließlich beendete der Riese das Gespräch und meinte zu dem Hageren: »Sie sagt, es ist okay und du sollst zu ihr kommen, den Notschlüssel abholen.«

»Immer ich!«, maulte der andere und ging, durchaus eilig aber.

Der Riese stieg derweil über die Blumenrabatten und niedrigen Büsche hinweg und versuchte, durch die Fenster nach innen zu spähen, doch offenbar sah er nichts. »Die Vorhänge sind zu dicht«, meinte er. »Und die Scheiben halb verspiegelt. Nichts zu machen.«

So warteten sie, bis der Hagere mit dem Schlüssel kam und aufschloss. Die Sicherheitsleute gingen zuerst hinein, Valentin folgte ihnen zögerlich. Er hörte die beiden die Zimmer abschreiten, alle Türen öffnen, und immer wieder rief einer von ihnen: »Herr Havelock? Hallo?«

In diesem Moment fiel Valentin ein, wie sich Havelock für die Überwachungskamera an der Entsorgungsrampe interessiert hatte. *Wenn jemand an der vom Gitter aus gesehen linken Seite der Rampe entlanggehen würde, würde ihn die Kamera dann sehen?* Das hatte er gefragt, wortwörtlich.

Und er, Valentin Jouvens, hatte ihm versichert, dass das ausgeschlossen sei.

Hatte ihn Havelock losgeschickt, den Keller zu erkunden, weil er vorgehabt hatte, die Oase unbemerkt zu *verlassen*? Auf genau diesem Wege? Gut ausgekannt hatte er sich ja, erstaunlich gut sogar, und auf dem Weg gab es kein Hindernis, das ein alter Mann mit einem Krückstock und etwas

Anstrengung nicht hätte bewältigen können, prinzipiell zumindest. Wenn er nun auch noch einen Schlüssel zum Gitter besaß und die Rampe auf der linken Seite hochgegangen war …

Aber warum hätte er das tun sollen?

Valentin stand immer noch im Flur, hörte, wie die beiden Männer durch die Wohnung stapften. »Niemand da, wie’s aussieht«, rief der Hagere.

Man musste nachschauen, was er mitgenommen hatte, überlegte Valentin. Sicher keinen Koffer, aber eine Umhängetasche. Oder einen kleinen Rucksack. Mit der Wäsche des alten Mannes kannte er sich nicht aus, doch er erinnerte sich an eine elektrische Zahnbürste, speziell für Zahnimplantate: Die würde er eingepackt haben, falls er ausgerissen war.

Valentin öffnete die Tür zum Badezimmer.

Und prallte mit einem Entsetzensschrei zurück.

# Kapitel 17

*Mittwoch, 26. März 2064*

Jetzt fiel Ahmad der entsetzliche Gestank auf, der aus der offen stehenden Tür drang.

*»Jo mei«*, kommentierte die KTU-Leiterin, als sie bemerkte, wie er die Nase rümpfte. »Wegen dem G'stank sind mir hier. Die Nachbarn sind stutzig g'worden, als es immer schlimmer g'stunken hat, und weil sich drinnen niemand g'meldet hat, haben's endlich die Polizei verständigt.«

»Und wir hatten die ersten heißen Tage übers Wochenende«, warf Pfenning ein.

Okafor nickte. »Das hat's nicht besser g'macht, stimmt.«

Pfenning nickte Ahmad zu. »Am besten, Sie schauen sich mal auf eigene Faust drinnen um. Vielleicht fällt Ihnen was auf, was uns weiterhilft.«

Genau das, wozu es ihn drängte! Ahmad ließ sich von einem der KTU-Leute einen Schutzoverall geben, dazu eine Haube und eine Atemmaske gegen den Gestank.

»Sie kennen sich aus?«, vergewisserte sich der Mann und musterte Ahmad skeptisch. Offenbar sah man ihm an, dass er ein Neuling war.

»Ja, klar«, erwiderte Ahmad selbstbewusst. Verhalten an einem Tatort war eine Lerneinheit an der Polizeischule gewesen; interessant, aber kurz. Er hatte so einen Overall schon in der Hand gehabt, aber noch nie am Leib.

Gerade noch rechtzeitig fiel ihm auf, dass er die Atemmaske *vor* der Haube aufsetzen musste, weil sie von zwei Gummibändern über den Ohren gehalten wurde. Da hätte er sich schön blamieren können!

»Vorsicht mit Ihrem Bart«, meinte der Mann. »Die Maske muss ihn ganz umschließen. Ich will nachher nicht Ihre Bartschuppen in unseren Filtern finden.«

Ahmad tat wie geheißen. »Sie saugen also alles ab?«

»Bis aufs letzte Stäubchen. Wenn wir hier fertig sind, wird die Wohnung sauberer sein als je zuvor.«

»Wollen Sie nicht auch mal zu mir nach Hause kommen?«

Der Mann war nicht zum Scherzen aufgelegt. Er verdrehte nur die Augen und ging zurück an die Arbeit.

Ahmad trat behutsam über die Schwelle, darauf bedacht, nichts zu berühren, vor allem nicht einen der winzigen Saugroboter, die kreuz und quer über den Boden sausten. Das also war die Wohnung eines Journalisten. Wie hatte er geheißen? Günter Leventheim, oder? Der Name kam Ahmad irgendwie bekannt vor. Gehört hatte er ihn schon einmal, er wusste ihn nur nicht einzuordnen. Politik, irgendwie. Und dafür hatte er sich immer nur begrenzt interessiert.

Der Tote lag auf einem Sofa in einer Haltung, als habe er im Augenblick seines Todes gesessen und sei dann zur Seite gekippt. Zum Glück war es nicht der erste Tote, den Ahmad zu sehen bekam, zweifellos aber der, der am übelsten aussah. Die Haut eingefallen, fleckig, teilweise schwarz, von Fliegen übersät … und der Stoff, mit dem das Sofa bespannt war, sah modrig-feucht aus. Das Möbel würde man zweifellos spezialentsorgen müssen.

Hier war der Gestank am schlimmsten. Trotz Maske.

Ahmad beobachtete den Mann, der über den Toten gebeugt stand und mit bemerkenswertem Gleichmut, ja, fast heiter an ihm herumhantierte. Auch er war von Kopf bis Fuß in Weiß gehüllt, trug außerdem Handschuhe, war also schwer zu identifizieren, zumal er keinen Blick für Ahmad übrig hatte.

Dass es in einer Welt, in der niemand arbeiten musste, wenn er nicht wollte, immer noch Leute gab, die so etwas freiwillig machten, war irgendwie schon erstaunlich, dachte Ahmad. Dann ärgerte er sich, noch in den Bahnen der Abteilung S zu denken, und wandte sich ab, um sich umzusehen.

Überall herrschte mehr oder weniger großes Durcheinander. Im Schlafzimmer lag das Bett voller Kleidungsstücke, dafür war der Schrank leer, in der Küche stapelte sich schmutziges Geschirr im Spülbecken, und jemand hatte den Inhalt der Schubladen auf den Boden geleert. Der Fotograf des Teams war gerade dabei, dieses ganze Chaos zu dokumentieren, also ging Ahmad weiter.

Als er die Wohnungstür wieder passierte, hörte er Pfenning und die KTU-Chefin reden. Die beiden flirteten, was das Zeug hielt! Er blieb so stehen, dass sie ihn nicht bemerken konnten, und lauschte ein bisschen.

»Sie werden immer jünger«, sülzte Pfenning gerade. »Wie machen Sie das bloß?«

*»Seins ma ned bäs«*, erwiderte sie, »aber ich glaub, Ihre Augen werden einfach immer schlechter.«

»Dann sollten wir beide mal essen gehen, damit ich Sie mir ganz genau anschauen kann.«

»Geh, Sie wissen doch, dass ich verheiratet bin!«

»Och, das macht nichts. Ich bin nicht eifersüchtig.«

Ahmad musste grinsen. Irgendwie war der Mann schon eine ziemliche Type. Von dem konnte man noch was lernen!

Er ging weiter. Außer dem Wohnzimmer gab es noch ein Arbeitszimmer, und das war der schlimmste Verhau von allen: Ein Schreibtisch mit einem uralten Computer und einem riesigen Drucker bog sich unter Bergen von Papier, von Büchern, Ordnern, jahrzehntealten Zeitschriften, Katalogen, Notizbüchern und vollgestopften Briefumschlägen. An den Wänden Regale, die zweifellos einst genauso vollgestopft gewesen waren, nur dass das ganze Zeug nun verstreut auf dem Boden lag. Zwei Stühle, auf denen sich auch Papier in allen Formen stapelte. Und schließlich ein einigermaßen moderner Schreibtischsessel, auf dem nichts lag und an dem nichts hing und dessen Sitzfläche der einzig freie Platz im Raum war.

Hier arbeiteten zwei KTU-Leute. Mit langsamen, gleichmäßigen Bewegungen wühlten sie sich durch die Papierberge, als seien sie auf der Suche nach etwas.

»Wir suchen nach Datenträgern«, erklärte einer von ihnen auf Ahmads entsprechende Frage. »Bisher vergebens. Irgendjemand hat nicht nur die Festplatten aus dem Computer des Opfers ausgebaut und die Speicherchips aus der Videokamera entfernt, er hat auch alle anderen Datenträger mitgenommen. Nichts zu finden. Kein Stick, kein Droppy, keine Mem-Karten, gar nichts.«

In diesem Moment kam Pfenning hinter ihm in den Raum, ohne Schutzanzug, nur mit weißen Überschuhen angetan, und sagte: »Das Papier nehmen wir auch mit, alles. Leventheim war alte Schule, der hat noch von Hand auf Papier geschrieben.«

Der andere KTU-Mann seufzte ergeben. »Okay. Ich hol dann mal ein paar Kisten. *Viele* Kisten.«

Pfenning klopfte Ahmad auf die Schulter. »Übrigens, Ihr Tipp mit der Installateurin war Gold wert. Nicht nur, dass sie den Wasserhahn ruck-zuck

repariert hat, sie sieht auch noch richtig gut aus.« Er hob vielsagend die Augenbrauen. »Hab sie gleich für heute Abend zum Essen eingeladen.«

Ahmad blieb fast das Herz stehen. Er starrte Pfenning ungläubig an. »Tatsächlich?«

Pfenning wiegte den Kopf, sah an ihm vorbei aus dem Fenster. »Aber sie ist keine leichte Beute«, meinte er. »So was spür ich. Und ehrlich gesagt gefällt mir das an Frauen.« Er grinste breit, geradezu dreckig.

Es war wie ein Schlag in den Bauch, das zu hören. Dabei war es ganz und gar unvorstellbar. Franka sollte sich mit so einem Typen …?

Pfenning log. Es konnte nicht anders sein.

Aber sie hatte wirklich seltsam geklungen, als er sie angerufen hatte. Was er nicht hätte tun sollen, klar. Vielleicht wollte sie es ihm nur heimzahlen …

Trotzdem. Trotzdem war es ein Schlag in den Magen. Ein Schwinger aus dem Nichts, der ihm die Luft aus dem Leib getrieben hatte. Ahmad schluckte mühsam, war froh um die Maske, die sein Gesicht halb verbarg, und presste heraus: »Ich … ich glaub, ich muss mal kurz an die frische Luft.«

Sie grinsten alle, weil sie dachten, es sei wegen der Leiche und des Gestanks, den sie verbreitete. Dabei war ihm nichts so egal wie der Tote. Und dessen Ausdünstungen roch er schon gar nicht mehr …

Raus auf den Balkon. Erst mal die Maske herunterziehen und tief durchatmen. Elfter Stock – so weit oben war die Luft gut, selbst in der Stadt …

So blieb er erst mal stehen, an die modrig-grüne Brüstung gelehnt, und musste an sich halten, um nicht laut loszuschreien.

Bloß nicht. Wenn er jetzt die Beherrschung verlor, dann war es das mit seiner Laufbahn in der Abteilung G.

Verdammt aber auch. Er hatte Franka doch vor diesem Kerl gewarnt! Wie konnte sie ihm das antun?

Er zog den Reißverschluss auf, fasste unter den Overall, nestelte seinen Pod heraus. Es war blöd, sie jetzt anzurufen, klar, aber er konnte nicht anders. Das musste jetzt sein.

*Piep. Piep. Piep.*

Er schloss die Augen, das Gesicht vom Haus abgewandt, den Pod am Ohr. So ganz hatte er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass er nur schlecht träumte …

Sie ging nicht ran. Mist. Und er war auch noch selber schuld an allem. Nur, weil er Pfenning, den berühmten, legendären Ulf Pfenning, hatte beeindrucken wollen …

Als er wieder hineinging, hievten sie den Toten gerade in die Blechwanne, in der man ihn abtransportieren würde. Pfenning und Okafor sprachen darüber, welchen Pathologen sie auf den Fall ansetzen würde.

»Den Uli«, sagte sie. »Den Ulrich Sauter, mein' ich. Der ist der beste.«

»Und wie lange wird der brauchen?«

»*Woas i ned*. Ich kann mich ja ned mit der Peitsche hinter ihn stellen.« Es klang bei ihr wie *Beytschen*.

»Maria, das ist der Fall des Jahres«, drängte Pfenning. »Da darf nicht nur nichts schiefgehen, da brauchen wir auch alle Ergebnisse besser gestern als heute!«

»Ulf, *woaßt*, das ist unser Wappenspruch«, erwiderte sie. »›Unmögliches wird sofort erledigt, nur Wunder dauern etwas länger‹.«

Ahmad sah sich um, bemüht, nicht mehr an Franka zu denken, sondern an den Fall. Er versuchte, sich vorzustellen, was sich hier abgespielt haben mochte. Wer hatte den Journalisten umgebracht, und warum – und wie? Nicht einmal das war zu erkennen. Keine Schusswunde, kein Blut, keine sonstige Verletzung.

Der Deckel senkte sich über den Leichnam, man trug ihn davon. Einer der KTU-Männer – unmöglich zu sagen, welcher von ihnen; in ihren weißen Anzügen und mit den Masken sahen sie alle gleich aus – fasste die vorläufigen Erkenntnisse zusammen. »Jemand hat etwas gesucht, und zwar Informationen. Es ist kein Tablet und kein *Personal Organization Device* mehr auffindbar. Der Computer am Schreibtisch wurde aufgeschraubt, die Festplatten darin entfernt. Wir haben eine uralte Knipse gefunden, eine Digitalkamera, rund fünfzig Jahre alt, und selbst aus der fehlt der Fotochip. Es gibt eine umfangreiche Kameraausrüstung, mit Stativen, LED-Scheinwerfern, Tonmischpult und weiß der Himmel was noch, alles Modell 3i, aber keine Kamera. Die ist auch weg.«

»Was ist mit dem TV-Gerät?«, fragte Pfenning. »Ich seh keins.«

»Da vermuten wir, dass es gar keines gab«, sagte der KTU-Mann.

»Kein TV? Ein Journalist?«, wunderte sich seine Chefin.

Ein anderer ihrer Mitarbeiter erklärte: »Die Wohnung ist zwar mit einem Anschluss ausgestattet, aber der ist noch versiegelt.«

»Na gut«, meinte Pfenning. »Wie gesagt, Leventheim war noch alte Schule. Er hat sein Leben lang für gedruckte Zeitungen geschrieben. Und eins seiner berühmtesten Bücher hatte den Titel *Wie uns das Fernsehen blöd macht*.«

Sein Pod klingelte, eine dringende Nachricht, wie es schien.

»Einen Moment bitte«, sagte er und ging mit dem Gerät nach nebenan.

Okafor sah sich um und verteilte Aufgaben: »Also, Leut', auf jetzt! Wir transportieren das Material ab und checken's auf Fingerabdrücke. Lukas, gehen's doch bitte und blockieren's den Aufzug, damit's schneller geht. Ratko, Sie machen die Feinanalyse, sobald wir andern alle weg sind.«

Sie unterbrach sich, als Pfenning zurückkam, merklich angesäuert.

»Was ist?«, fragte sie.

Er hielt ihr wortlos seinen Pod hin. Sie machte große Augen und meinte: »Oha!«

Dann wandte sich Pfenning an Ahmad und zeigte ihm seinen Pod mit den Worten: »Schauen Sie mal, was grade reinkam.«

Es war eine Nachricht aus einem der öffentlichen Kanäle, und sie lautete: *»Der Vater des Freiheitsgelds geht in den Freitod.«*

»Havelock ist tot«, sagte Pfenning grimmig. »Damit rückt unser Fall gnadenlos in die zweite Reihe. Unsere Schlagzeilen können wir vergessen, und die hübschen Journalistinnen auch. Das wird alles überlagern, erst recht so kurz vor dem Jubiläum. Jetzt ist Staatsbegräbnis angesagt, Staatstrauer in ganz Europa, jede Menge Rückblicke auf Leben und Werk und, und, und.« Er schob den Pod so ärgerlich in die Tasche, als sei dieser schuld an allem. »Mist!«

Ahmad musterte ihn befremdet. Was war denn das für eine Einstellung, um Himmels willen?

»Okay.« Pfenning nickte in Richtung der Wohnungstür. »Lassen wir Frau Okafor und ihre Mannen ihren Job tun, und tun wir unseren. Jetzt ist Klinkenputzen angesagt. Wir befragen alle Bewohner des Hauses. Was wissen sie über Leventheim? Was haben sie gesehen, gehört oder anderweitig mitgekriegt?«

Ahmad nickte, folgte Pfenning hinaus auf den Flur, wo er sich seines Overalls entledigte.

»Und«, fügte Pfenning halblaut hinzu, »seien Sie auf der Hut! Der Täter könnte ein anderer Bewohner dieses Hauses sein. Das ja ohnehin nicht den besten Ruf genießt.«

# Kapitel 18

*Mittwoch, 26. März 2064*

Valentin saß an dem Platz, von dem sie ihm gesagt hatten, dass er sich da hinsetzen und warten solle, und sah zu, wie sie alles untersuchten, fast wie Polizisten. Inzwischen waren es nicht mehr nur die beiden Wachmänner, sondern jede Menge Sicherheitsleute, darunter auch ein paar Frauen, alle in der Uniform des Oasen-Wachdienstes, alle emsig und aufgeregt und laut.

Sie redeten miteinander, aber Valentin hörte gar nicht zu, saß nur da wie betäubt. Er musste immer wieder an den Moment denken, in dem er das Badezimmer betreten hatte, in Gedanken ganz bei der elektrischen Spezialzahnbürste und bei der Frage, ob er die wohl noch auf der Ablage vorfinden würde. Aber dann hatte Havelock da gelegen, in der halb mit Wasser gefüllten Badewanne, in Unterwäsche, das Kinn auf einem nassen, über den Badewannenrand hängenden Handtuch, tot.

Er hatte aufgeschrien, oder? Er erinnerte sich nicht mehr so genau. Nur daran, dass es sich so völlig anders angefühlt hatte in der Wirklichkeit, als es im Fernsehen wirkte.

Ein Toter. Er hatte noch nie zuvor einen toten Menschen gesehen. Seltsam eigentlich, wenn man darüber nachdachte.

Schritte, hin und her. Schubladen, die aufgezogen und zugeschoben wurden. Schranktüren klapperten. Blitzlichter, die aufflammten. Gewusel.

Gut, dass das alles nichts mit ihm zu tun hatte. Dass er einfach nur hier zu sitzen brauchte.

»Herr Jouvens?«

Da war auf einmal ein Gesicht vor ihm, das anders aussah. Ebenmäßige, dunkelbraune Haut. Helle Augen, die ihn besorgt musterten. Eine Frau, die keine Uniform trug, sondern ein teuer aussehendes Kostüm.

»Herr Jouvens? Wie geht es Ihnen?«

Jetzt fiel es ihm wieder ein. Er kannte die Frau.

»Hallo, Frau Vogt«, sagte er.

Die Managerin der Oase setzte sich neben ihn. »Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

Valentin erzählte. Von der Haustür, die sich nicht geöffnet hatte. Von den Wachleuten. Und wie er ins Badezimmer gegangen war und der alte Mann da gelegen hatte, tot …

Von dem Keller und dem Gitter und der Kamera, die eine Lücke in der Überwachung ließ, sagte er nichts. Er hatte Havelock versprochen, niemandem davon zu erzählen, und dieses Versprechen würde er halten.

»Wann kommt denn die Polizei?«, fragte er, als er alles gesagt hatte, was zu sagen war.

Sie lächelte nachsichtig. »Die Polizei brauchen wir hier nicht.«

»Was?« Er hob den Kopf, sah sie verblüfft an. »Wieso denn nicht?«

»Die Polizei rufen wir, wenn ein Verbrechen vorliegt«, erklärte Frau Vogt ihm in ruhigem Ton. »In allen anderen Fällen haben wir in der Oase hoheitliche Befugnisse. Und in diesem Fall handelt es sich nicht um ein Verbrechen. Herr Havelock hat sich selbst getötet, mit einem Freitod-Set der Firma *Lebenswürde*. Die leere Schachtel steht noch auf dem Waschbecken.«

Ahmad war so durcheinander wie selten, als er das Treppenhaus hinabging.

Zuerst diese Behauptung Pfennings, sich mit Franka verabredet zu haben – das war doch gelogen, oder? Der musste halt einfach immer den tollen Macker raushängen, und wahrscheinlich war gar nichts dahinter. Peinlich, dass er gleich drauf reingefallen war!

Ja, und dann diese Meldung vom Selbstmord des Politikers! Erstens kam es ihm fast unheimlich vor, dass das ausgerechnet heute passiert war. Und zweitens berührte es ihn auch irgendwie, obwohl er den Mann praktisch nur aus dem Geschichtsbuch gekannt hatte. Aber Havelocks großes politisches Erbe war nun mal die Einführung des Freiheitsgelds, und sein, Ahmads, Job war es lange Zeit gewesen, dieses System am Funktionieren zu halten, indem er dafür sorgte, dass jeder die Steuern zahlte, die er zahlen musste. Das war schon eine Verbindung, das spürte er jetzt.

Er hatte mit Pfenning verabredet, dass er mit der Befragung ganz unten, bei den Wohnungen im ersten Stock, beginnen würde, aber als er den dritten Stock erreichte, verließ er das Treppenhaus kurzerhand und beschloss, mit seinem Bruder anzufangen. Er musste erst mal wieder runterkommen, und so,

wie er Basir kannte, hatte der ohnehin nichts gesehen und nichts gehört; das würde ein einfaches, kurzes Protokoll ergeben. Grade richtig zum Warmwerden.

Basirs Wohnung war die letzte auf dem Flur. Ahmad klingelte, lauschte. Tatsächlich, es waren Schritte zu hören. Dann wurde die Tür aufgerissen.

»Überraschung«, sagte Ahmad. »Darf ich reinkommen?«

Basir starrte ihn verdutzt an. Er war noch im Schlafanzug, bei ihm nichts Ungewöhnliches, und hatte dunkle Ringe unter den Augen, auch das eher die Norm.

»Ja, klar, komm rein«, sagte er mit Verzögerung. »Was ist denn los?«

Ahmad trat ein, vorsichtig, weil überall Zeug herumlag – Schachteln, Briefumschläge, leere Dosen, Unterhosen, Kissen, Taschenbücher, Zeitungsseiten, Bonbonpapiere, leere Chipstüten, Zigarettenstummel …

»Leventheim«, begann er. »Sagt dir der Namen was?«

Basir folgte ihm auf nackten Sohlen und weitaus unbekümmerter darum, worauf er trat. »Leventheim? Das ist so ein alter Graukopf. Immer mies drauf. Wohnt irgendwo oben, in den reichen Etagen.« Er lachte meckernd. »Also, in den Dreizimmerwohnungen halt. Wieso?«

In Basirs Wohnung gab es nur zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und ein Zimmer, um … nun, um darin zu machen, was auch immer sein Bruder den Tag über machte. Außerdem eine Kochnische und ein winziges Bad. Und einen Balkon. In der »grünen Beule« verfügte jede Wohnung über einen Balkon mit einer Balustrade aus diesem welligen Glas, dessen giftig-grüne Farbe einem in den Augen wehtat, von drinnen betrachtet noch schlimmer als von draußen.

»Wann hast du Leventheim zum letzten Mal gesehen?«, fragte Ahmad.

»Oh, da muss ich erst mal in meinem Tagebuch nachschauen«, erklärte Basir. »In dem schreib ich nämlich *alles* auf, was ich mache, was ich sehe, wen ich treffe und so weiter – *alles*!«

Ahmad sah ihn verdutzt an. »Ehrlich? Du führst Tagebuch?«

»Scheiße, Mann, nein. Natürlich nicht.« Basir warf die Hände hoch. »Keine Ahnung, wann ich den das letzte Mal gesehen habe. Wieso willst du das überhaupt wissen?«

»Weil er heute tot in seiner Wohnung aufgefunden worden ist, vermutlich ermordet.«

»Sag bloß. Und da hast du jetzt mich im Verdacht, oder was?«

»Quatsch. Wir befragen nur alle Leute, die im Haus wohnen, ob sie vielleicht was gesehen haben, das uns weiterhilft.«

»Und was hast du damit zu tun? Ich dachte, du bist bei Steuer und Schwarzarbeit?«

»Neuerdings bin ich Kriminalpolizist«, sagte Ahmad und versuchte, dabei nicht stolz zu klingen. »Genauer gesagt, seit heute früh.«

Er musterte die seltsamen Gemälde, die überall hingen, ungerahmt, einfach nur angepinnt. Quer über der längsten Wand lief ein leicht schräg angebrachtes Regal, das einzige einigermaßen aufgeräumte Möbelstück im Zimmer. Darunter standen zwei abgewetzte, mit dunkelrotem Plüsch überzogene Sessel. In einen davon ließ sich Basir fallen und meinte: »Ich werd nie begreifen, wie jemand einen so beschissenen Job machen kann, für die paar Kröten.«

»Und ich nie, wie jemand *gar nichts* machen kann.« Ahmad musterte die trockenen Gewächse, die draußen auf dem Balkon in Töpfen verschiedenster Machart vor sich hin verdorrten. »Du gießt nicht mal deine Cannabis-Pflanzen!«

»Ich kann ja nicht an alles denken«, maulte Basir und reckte sich. »Außerdem ist dafür der Regen zuständig. Mach dir mal keine Sorgen um mich, okay?«

»Nein, mach ich nicht, wo denkst du hin?« Ahmads Blick blieb auf einem Magazinkasten hängen, wie ihn Franka für Schrauben und Muttern und andere Kleinteile in der Werkstatt hatte, nur, dass hier die Schubladen mit Pillen in allen Farben gefüllt waren. »Ich mache mir *keinerlei* Sorgen, dass dir die Drogen ausgehen könnten.«

»Womit wir wieder bei unserem üblichen Streit wären. Und ich wette, du kannst mir immer noch keinen Grund sagen, warum man sich diese öde, blasse Welt nicht schöndopen sollte.«

Ahmad seufzte. Das war tatsächlich ein Punkt, über den sie schon oft gestritten hatten. »Du hast recht, lass uns nicht wieder davon anfangen. Dir ist also nichts aufgefallen, kann man das so sagen?«

»Was sollte mir denn aufgefallen sein?«

»Was weiß ich … Irgendwelche Leute, die sich verdächtig benommen haben …«

Basir lachte hell auf und sah einen Moment lang wieder aus wie der kleine, magere Junge, auf den Ahmad immer aufpassen musste, als sie beide noch Kinder waren. »Mann, Bruder – hast du eine Ahnung, was für schräge

Leute hier im Haus leben? Hier wäre einer verdächtig, der sich *nicht* verdächtig benimmt!«

Wie zum Beweis klingelte es an der Tür Sturm, und als Basir öffnete, kam ein auffallend blasser Typ hereingewackelt, mit wirren Haaren, einer Narbe auf der Stirn und durchdringend blickenden braunen Augen.

»Ich hab Besuch, übrigens«, erklärte ihm Basir. »Das ist mein Bruder Ahmad. Er ist bei der Kriminalpolizei.«

»Angenehm, angenehm«, sprudelte es aus dem Mann heraus. Er war nicht mehr der Jüngste, Mitte fünfzig, schätzte Ahmad. »Hab schon viel von Ihnen gehört. Da möchte ich mich dann doch auch vorstellen: Mitschernich ist mein Name, Erik Mitschernich. Und ob Sie’s glauben oder nicht, ich war auch mal Polizist! Tja, sieht man mir nicht an. Ist aber so.«

»Freut mich«, sagte Ahmad, obwohl es ihn nicht freute, so jäh unterbrochen zu werden.

»Wir haben uns gerade über verdächtige Leute und Drogen unterhalten«, ließ Basir seinen seltsamen Freund wissen.

»Nein«, widersprach Ahmad. »Eigentlich geht es darum, dass der Journalist Günter Leventheim heute tot aufgefunden wurde.«

»Tot?«, rief Erik aus. »Der alte Graubart? Na, das ist aber schade. Der war nämlich berühmt, wissen Sie? Früher jedenfalls. War schon ein bisschen verblasst, sein Ruhm. Wie Ruhm das halt so an sich hat.«

»Die denken, dass jemand ihn ermordet hat«, warf Basir ein und nickte in Ahmads Richtung.

»Ermordet?« Erik schüttelte den Kopf. »Ei, ei, ei.«

»Kannten Sie Herrn Leventheim näher?«, fragte Ahmad ihn.

Erik wiegte nachdenklich den Kopf. »Jedenfalls hatte der nix gegen Drogen«, sagte er schließlich. »Hab mich mal mit ihm drüber unterhalten. An einem Silvesterabend. Wir waren alle auf dem Dach und haben die Lichtspiele über der Stadt verfolgt. Ich weiß noch, wie sie die Kontrolle über eine der Leuchtdrohnen verloren haben.« Er kicherte. »Ist ihnen quer über die Stadt davongesaust, und alle haben geklatscht. War irgendwie besser als das ganze übrige Programm. Dass mal was schiefgegangen ist. Muss auch mal was schiefgehen, finden Sie nicht?«

»Mir ist es eigentlich lieber, wenn alles funktioniert«, sagte Ahmad leicht angesäuert. Wie konnte er diesen dauerquasselnden Giftzwerg bloß loswerden? Er und Basir schienen dick befreundet zu sein, und so

selbstverständlich, wie sich dieser Erik in den anderen Plüschsessel warf, saßen sie wohl oft hier beisammen.

»Und was Drogen angeht«, fuhr Erik fort, »ist das erstens ein freies Land, nicht wahr, und zweitens kann sich da mal schön jeder an die eigene Nase fassen. Es nimmt heutzutage nämlich jeder – und ich sage *jeder!* – irgendwelche Medikamente. Schauen Sie sich um, Sie werden sehen, ich habe recht. Und was sind Medikamente? Auch Drogen. Im Englischen heißen sie sogar genauso. Und das ist alles kein Zufall, ganz und gar nicht. Das *wollen* die so! Weil die –«

»Wer, ›die‹?«, unterbrach Ahmad ihn. Solche Spinner machte man erfahrungsgemäß am schnellsten mundtot, wenn man nachhakte und nach Details fragte. »Wer soll das sein?«

»Na, die wahren Machthaber auf dieser Welt«, meinte Erik großspurig. »Die Superreichen. Wall Street. City of London. Shanghai. Weiß man doch!«

»Die wollen, dass jeder Medikamente nimmt?«

»Na klar.«

»Und wozu? Was haben die davon?«

»Na, die tun in jede Pille Verhütungsmittel! Künstliche Hormone. Deshalb gibt es so wenig Kinder.«

Vielleicht war es doch keine so gute Idee, sich auf diese Art Diskussion einzulassen. Dieser Mann war offensichtlich ein Spinner, und dass sein Bruder mit ihm dick befreundet war, war womöglich noch beunruhigender als dessen Drogenkonsum.

»Sie wissen ziemlich gut Bescheid, was?«, sagte Ahmad.

Erik winkte ab. »Ach, man versucht halt, sich das ein oder andere zusammenzureimen.«

»Wissen Sie vielleicht auch etwas, das uns helfen könnte, den Mord an Günter Leventheim aufzuklären?«

»Hmm«, machte Erik und kniff listig ein Auge zu. »Da würde ich erst mal fragen, *war* das überhaupt ein Mord? Der Mann, müssen Sie wissen, hat nämlich gequalmt wie weiland ein Kohlekraftwerk. Ich behaupte, dass den niemand je ohne dampfende Kippe im Mund gesehen hat. Und er muss ziemlich kaputte Adern gehabt haben, denn – passen Sie auf, junger Mann, da können Sie noch was lernen fürs Leben –, ich bin ihm immer wieder mal über den Weg gelaufen, und er hatte oft Blutergüsse an den Händen. Kommunikationsfreudig, wie ich bin, hab ich natürlich gefragt, was ihm passiert ist, und er hat gesagt, nichts Besonderes, er hat sich einfach nur

irgendwo angehauen. So kann’s einem ergehen, wenn man auf die falschen Freudenspender setzt, he, he, he!«

Ahmad seufzte innerlich. Das konnte er vergessen. Von diesen beiden Hohlköpfen würde er nichts erfahren.

»Gut, das war’s schon«, sagte er. »Ich geh dann mal weiter, okay?«

Basir in seinem abgewetzten Sessel nickte hoheitsvoll. »Dein Job ruft, nicht wahr?«

»Ganz genau«, sagte Ahmad und ging, und noch draußen auf dem Flur hörte er die beiden drinnen wiehern vor Lachen.

Lina hatte es lange vor sich her geschoben, über diese Episode ihres Lebens zu schreiben, aber heute raffte sie allen Mut zusammen und tat es.

Sie war damals vierzehn Jahre alt gewesen, mitten in der Pubertät. Außerdem hatte sie die größten Brüste von allen Mädchen in ihrer Klasse gehabt, was ihr schrecklich unangenehm gewesen war.

In dieser Zeit lernte ihr Vater im Zuge seiner Bemühungen, mehr Startkapital für seine Firma zu besorgen – »Mehr Werbung! Bessere Maschinen! Das ist der Schlüssel zum Erfolg!«, sagte er immer wieder; man konnte es schon nicht mehr hören –, einen angeblichen Investor kennen, der Lina vom ersten Augenblick an zuwider war. Der Mann hatte ein speckig glänzendes Gesicht, leckte sich immer ganz eigentümlich die Lippen, wenn er sie erblickte, und redete mit einer süßlichen Säuselstimme, so eklig wie Essiggurke mit Zuckerguss.

»Ich kann den nicht leiden«, sagte Lina zu ihrem Vater, der darauf erwiderte: »Gewöhn dich lieber an ihn. Das ist nämlich mein künftiger Geschäftspartner!«

Angeblich wollte dieser Investor mit dreißig Millionen Euro in Vaters Firma für den Onlinehandel mit Flugdrachen einsteigen, weil er die Idee sensationell fand und darin eine große Zukunft sah. Es gab nur ein dummes, winzig kleines Hindernis, nämlich dass er das Geld erst aus einem anderen Investment loseisen musste. Und um das zu tun, fehlte ihm die winzig kleine Summe von gerade mal dreißigtausend Euro. Und die sollte ihm Vater leihen – nur kurz, nur für ein, zwei Wochen.

Dreißigtausend Euro, das waren ihre gesamten Ersparnisse plus das Freiheitsgeld der Familie für den laufenden Monat. »Das ist meine große Chance«, erklärte Vater. »Der Mann ist einer der erfolgreichsten Start-up-Investoren Europas! Was der schon alles mit hochgezogen hat! An praktisch

jeder erfolgreichen Firma, die in den letzten zwanzig Jahren an die Börse gegangen ist, war der beteiligt! Also, ich wär ja *blöd*, wenn ich jetzt wegen ein paar kleinlicher Bedenken abspränge!«

Doch kaum war das Geld weg, war auch der angebliche Investor weg und ward nicht mehr gesehen, zu Linas unendlicher Erleichterung, denn er war gar kein Investor gewesen, sondern nur ein raffinierter Betrüger. Doch sie hatten buchstäblich nichts mehr zu essen für die nächsten drei Wochen, bis das neue Freiheitsgeld kam.

Vater war am Boden zerstört und wollte den blamablen Reinfall verheimlichen. »Was sind schon drei Wochen?«, meinte er. »So schnell verhungert man nicht. Und wir sind ohnehin zu dick. Wir leben von unseren Vorräten und teilen sie uns gut ein; das geht schon.«

Aber weder waren sie zu dick, noch hatten sie nennenswert viele Vorräte, und nach einer langen Woche, in der Lina nur an Essen denken konnte und sich abends vor Hunger in den Schlaf weinte, bat Mutter schließlich ihre Eltern und ein paar Freunde um Hilfe. Das gab Streit mit Vater (»Du blamierst mich vor allen Leuten!«, schrie er mit hochrotem Kopf), aber auch endlich wieder gefüllte Teller. Nie hatte Lina etwas besser geschmeckt als die erste dicke Suppe nach dieser Woche erzwungenen Fastens!

Das Geräusch der sich öffnenden Wohnungstür ließ Lina hochschrecken. Einen Herzschlag lang befiel sie die Angst, es sei ihr Vater, der sich hier Zutritt verschafft hatte, um ihr wieder ihr Freiheitsgeld abzunehmen. Aber als sie herumfuhr, sah sie, dass es nur Valentin war.

Valentin? Um diese Zeit? Es war doch noch nicht mal ein Uhr?

»Valentin? Hast du mich erschreckt!«

Er reagierte gar nicht. Wie ein Schlafwandler ging er an den Wasserhahn, trank ein Glas Wasser, dann ließ er sich aufs Sofa fallen wie ein nasser Sack.

Jetzt erst bemerkte Lina, wie blass er aussah, blass und durcheinander. »Valentin? Was ist los?«

»Er ist tot«, sagte er. Seine Augen wanderten haltlos hin und her. »Und die machen gar nichts, holen nicht mal die Polizei. Ich versteh das nicht. Wie kann er sich umbringen, einfach so?«

»Umgebracht? Wer hat sich umgebracht?«

»Das ist es ja! Wieso hat er das getan?«

»Wer denn?«

»Havelock!«

Der gequälte Klang in Valentins Stimme, als er diesen Namen aussprach, jagte Lina eine Gänsehaut über den Rücken. Sie schaltete rasch den Computer ab und setzte sich zu ihm, nahm ihn in die Arme und merkte, dass er schweißnass war und zitterte. Auch sie selbst war verschwitzt, so sehr hatten sie die Erinnerungen beim Schreiben mitgenommen.

Nach und nach bekam sie die Einzelheiten aus Valentin heraus. Der alte Präsident hatte in der Nacht zuvor Selbstmord verübt, beziehungsweise, wie man in so einem Fall sagte, den Freitod gewählt. Und Valentin, der ihn entdeckt und wohl auch ein bisschen gemocht hatte, war noch völlig durcheinander.

Sie hielt ihn, strich ihm über den Rücken, während er an ihrer Brust weinte, und dachte darüber nach, wie froh sie war, einen Mann zu haben, der auch weinen konnte, wenn es angebracht war.

»Hat er denn einen Abschiedsbrief oder so etwas hinterlassen?«, fragte sie, als sich Valentin beruhigt hatte.

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Die Wachleute haben sogar danach gesucht, aber nichts gefunden.«

»Hmm. Seltsam.«

»Ja. Äußerst seltsam.«

Unwillkürlich stand Lina wieder jener Moment vor Augen, in dem Vater ihnen den angeblichen Investor vorgestellt und sie sofort gedacht hatte: *Das ist alles gelogen!*

»Hmm, Havelock war einer der bedeutendsten Staatsmänner unseres Jahrhunderts, oder?«, überlegte sie halblaut. »Das wird man doch nicht, wenn man nicht an andere denken kann. Wenn man sich nicht vorstellen kann, was für Auswirkungen das, was man tut, auf andere hat. Und so jemand soll in den Freitod gehen, ohne zu erklären, wieso? Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Sie meinen, es sei die Trauer um seine Urenkelin gewesen, diese Zoe. Dass die ihn überwältigt habe.«

»Na gut, aber wann war das? Letzten August?«

»Ja, im August.«

»Hat er mit dir jemals darüber gesprochen?«

»Nein. Kein Wort. Es ging ihm immer nur darum, ob er bis zum Jubiläumsfest fit genug sein wird, um ohne Stock ans Rednerpult zu gehen.«

Lina überlegte. »Andererseits, vielleicht hat er die Trauer ja auch in sich hineingefressen. Und aus irgendeinem Grund ist sie plötzlich wieder

hochgekommen.«

Sie hielt inne, als sie sah, wie Valentin den Kopf schüttelte, und vor allem, als sie den fast panischen Ausdruck in seinen Augen bemerkte.

»Du glaubst das nicht«, stellte sie fest.

»Lina«, sagte er beschwörend, »am Montag hat er mich gefragt, was ich täte, wenn das Freiheitsgeld wieder abgeschafft würde. Am Dienstag hat er den Trainingstermin abgesagt. Und am Mittwoch ist er *tot*? Das ist doch kein Zufall.«

Lina sah ihn konsterniert an. »Wie kommt er darauf, dich so etwas zu fragen?«

»Ich weiß es nicht, Lina.« Er schüttelte hilflos den Kopf. »Ich weiß es einfach nicht.«

Lina musste ihn loslassen, musste tief Luft holen, ankämpfen gegen das überwältigende Gefühl drohender Gefahr, das sie auf einmal erfüllte.

Gegen die Angst, dass wieder Tage des Hungers auf sie warteten.

Es dämmerte, als Ahmad nach Hause kam. Großvater schaute gerade die Nachrichten.

»Hast du das mitgekriegt, mit dem Havelock?«, fragte er.

»Ja, klar«, sagte Ahmad. Das war kaum zu überhören gewesen. Die ganze Welt schien von nichts anderem mehr zu reden.

»Allerhand. Wird fünfundneunzig und bringt sich dann um. Als könnte er’s nicht erwarten.«

Missbilligung schwang in seinen Worten mit. Großvater war ein frommer Mann – oder besser gesagt, er war auf seine alten Tage noch schnell fromm geworden –, und wie die meisten Religionen verbot auch der Islam die Selbsttötung.

»Ja, seltsam«, sagte Ahmad und ging sich die Hände waschen. Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, musterte sich im Spiegel. Geschafft sah er aus, und das schon nach seinem ersten Tag!

Aber das lag nicht an der Arbeit. Nicht wirklich.

»Vorhin haben sie gebracht, dass man in seinen Kontodaten die Buchung gefunden hat, mit der er dieses Freitod-Set bezahlt hat«, erzählte Großvater, als Ahmad zurück in die Küche kam. »Sie sagen, er hat es kurz nach dem Tod seiner Urenkelin bestellt. Wisst ihr das bei der Polizei schon?«

Ahmad lächelte flüchtig. »Was denkst du denn, wer die Kontodaten durchsucht hat?«

Großvater hob die Augenbrauen, ein Bild der Überraschung. »Ihr womöglich?«

Ahmad nickte. »Darf nur die Polizei.«

Die Wachleute der Oase hatten ihnen einen Bericht geschickt, und den hatten sie alle aufmerksam gelesen. Er endete mit einer Reihe von offenen Fragen, und eine davon war die nach dem Kaufdatum des Freitod-Sets gewesen. Jemand aus der Abteilung S hatte das ermittelt, und mit dieser Ergänzung waren dann die Medien informiert worden.

Ansonsten war es ein absolut professioneller Bericht, geradezu makellos.

Irgendwie fast *zu* makellos für Ahmads Geschmack.

Aber im Augenblick beschäftigten ihn andere Sorgen.

»Hast du schon was zu Abend gegessen?«, fragte Großvater und wies auf den Herd, wo ein Topf auf der Warmhaltefläche stand.

»Nachher vielleicht«, sagte Ahmad desinteressiert. »Ich muss erst telefonieren.«

Dann ging er in sein Zimmer, schloss die Tür hinter sich und probierte noch einmal, Franka zu erreichen. Diesmal klappte es.

»Hallo, Ahmad«, sagte sie geschäftig. »Ich hab grade leider gar keine Zeit –«

»Womöglich, weil du nachher mit diesem Ulf Pfenning ausgehst?«, platzte Ahmad heraus.

Ein Herzschlag lang herrschte schreckliche Stille. Dann fragte sie spitz: »Überwachst du mich jetzt etwa?«

»Nein«, erwiderte Ahmad. »Nur ist besagter Ulf Pfenning mein neuer Vorgesetzter, und er *prahlt* schon den ganzen Tag damit herum!« Okay, das war ziemlich übertrieben, aber im Krieg und in der Liebe waren schließlich alle Mittel erlaubt.

Franka klang äußerst reserviert, als sie antwortete: »Er hat mich zum Essen eingeladen, das ist richtig. Und zwar als Dankeschön dafür, dass ich es geschafft habe, seinen Wasserhahn zu reparieren, der ihn eine Woche lang nicht hat schlafen lassen. Was übrigens durchaus trickreicher war als nur die Dichtung auszuwechseln, anbei bemerkt.«

»Tu nicht so naiv. Du weißt doch genau, worauf so einer aus ist!«

»Und du bist nicht zufällig gerade besitzergreifend?«

Oje, das Gespräch lief ganz anders, als er es sich auf der Heimfahrt zurechtgelegt hatte! Und irgendwie fand er keine Bremse, es ging mit ihm durch …

»Ich dachte eigentlich, wir beide sind zusammen«, stieß er hervor.

»Du benimmst dich aber grade, als glaubst du das gar nicht.«

»Und du benimmst dich, als hättest du noch nie von Männern gehört, die Strichlisten über ihre Eroberungen führen!«

Sie lachte hell auf. »Denkst du im Ernst, Frauen machen so was *nicht*?«

»Wie bitte?«, rief Ahmad entsetzt.

»Ich schlage vor«, fuhr sie mit entwaffnender Gelassenheit fort, »du regst dich ab und hörst auf, mich einsperren zu wollen. Ich finde diesen Ulf Pfenning sympathisch, er weiß viel zu erzählen, und außerdem wäre es schlicht unhöflich gewesen, seine Einladung abzulehnen. Okay? Und jetzt entschuldige mich, ich muss mich richten.«

Damit unterbrach sie die Verbindung.

# Kapitel 19

*Donnerstag, 27. März 2064*

Am nächsten Morgen kam Ahmad früher als gewöhnlich im Revier an. Er hatte eine schreckliche Nacht hinter sich, hatte schlecht geträumt, war immer wieder hochgefahren, hatte sich gewälzt und gewälzt und war schließlich aufgestanden, als er seinen Großvater das *Fadschr* hatte verrichten hören, das Morgengebet.

Zu seiner Überraschung waren ein paar Leute der Abteilung G schon dabei, den Fall zu analysieren. Die KTU hatte die Unterlagen, die man in der Wohnung Leventheims sichergestellt hatte, auf Fingerabdrücke und dergleichen untersucht und schließlich freigegeben: ein Stapel grauer Kästen voller Papiere, die nun inhaltlich bearbeitet werden konnten.

Eine der Frauen, Elvira Beierlein, richtete eine Fallwand ein, mit Fotos, Namen, wichtigen Dokumenten, Verbindungslinien und Stichworten. Sie kritzelte gerade *Mordursache?* hin, als Ahmad eintrat, drehte sich dann um und meinte: »Ah, der Neue aus S. Guten Morgen. Sie kommen wie gerufen. Fehim!«

Fehim Demir saß an dem riesigen Besprechungstisch, eine große Warmhaltetasse mit gefährlich schwarzem Kaffee neben sich und einen Berg von Papier vor sich. »Ich hab hier die Notizen von Leventheims Schreibtisch«, erklärte er mit einer umfassenden Handbewegung. »Sieht aus, als habe er zuletzt versucht, die Finanzierung des Freiheitsgelds nachzuvollziehen, seitenweise. Sie müssten sich da doch auskennen, oder?«

»Notgedrungen«, sagte Ahmad und zog sich einen Stuhl heran.

Pfenning war noch nicht da, aber er verbot sich, darüber nachzudenken, wo er sein mochte. Ob er womöglich gerade Rohrleitungen betrachtete, die kreuz und quer über alte Ziegelwände liefen …

*Stopp!*, befahl er sich und wandte seine Aufmerksamkeit dem Notizbuch zu, das Fehim vor sich liegen hatte.

»Hier«, sagte der grauhaarige Mann und deutete auf das Kürzel *BGE*, das mehrmals auf der Seite auftauchte. »Soweit ich weiß, ist das eine Abkürzung dafür, die man früher verwendet hat. Also, vor der Einführung, meine ich.«

Ahmad nickte. »Ja. BGE ist die Abkürzung für ›Bedingungsloses Grundeinkommen‹. Das war die ursprüngliche Bezeichnung für die Idee, dass jeder Bürger eines Staates ein Grundeinkommen erhalten soll, das seine Existenz sichert und ihm ein Leben in Würde ermöglicht. Unter diesem Stichwort ist das vor etwa fünfzig Jahren zum ersten Mal breit diskutiert worden.«

»Verstehe.« Fehim blätterte hin und her. »Ich verstehe nur nicht ganz, was er hier gemacht hat. Er hantiert mit Zahlen von 2014, sehen Sie, hier? Und die hier sind von 2012. Das ist über fünfzig Jahre her. Mir scheint, er hat versucht, nachzuvollziehen, auf welchem Weg man überhaupt vom alten System in unseres gekommen ist. Oder? Was meinen Sie?«

»Sieht so aus.« Ahmad legte die Hand auf das Buch, um den Kollegen daran zu hindern, dauernd darin herumzublättern. »Er beginnt mit dem Bedarf. Damals haben in Deutschland rund 81 Millionen Menschen gelebt. Hätte man jedem Menschen ein Grundeinkommen von 1000 Euro pro Monat gegeben, wären pro Monat logischerweise 81 Milliarden Euro zu verteilen gewesen oder 972 Milliarden pro Jahr. Hier rundet er das auf eine Billion auf.«

»Aber Kinder bekommen doch nur die Hälfte«, wandte Fehim ein. »Das müsste den Betrag reduzieren.«

»Ja, aber nicht um viel. Hier, sehen Sie diese Nebenrechnung? Es gab damals in Deutschland rund 13 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren, das heißt, die hätten pro Monat 6,5 Milliarden erhalten oder pro Jahr 78. Statt 156. Also hätte er 78 Milliarden abziehen müssen, dann wären es 894 Milliarden pro Jahr gewesen …« Leventheim hatte die Berechnung mit einem dicken Querstrich abgebrochen und der Bemerkung: *Vernachlässigbar!* »Darin hat er offenbar keinen großen Unterschied gesehen.«

»Na, großzügig gedacht. Jedenfalls, auf der nächsten Seite fängt er an, die Finanzierung gegenzurechnen, die damals möglich gewesen wäre.« Fehim blätterte um, holte geräuschvoll Luft. »Und da wird’s mir dann … na, sagen wir, zu steuertechnisch.«

Ahmad beugte sich darüber. Die Kürzel, die Leventheim verwendet hatte, waren ihm aus der verpflichtenden Lektüre der allmonatlichen Rundschreiben des Finanzministeriums nur zu gut vertraut. »Das hier sind die Abgaben, die der Staat zu dieser Zeit eingezogen hat, Bund, Länder und Gemeinden zusammengenommen. 600 Milliarden pro Jahr, das dürfte hinkommen. Das da sind die Abgaben an die damalige Sozialversicherung. Das war ein ganzes Bündel verschiedenster Institutionen – Krankenversicherung, Pflegeversicherung, Rentenversicherung, Arbeitslosenversicherung und vielleicht noch mehr, die mir nur grade nicht einfallen. Insgesamt 550 Milliarden, das kommt mir auch plausibel vor.«

»Macht zusammen 1,15 Billionen Euro pro Jahr«, folgerte Fehim. »Das heißt, man hätte das Freiheitsgeld schon damals problemlos einführen können, zumindest in dieser Höhe!«

»Halt, halt«, erwiderte Ahmad und musste lachen. »So einfach ist das nicht. Der Staat hat dieses Geld ja nicht zum Spaß eingezogen, sondern um es wieder auszugeben. Für Schulen, Straßenbau, Verteidigung, Polizei, Kulturförderung, Entwicklungshilfe und solche Dinge. Manchmal haben die Steuern für all das gar nicht gereicht, und er hat sich zusätzlich verschuldet.« Er deutete auf einen Eintrag, der sich mühsam entziffern ließ als: *Staatsschulden? Wie berücksichtigen in der Rechnung?* »Die Schulden hat Leventheim offenbar auch erst mal außen vor gelassen.«

»Sieht so aus«, meinte Fehim.

Ahmad studierte die weiteren Aufzeichnungen. Alles sah hastig hingekritzelt aus, die Handschrift wirkte nervös, aufgeregt. »Ah, nicht dumm. Er untersucht, welche Anteile der Staatsausgaben durch das Freiheitsgeld ersetzt werden. Schon damals waren die verschiedenen Sozialausgaben der größte Posten – hier, 760 Milliarden Euro pro Jahr.«

»Die das Freiheitsgeld ersetzt«, stellte Fehim fest. »Fehlen also 212 Milliarden, um es zu finanzieren.«

»Nicht so schnell. Hier – rund 300 Milliarden waren Gesundheitskosten, also Kosten für Krankheit, das Medizinwesen und so weiter. Das ist heutzutage eine kostenlose staatliche Leistung, folglich hätte sie zusätzlich zum Freiheitsgeld finanziert werden müssen.«

»Das heißt, es fehlen 512 Milliarden. Fast die Hälfte.«

»Weitere 300 Milliarden waren auszuzahlende Renten, Pensionen und sonstige Altersbezüge«, fuhr Ahmad fort und sah auf. »War das damals nicht

ein großes Thema, als das Freiheitsgeld eingeführt wurde? Wie hieß das? Aufstand der Rentner. Die grauen Protestmärsche.«

»Ja, ja.« Fehim überlegte. »Hmm, ich war damals 23. Da hat mich das nicht so interessiert.« Er lachte auf. »Immerhin kenne ich das Wort noch: Rente. Sagt den Jungen heute ja gar nichts mehr.«

»Und wie ist das damals dann eigentlich geregelt worden?«, fragte Ahmad. »Wenn ich's recht weiß, war das Problem, dass viele Leute Altersbezüge hatten, die wesentlich höher lagen als das Freiheitsgeld, und die wollten natürlich nicht tauschen.«

»Hmm.« Fehim griff nach einem Tablet, rief das Lexikon auf und suchte eine Weile darin, wurde aber nicht fündig und legte es wieder weg. »Irgendwie hat man ihnen für eine Übergangszeit Sonderzahlungen zugestanden, Wohnrecht in den Wohnungen, in denen sie gelebt haben, solche Dinge. Und irgendwann ist der Protest abgeebbt. Ich meine, das waren ja alles alte Leute. Die stürmen keine Barrikaden mehr und werfen keine Steine. Oder nicht allzu viele.«

»Leuchtet ein.« Eigentlich hätte Ahmad so etwas wissen müssen. Aber Steuergeschichte war nicht gerade sein Lieblingsfach gewesen, und das ihres Lehrers wohl auch nicht, so langweilig, wie er den Unterricht gestaltet hatte.

»Halt mal.« Fehim rieb sich die Stirn, bürstete seine üppigen Augenbrauen mit den Fingern in Form. »Damals – also, als das Freiheitsgeld eingeführt werden sollte – hieß es, wenn wir das Bargeld abschaffen, dann spart uns das so viel Geld, dass wir damit das Freiheitsgeld finanzieren können. In manchen Mitgliedstaaten der EU musste dafür ja eine Volksabstimmung durchgeführt werden.«

»Ja.« Ahmad nickte. »Die beiden Dinge hat man miteinander gekoppelt, stimmt.«

»Aber dann verstehe ich diese Zahlen hier nicht.« Er schlug auf die nächste Seite um, zeigte auf die Überschrift *Kosten Bargeld-Handling*. »Er schreibt hier, dass damals die Versorgung und der Umgang mit Bargeld in der gesamten Europäischen Union pro Jahr rund 140 Milliarden Euro gekostet hat. In Deutschland knapp 4,5 Milliarden. Die Herstellung des Bargelds hat sogar nur 72 *Millionen* Euro pro Jahr gekostet! Wie soll das zur Gegenfinanzierung genügt haben?«

Ahmad schmunzelte. »Das hat es auch nie. Das hat man nur *gesagt*. Der wahre Grund, das Bargeld abzuschaffen, war der, dass man dadurch mehr

Kontrolle über die Geldflüsse hat. Und das ist unbedingt nötig, denn das ganze System funktioniert nur, wenn man keine Schwarzarbeit zulässt.«

Der grauhaarige Ermittler musterte ihn verwundert. »Ja, das hört man immer, aber warum eigentlich?«

»Weil man andernfalls alle belohnen würde, die nur von dem System profitieren, aber nichts dazu beitragen wollen. Also alle, die sich parasitär verhalten. Wenn man das nicht entschieden bekämpft, wird über kurz oder lang niemand mehr dazu beitragen, und das System kollabiert.« Das lag so auf der Hand, dass Ahmad sich jedes Mal wunderte, wenn er das jemandem erklären musste.

Elvira Beierlein setzte sich dazu. »Aber wie funktioniert das denn heute? Ich meine, das Freiheitsgeld ist heutzutage viel höher als die tausend Euro, mit denen Leventheim da herumgerechnet hat. Und dass wir heute in Deutschland keine 81 Millionen mehr sind, gleicht das doch nicht aus, oder?«

»Sowieso nicht, denn weniger Bürger heißt zugleich, weniger Leute, die Steuern zahlen«, sagte Ahmad.

»Leventheim kommt auch zu dem Schluss, dass es nicht funktionieren kann.« Fehim zog das Notizbuch wieder an sich. »Hier. Er kalkuliert, wie der Fehlbetrag ausgeglichen werden kann, und sagt, es geht nur über Steuererhöhung. Es gibt aber grundsätzlich zwei Steuerarten, nämlich Einkommenssteuern und Verbrauchssteuern, vor allem die Mehrwertsteuer …«

»War damals ein bisschen komplizierter und ist auch heute nicht ganz so einfach, aber im Prinzip ist es nicht falsch«, kommentierte Ahmad.

»Er rechnet dann verschiedene Varianten durch und kommt zu dem Schluss, dass, wenn man nicht 100 % Einkommenssteuer erheben will – was jeden Anreiz zu arbeiten zunichtemachen würde –, man auch Verbrauchssteuern erhöhen muss. Durch die wird aber zugleich alles teurer, das heißt, das Grundeinkommen wird weniger wert und müsste, um jedem Empfänger ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, wiederum erhöht werden. Und da beißt sich die Katze in den Schwanz, denn irgendwann hat man alle steuerlichen Möglichkeiten ausgereizt.« Fehim tippte auf eine Stelle. »Hier schreibt er explizit: ›kann nicht funktionieren‹.«

»Das hätte damals auch nicht funktioniert«, erklärte Ahmad. Jetzt erinnerte er sich wieder an die entsprechende Unterrichtsstunde, als sei es gestern gewesen. »Das Konzept funktioniert erst, wenn Roboter ins Spiel

kommen. Roboter waren das Heilmittel für die Krise, die sie selbst heraufbeschworen haben.«

»Das war damals die Große Krise, stimmt«, erinnerte sich Fehim. »Roboter haben massenhaft Menschen aus ihren Jobs verdrängt, und niemand wusste, was man dagegen tun sollte.«

»Roboter machen einfache Arbeit billiger, das ist das Prinzip. Sobald sie gut genug sind, können Menschen ökonomisch nicht mehr konkurrieren. Dass das zugleich eine Befreiung ist, hat man erst nicht verstanden. Einfache Arbeiten sind ja keineswegs unnötige Arbeiten, sie sind nur nicht besonders interessant und nicht besonders erfüllend. Das heißt, man musste, damit sie erledigt werden, Menschen dazu *zwingen* – im Altertum mit der Peitsche, in der Neuzeit durch ökonomischen Druck. Dann sind die Roboter gekommen, und so billig und allgegenwärtig, wie die heute sind, kostet einfache Arbeit so gut wie nichts mehr. Und seit einfache Arbeit fast nichts mehr kostet, kostet auch Recycling fast nichts mehr, das heißt, Rohmaterialien sind auf einmal billig verfügbar, weil man sie nur aus dem Müll von früher zu klauben braucht. Gleichzeitig holt man damit Stoffe zurück, die ohnehin nur die Umwelt belasten.«

»Da kam erst neulich eine Reportage im TV«, warf Elvira ein. »Über eine Recyclinganlage in Afrika. Das war in einer Gegend, wo man früher Computerschrott containerweise einfach in den Fluss geworfen hat.«

»Schön, aber wie löst das die Frage der Finanzierung des Freiheitsgeldes?«, fragte Fehim.

»Die Unternehmen, die aus der Arbeit ihrer Roboter Gewinne erzielen, müssen darauf Steuern zahlen. Das ist die sogenannte ›solidarische Gerechtigkeitsabgabe‹ oder SGA, von der in den Nachrichten öfter die Rede ist.« Jetzt waren sie beim kleinen Einmaleins seines früheren Jobs angelangt. »Außerdem zahlen alle, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen, auf den Betrag, den sie *zusätzlich* zum Freiheitsgeld erhalten, Steuern. Und der Steuersatz ist deutlich höher als früher. Kennen wir alle von unseren Gehaltsabrechnungen, je nach Familienkonstellation und so weiter zwischen 60 und 80 Prozent.«

»Außerdem ändert es sich alle halbe Jahre«, murrte Elvira. »Man verplant seine Einkünfte besser nicht bis auf den letzten Cent.«

Fehim riss die Augen auf. »Es gibt Leute, die *achtzig* Prozent zahlen? Ich ächze schon über meine 71,5.«

»Das betrifft Leute, die in der unmittelbaren Nähe einer Naturschutzzone leben«, erklärte Ahmad. »Das soll ein Anreiz sein, die Zersiedelung der Landschaft zu verringern und in die Städte zu ziehen. Weil das weniger Verkehr bedeutet, weniger Energie, geringere Umweltbelastung.«

»Was ich nicht verstehe«, sagte Fehim grüblerisch, »ist, warum er fünfzig Jahre alte Zahlen verwendet. Warum nimmt er nicht die heutigen Zahlen?«

»Vielleicht, weil die heute nicht mehr so leicht zu kriegen sind«, überlegte Ahmad. »Insbesondere die Höhe der Robotersteuern wird vertraulich behandelt. Offiziell, weil große Firmen daraus Rückschlüsse auf Interna ihrer Konkurrenten ziehen könnten, inoffiziell und vor allem aber, um keine Begehrlichkeiten zu wecken. In den dreißig Jahren seit seiner Einführung hat noch nie jemand geklagt, dass das Freiheitsgeld zu *hoch* sei.«

Elvira zog die Kladde zu sich heran, blätterte darin herum. »Nein, Leute«, sagte sie, »das ist ganz anders. Das Notizbuch *selber* ist fünfzig Jahre alt. Hier, eine Art Tagebucheintrag vom 23. Juni 2016. ›Die Briten haben dafür gestimmt, die Europäische Union zu verlassen. Was bedeutet das?‹.«

»Ups«, machte Fehim und griff nach seiner Kaffeetasse. »Ich wusste, ich bin noch nicht richtig wach.«

»Das heißt«, überlegte Elvira, »das Notizbuch lag zwar auf dem Schreibtisch, aber wahrscheinlich hat Leventheim nur darin gelesen oder ein paar Sachen abgeschrieben – und zwar in seinen Computer!«

Fehim nickte. »Dessen Festplatte jemand gestohlen hat.«

»Hat er keine Sicherungen auf einem externen Server?«, fragte Ahmad. »In einer Cloud? Im Grid? Irgend so etwas?«

»Hat er nicht«, hörten sie eine wohlbekannte Stimme vom Eingang her. »Genau, wie ich gesagt habe: Leventheim war alte Schule.«

Sie drehten sich herum. Da stand niemand anders als Ulf Pfenning, frisch geduscht und so blendender Laune, dass es Ahmad einen Stich durchs Herz gab.

Ahmad spürte sein Herz auf einmal so wild schlagen, als bereite sich sein Körper auf einen Kampf vor, ohne ihm Bescheid gesagt zu haben. Er musterte Pfenning verstohlen: Sah er aus wie ein Mann, der letzte Nacht Sex gehabt hatte?

Teufel, und *wie* er danach aussah! Er *leuchtete* fast vor Befriedigung!

Zu schade, dass er nicht einfach auf ihn losgehen und ihn verprügeln konnte. Zudem war keineswegs klar, wie so ein Zweikampf ausgehen

mochte.

Ahmad holte tief Luft, zwang sich zur Ruhe. Vielleicht, sagte er sich, gelang es ihm, Pfenning vor versammelter Mannschaft alt aussehen zu lassen. *Das* war nicht verboten!

Ulf Pfenning trat näher, ach was, er *schlenderte* gemächlich durch den Raum, trat an den von Papieren, Notizblöcken, uralten, bekritzelten Zeitungsausschnitten und ähnlichem Zeug bedeckten Tisch und fragte: »Und? Was haben wir?«

»Leventheim scheint sich vor seinem Tod intensiv mit dem Thema Freiheitsgeld befasst zu haben«, fasste Fehim Demir zusammen. »Vor allem, wie es finanziert wird. Und wie es aussieht, hat ihn das Thema schon vor fünfzig Jahren beschäftigt.«

»Dazu reicht ein Blick ins Lexikon«, meinte Pfenning amüsiert. »Günter Leventheim hat schon als Sechzehnjähriger Leute interviewt, die das bedingungslose Grundeinkommen, wie es zu der Zeit hieß, einführen wollten, und sie mit hartnäckigem Nachfragen ins Schwitzen gebracht.«

»Er hat schon damals durchschaut, dass die Abschaffung des Bargelds zur Finanzierung des Freiheitsgelds nicht wesentlich beitragen kann«, fügte Elvira Beierlein hinzu.

»Das hat, glaube ich, jeder durchschaut, der ein bisschen rechnen kann«, erwiderte Pfenning.

»Aber da könnte es einen Zusammenhang geben«, sagte Ahmad mit, wie er hoffte, fester Stimme. »Auch dreißig Jahre nach der Abschaffung des Bargelds sind immer noch mehrere Milliarden Euro in alten Scheinen irgendwo unterwegs, Geld, das man heute für nichts anderes mehr als für Schwarzgeschäfte verwenden kann. Nicht auszuschließen, dass die beiden Todesfälle Leventheim und Havelock miteinander in Verbindung stehen!«

Ulf Pfenning lachte laut auf, bog sich fast vor Lachen. »Sehen Sie, junger Mann«, sagte er dann, »genau vor solchen … tja, *Intuitionen* muss man sich als Ermittler hüten.«

Er sagte es so herablassend, dass Ahmad ihm am liebsten an die Gurgel gesprungen wäre. »Aber das ist doch eindeutig eine große Sache!«, rief er aufgebracht, auf den Berg Papier weisend. »Allein, wie viel der Mann zu dem Thema geschrieben und gerechnet hat!«

Pfenning zuckte nur mit den Achseln. »Na und? Ist doch nur logisch. Journalisten haben immer einen Kalender wichtiger Jahrestage im Hinterkopf, und da steht das Thema Freiheitsgeld nun mal gerade an, wegen

des Jubiläums am ersten Juli. Möchte nicht wissen, wie viele Medienleute sonst noch dabei sind, gerade entsprechende Beiträge zu basteln. Und dass Leventheim sich dieses Themas annehmen würde, war geradezu zwangsläufig – er und Havelock waren früher erbitterte Kontrahenten. Den Streitgesprächen der beiden hat die ganze Republik gelauscht.« Er winkte ab. »Das war aber vor Ihrer Zeit. Da waren Sie noch nicht mal geplant.«

Er stolzierte in Richtung der Fallwand, betrachtete all das, was Elvira schon darauf befestigt hatte. »Wenn wir eins mit Sicherheit sagen können«, dozierte er dabei, »dann, dass es *nicht* Havelock war, ein 95-jähriger Mann mit Gehbehinderung, der Leventheim umgebracht hat. Und umgekehrt ist mit Sicherheit auch Leventheim nicht schuld am Tod Havelocks, denn der hat dem Bericht aus der Oase zufolge noch gelebt, als Leventheim schon tot gewesen sein muss.«

Er drehte sich auf dem Absatz seines Cowboy-Stiefels um. »Leventheim wollte wahrscheinlich einfach nur noch ein letztes Mal groß rauskommen, deswegen hat er das alte Streitthema zwischen ihm und Havelock noch einmal versucht aufzuwärmen.«

»Und warum hat dann jemand seine Speicher gestohlen?«, fragte Ahmad, dem unangenehm aufging, dass er diese Runde schon verloren hatte.

Pfenning nickte wie ein Lehrer, wenn ein Schüler eine nicht allzu dumme Bemerkung gemacht hat. »Das ist die viel bessere Frage. Ich vermute, der Diebstahl seiner Speicher – und sein Tod – stehen mit einer anderen Sache in Verbindung, an der Leventheim gearbeitet hat. Und um die zu finden, müssen wir dieses ganze Zeug zum Thema Freiheitsgeld, bedingungsloses Grundeinkommen und so weiter erst mal beiseitelassen. Weg vom Tisch damit und raus aus unseren Köpfen!«

Die anderen nickten alle. Ahmad nickte nicht, weil er nicht überzeugt war von dem, was Pfenning gesagt hatte, aber er verzichtete auf weiteren Widerspruch. Immerhin konnte es ja sein, dass er an seiner Überzeugung gerade aus Gründen festhielt, die mit den Tatsachen nichts zu tun hatten.

Aber er würde auf seine Chance lauern. Und auch wenn diese Wut, die gerade in ihm brodelte, seiner Gesundheit nicht guttun mochte, so würde sie ihm doch helfen, in diesem Fall wach und so auf Draht zu sein wie noch nie!

»Also«, sagte Pfenning und klatschte in die Hände. »Wir prüfen alle Aufnahmen von Überwachungskameras, die wir haben. Wann hat Leventheim das Haus zum letzten Mal betreten? Wer ist danach alles gekommen? Wer ist wann wieder gegangen? Das Übliche eben.« Er wandte

sich Ahmad zu. »Sie machen das, Müller. Es heißt, Sie seien in solchen Dingen besonders begabt.«

Valentin hatte am Donnerstagmorgen schon einen neuen Klienten, den er zu Hause aufsuchen musste, auch wieder einen alten Mann, der Viggo Dahlmann hieß und sich bei den Übungen schrecklich eigensinnig anstellte. Vielleicht lag es daran, sagte sich Valentin auf dem Rückweg ins Studio, dass er sich jetzt schon so fix und fertig fühlte.

Aber er wusste, dass es daran nicht lag.

Auch Frau Almassy fiel auf, dass etwas nicht stimmte, als sie ihn im Büro antraf. »Sie sehen ein bisschen wacklig aus«, stellte sie fest.

»Ja«, sagte Valentin. »Ich fühl mich auch so.«

Sie tat einen übertrieben großen Seufzer. »Das tut mir leid. Aber ich fürchte, wir müssen Ihre Blutwäsche trotzdem heute nachholen, dringend!«

Auch das noch. Valentin hatte das Gefühl, in sich zusammenzusacken. »Können wir's nicht einmal ausfallen lassen?«, bat er.

Sie schüttelte den Kopf, die Lippen fest zusammengepresst. »Valentin … Ich versteh Sie nur zu gut, glauben Sie mir. Das mit dem Präsidenten war ein Schock, klar. Wäre es für jeden gewesen, ganz klar. Aber, hören Sie – Sie sind grade so gut im Rhythmus. Wenn wir das nicht nutzen, wenn wir jetzt da nicht dranbleiben, dann tut Ihnen das nicht gut, glauben Sie mir!«

»Und wenn wir es morgen –?«

»Ich verstehe, dass Ihnen im Moment nicht danach ist. Aber Ihre Körperwerte sind optimal! Ihr Körper kann das, ganz bestimmt. Wenn wir im Rhythmus bleiben. Einen Tag haben Sie verloren, Sie werden sehen, das macht sich im Ertrag schon bemerkbar. Noch einen Tag, und ich fürchte, dann verfehlen wir unsere Quoten für diesen Monat. Und das wäre schlecht fürs Konto, verstehen Sie?«

Valentin nickte, sagte aber nichts mehr, sah nur matten Auges an ihr vorbei in der Hoffnung auf ein Wunder, das ihn erlösen würde.

»Sie mochten Herrn Havelock, ich weiß«, sagte sie leise. »Aber Sie werden noch öfter erleben, dass einer Ihrer Klienten stirbt. Hier in der A-Zone leben nun mal vor allem alte Leute, da ist das unvermeidlich. Also, packen Sie's an, wie man es beim Reiten macht: Wenn man vom Pferd fällt, muss man gleich wieder aufsteigen, sonst schafft man's nie wieder. Und Sie sind doch jung und fit wie kein Zweiter!«

»Also gut«, sagte Valentin und ergab sich in sein Schicksal.

Anders als donnerstags war er heute nicht allein im medizinischen Raum. Auf der zweiten Liege lümmelte ein junger Kerl, den Valentin noch nie gesehen hatte, höchstens sechzehn Jahre alt, die Wangen so aufgedunsen, als habe er Bienenstiche in beide abgekriegt, mit kleinen, schwarzen Augen und abstehenden Ohren.

»Tag«, sagte er nur, als die Chefin Valentin angeschlossen und den Raum wieder verlassen hatte. »Auch was dazuverdienen, hmm?« Ein schiefes Grinsen. »So easy geht's sonst nirgends.«

Valentin nickte nur, aber das kümmerte den jungen Kerl schon nicht mehr, denn er hatte die Fernbedienung des TV-Geräts in der Hand und schien nicht entschlossen, sie wieder herzugeben. Unruhig zappte er sich durch die Programme, kaum einmal länger als fünf Minuten irgendwo verweilend.

So kam Valentin in den Genuss, die ermüdend langwierige Ziehung einer Lotterie zu verfolgen, von der er noch nie etwas gehört hatte. Der Gag der Sendung war, dass der Gewinner sofort von einem Medienteam zu Hause überfallen wurde, das den Moment seiner Überraschung festhalten wollte.

Doch noch ehe der Gewinner einen Ton gesagt hatte, ging es, zapp, weiter zu einer Natur-Doku-Sendung: Eine Drohne flog am Rand der Naturschutzzone BayWa entlang und zoomte auf Rehe, Hasen, Wildschweine und einen Wolf.

Dann, zapp, waren sie mitten in einer Reportage über die Grenztruppen im Mittelmeer und wie sie ein Schleuserschiff jagten. Und wieder erfuhr Valentin nicht, ob sie es stellten oder es entkam, denn der Kerl schaltete um in eine Spieleshow. Dort sollten die Spieler gefärbtes Wasser von einem Behälter in einen anderen befördern, indem sie mit vollen Bechern über eine eingeseifte Rutschbahn schlitterten, hin und her, hin und her …

Darüber musste er eingeschlafen sein, denn als Valentin wieder aufwachte, war der TV-Apparat aus, der junge Typ weg und Frau Almassy an dessen Extraktor zugange. »Sehen Sie?«, sagte sie und hob ein Röhrchen hoch, in dem nur ein Hauch von Gold schimmerte. »Das ist die Ausbeute bei normalen Leuten. Sie dagegen, Sie spielen in einer völlig anderen Liga.«

Valentin nickte nur müde. Ja, das mochte sein. Trotzdem fühlte er sich heute so erschöpft wie noch nie nach einer Blutwäsche.

Wie ausgesaugt.

Spät am Nachmittag trafen sie sich alle wieder im Konferenzraum, alle ermattet von einem anstrengenden Tag der Recherche. Außerdem knallte die

Sonne herein; die morgendlichen Wolken hatten sich im Lauf des Tages verzogen, und niemand hatte daran gedacht, wenigstens die Vorhänge vorzuziehen, obwohl die auch nicht viel halfen.

Ahmad berichtete, was er gefunden hatte. »Leventheim hat das Haus zuletzt am Samstag, dem 22. März, um 20 Uhr 36 betreten«, sagte er und heftete den Ausdruck des entsprechenden Bildes an die Pinnwand, das von der Überwachungskamera vor der Haustüre stammte. »Nach ihm kommen und gehen noch viele weitere Leute, viel zu viele, als dass ich sie hier alle anpinnen möchte. Ganz nett was los in dem Haus, vor allem an einem Samstagabend. Ich habe die Bilder zusammengestellt; wer sie sich auf seinen Pod oder ein Tablet laden will, hier ist der Screencode dazu.« Er heftete ein Blatt mit dem Punkt-Strich-Code daneben, den man nur abzuscannen brauchte, um sich die Sammlung zu ziehen. »Etwa die Hälfte der Leute konnte ich anhand der Fotos von den Befragungen zuordnen, ein paar hat die Software identifiziert, ungefähr zwei Dutzend Gesichter bleiben ohne Namen. Ich glaube aber nicht, dass einer von denen etwas damit zu tun hat, denn um 22 Uhr 57 passiert das hier.«

Er hatte für diesen Videoausschnitt eigens den großen Bildschirm aus dem Geräteraum geholt. Die Kamera war über dem Türrahmen montiert und zeigte den Zugang zum Haus. Man sah den Fußweg, beleuchtet von mehreren Leuchtsäulen, die jeden Sprung in den alten Steinplatten sichtbar machten. Im Hintergrund ein verkümmerter Baum, ein Fahrradfahrer radelte gemächlich vorbei, dann bewegte sich ein paar Sekunden lang nichts außer der Zeitanzeige unten links.

Plötzlich, gerade als ein leerer Robotbus an der Pflichthaltestelle direkt vor dem Haus hielt, zuckte etwas Helles quer über das Bild, und man sah nur noch dunkelgrau.

»Es kommt gleich noch einmal in Zeitlupe«, sagte Ahmad.

In der extrem verlangsamten Darstellung sah man, dass es eine Hand war, die sich von rechts kommend über die Kamera schob und sie mit einer Art grauem Klebstoff zuschmierte.

»Ab da zeigen die Aufnahmen nichts mehr. Die Kamera ist erst am Montagmorgen gegen 10 Uhr gereinigt worden. Ich habe mit dem Hausverwalter gesprochen; er hat gesagt, bei der Substanz habe es sich um eine Mischung aus Gips, weißer Farbe und Klebstoff gehandelt.«

»In den einschlägigen Kreisen als *Blind Camera Cocktail* bezeichnet«, ergänzte Elvira Beierlein.

»Ich habe auch Aufnahmen von Kameras aus der näheren Umgebung ausgewertet, aber das hat nichts gebracht«, fuhr Ahmad fort. »Generell ist die Gegend schlecht ausgestattet; jede Menge blinder Stellen.«

»Was ist mit den Kameras in den Hausfluren?«, fragte Fehim Demir.

»Gibt es nicht«, sagte Ahmad. »Die Hausverwaltung hat immer wieder mal welche installiert, aber die sind von den Bewohnern stets innerhalb weniger Tage zerstört worden, und schließlich hat man es aufgegeben.« Das hatte ihm sein Bruder einmal erzählt.

»Was für die Bewohner durchaus von Nachteil war«, warf Jana Dobrev ein. »Vor vier Jahren ist dort im Flur im siebten Stock ein junger Mann vergewaltigt worden, und vor drei Jahren kam es im zweiten Stock, auch im Flur, zu einer Schießerei, die eine Bewohnerin das Leben kostete. Beide Fälle sind nach wie vor nicht aufgeklärt.«

»Ja, und die Kamera vor der Haustür?«, wunderte sich Fehim. »Gegen die haben sie nichts?«

»Die allgemeine Auffassung im Haus ist wohl, dass Kameras draußen der Sicherheit dienen, Kameras drinnen aber der Überwachung«, erklärte Ahmad.

»Schon ein besonderes Völkchen, das sich dort versammelt hat«, brummte Pfenning, der wie hingegossen in seinem Stuhl hing und aussah, als würde er jeden Moment einschlafen. »Gut. Damit haben wir den mutmaßlichen Tatzeitraum so weit eingegrenzt, dass es Sinn macht, Bewegungsdaten anzufordern. Elvira, übernimmst du das?«

»Wie üblich«, sagte sie und notierte es sich auf ihrem Pod. »Von wann bis wann?«

»Sagen wir, von Samstag, 21 Uhr, bis Sonntag, 6 Uhr. Wenn wir davon ausgehen, dass es der Täter war, der die Kamera ausgeschaltet hat, dann wird er danach nicht lange gewartet haben. Mach dafür den Radius ein bisschen größer, sagen wir, zweihundert Meter. Für den Fall, dass der Täter das Haus aus der Nähe beobachtet und den richtigen Zeitpunkt abgepasst hat.«

Danach berichteten die anderen. Fehim hatte sich einen ersten Überblick über die Papiere verschafft, war aber darin auf kein Thema gestoßen, das irgendwie vielversprechend aussah. Elvira hatte die Kontodaten, Verbindungsdaten und Bewegungsdaten Leventheims ausgewertet, doch das hatte auch nichts Auffälliges erbracht.

»Okay, genug für heute«, rief Pfenning schließlich, riss die Fenster weit auf, was immerhin etwas kühlere Luft hereinließ, warf sich auf einen Stuhl

darunter und zündete sich eine selbst gedrehte Zigarette an. »Feierabend. Hirn auslüften ist angesagt.«

Ahmad schnupperte. Nein, das war keine Zigarette …

»Das riecht ja wie Gras!«, entfuhr es ihm.

»Yepp«, sagte Pfenning, nahm den Joint aus dem Mund und ließ den Rauch genüsslich entweichen. »*Cannabis indica*, aus eigenem Anbau, vom eigenen Fensterbrett. Ökologisch, biodynamisch, frei von chemischen Zusätzen.«

»Wär mir zu viel Aufwand«, meinte Jana. »Für fünf Euro krieg ich in der Apotheke mehr Marihuana, als ich in einem Jahr verrauchen kann.«

Pfenning sog an seinem Joint. »Mag sein, aber ich lass nun mal nichts in meinen Körper, was aus ’nem Labor stammt.«

»Da wirst du auf die Dauer bloß nicht drum herumkommen. Was machst du, wenn du Kopfschmerzen hast? Heuschnupfen? Verstopfung?«

»Hab ich alles nicht. In der Hinsicht bin ich wie Leventheim – alte Schule.«

Die beiden Frauen musterten einander skeptisch. »Das gibt’s nicht. Jeder hat heutzutage irgendwelche Wehwehchen. Das bringt die Zivilisation so mit sich.«

»Kann man alles mit Hausmitteln behandeln. Kamillentee, kalte Umschläge, Whisky …«

Alle lachten, nur Ahmad nicht, der innerlich glühte vor Neid auf diesen Mann. Weil er gerne auch so selbstbewusst und selbstsicher gewesen wäre, verdammt noch mal!

Elvira machte gerade einen Witz über Whiskygenuss aus medizinischen Gründen, als Pfennings Pod klingelte. »Ah, hallo, Lutz?«, rief Pfenning, als er den Anruf annahm. »Ja, ja, war ich. Gestern Abend. Warte, ich nehm dich mal eben nach nebenan mit, dann erzähl ich’s dir genauer.«

Er deponierte den halb gerauchten Joint auf einem umgedrehten Verschlussdeckel, der so aussah, als diene er schon seit einem Jahrzehnt als Behelfsaschenbecher. Dann sprang er auf und verließ den Konferenzraum in Richtung Flur.

Ahmad war wie elektrisiert. Um gestern Abend ging es? Also war das sicher ein Kumpel Pfennings, vor dem er jetzt mit seiner jüngsten Eroberung prahlen würde.

Wollte er das wirklich belauschen?

Ja, wollte er, beschloss er, rollte den großen Bildschirm ein, murmelte etwas wie: »Ich räum das mal weg«, an niemand Bestimmtes gerichtet, und ging damit ebenfalls auf den Flur hinaus.

Wie er es sich gedacht hatte, telefonierte Pfenning von der Toilette aus. »Nein, noch nicht«, hörte er ihn da drinnen sagen. »Sie ist nicht so leicht zu haben. So was gefällt mir, weißt du ja.«

Ahmad atmete erleichtert aus. Er hatte bis jetzt die Luft angehalten, merkte er!

»Aber ich treff sie am Samstag wieder«, fuhr Pfenning fort. »Und dann geh ich mit ihr ins *Mars Attacks*, gleich um die Ecke. Von dort sind es nur drei Schritte bis zum Bett, du weißt schon. Jedenfalls, Samstag ist sie fällig.«

Das alte TV-Gerät war gar nicht so schlecht. Die paar Bildaussetzer ab und zu störten Therese nicht groß, und sie kamen auch immer seltener vor, seit sie darauf achtete, beim Staubwischen nicht hinten am Kabel zu rütteln. Doch, man konnte sich gemütliche Nachmittage damit machen.

Man musste nur das richtige Programm finden. Sie hatten es dem Kasten bisher nicht beibringen können, sich den zuletzt eingeschalteten Kanal zu merken; wenn man ihn einschaltete, landete man grundsätzlich auf dem ersten. Wo fast immer irgendwelche langweiligen Diskussionen liefen, heute mal wieder eine über den famosen Solidar, den sie seit mindestens zehn Jahren als gemeinsame Weltwährung einzuführen versuchten.

»Wie stehen die Chancen, das Freiheitsgeld bald weltweit einzuführen?«, fragte der Moderator, und Therese rief: »Kanal 97!«

Das war einer ihrer liebsten Kanäle. Donnerstagnachmittags lief da immer eine Musiksendung mit lauter Oldies; gerade knödelte sich der gute alte Hauke Bruhns durch seinen Schlager »Ich lass dich nicht so einfach gehen«. Hach ja, waren das noch Zeiten gewesen! Zu dem Lied hatten Kilian und sie mit Anfang zwanzig getanzt.

Kilian hatte das Lied auswendig mitsingen können.

Gerade als die Schlussakkorde verhallten, hörte sie die Wohnungstür gehen: Kilian, der gleich darauf ins Wohnzimmer kam, unübersehbar angesäuert und mutlos.

Therese breitete einladend die Arme aus. »Komm, setz dich her, mein Held. Und erzähl.« Sie lächelte. »Grade hat Hauke Bruhns gesungen. Unser Lied.«

»Sag bloß.« Kilian lächelte traurig und ließ sich neben sie aufs Sofa fallen. Er war heute in aller Frühe aufgebrochen, zu nicht weniger als drei Vorstellungsgesprächen. Und so, wie er aussah, hatte er bei keinem davon Erfolg gehabt.

Er rieb die Handflächen gegeneinander, betrachtete sie dann eingehend und sagte: »Am wenigsten versprochen hab ich mir ja von dem Job bei dieser Imageberatung. Aber wie's aussieht, war ich da am dichtesten dran. Er hat gefragt, ob er meine Nummer behalten und mich anrufen darf, falls der, den sie nun einstellen, abspringen sollte.«

»Das waren die, die Tänzer für Boygroups trainieren und so?«

»Ja, halt Leute, die in der Öffentlichkeit oder in den Medien auftreten und dort körperlich eine gute Figur machen müssen. Die machen nicht nur Training, die haben auch Stilberater im Team, Haarstylisten, Tanzlehrer, Sprachtherapeuten, Gesangslehrer – sogar eine kosmetische Chirurgin.«

»Na, toll. Da bin ich doch froh, dass ich nicht berühmt bin.«

»Ja, ich weiß auch nicht, ob ich da überhaupt hinpassen würde.« Er seufzte. »Tja, und anschließend war ich dann bei dieser Softwarefirma, wo sie KIs entwickeln. Gerade arbeiten sie an einer zum Thema Gesundheit und Fitness, ein persönlicher Trainer, den man als Skill auf seinen Pod laden können soll. Sie haben mir erklärt, wie das geht, eine Künstliche Intelligenz trainieren, und …« Er seufzte. »Ich hab mich wohl ziemlich dämlich angestellt. Aber sie sind sehr höflich geblieben, haben mir alles Gute gewünscht, der freundliche Rausschmiss halt.«

Therese runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht. Solche Programme gab's doch schon immer. Ich erinnere mich, dass meine Mutter eins hatte, für Yoga. Auf ihrem Pod. Damals hat man noch *Smartfohn* dazu gesagt. Oder *Händie*.« Sie schmeckte diesen Worten nach, wunderte sich wieder einmal darüber.

»Du meinst, ich hab nichts verpasst?«

»Das Rad ist schon erfunden, wie man so sagt. Und bei dieser Sicherheitsfirma?«

»Oh!« Jetzt grinste Kilian, endlich wieder. »*Das* war ein Erlebnis. Du glaubst nicht, wie viele Kampfkunstlehrer es gibt, die einen Job suchen. Ich war ungefähr Nummer 30, was so viel heißt wie ›weit vorne in der Schlange‹, und sie hatten meinen Namen falsch geschrieben.« Er winkte ab. »Ich hab mich tapfer geschlagen, aber eigentlich nur, um mich ein bisschen abzureagieren. Von denen hör ich nie wieder was.«

Therese zog ihn an sich und küsste ihn auf die Wange. »Ich lieb dich auch ohne Job.«

»Weißt du«, sagte er grummelnd, »sie sagen immer: Wenn dir das Freiheitsgeld nicht genügt, musst du eben was dazuverdienen, und das klingt in der Theorie so schön nach Freiheit und Menschenwürde und gleicher Augenhöhe mit den Arbeitgebern und so weiter. Aber was sie nicht sagen, ist, dass es immer weniger Jobs *gibt*, weil Roboter immer mehr Arbeit übernehmen!«

Sie strich über die kurzen Haare an der Seite seines Kopfes. »Unser Sohn will Robotprogrammierer werden«, sagte sie. »Das ist dann bestimmt eine sichere Sache.«

»Ja, bestimmt.« Kilian seufzte. »Aber mit jedem neuen Roboter, den jemand entwickelt, gibt es wieder eine ganze Branche weniger.«

Die Musiksendung war inzwischen zu Ende gegangen. Jetzt kamen Reportagen über aktuelle Ereignisse, und der erste Bericht handelte vom Freitod Havelocks. Man interviewte jemanden von der Firma Lebenswürde GmbH, einen untersetzten Mann mit bulldoggenhaften Gesichtszügen, der einen schlecht sitzenden schwarzen Anzug trug und übertrieben bekümmert wirkte. Es stimme, dass Robert Havelock letzten September ein Freitod-Set bei ihnen bestellt habe, sie hätten in den Unterlagen nachgeschaut und die entsprechende Buchung gefunden. Das sei damals aber nicht aufgefallen, weil solche einfachen Bestellungen von einem Versandautomaten erledigt würden, Verpackung, Adressierung, Abrechnung, alles vollautomatisch.

»Doch selbst *wenn* es uns aufgefallen wäre«, fügte er hinzu, »hätten wir darüber selbstverständlich Stillschweigen bewahrt. Diskretion ist die oberste Maxime unseres Hauses.«

Dann war diese Reportage zu Ende, und eine neue begann, über einen neuen Trend bei Kuppelshows: Per Zufall zusammengestellte Paare wurden dort neuerdings ohne Geld und Gepäck in ihnen völlig fremden Städten ausgesetzt, in Ländern, deren Sprache sie nicht beherrschten, und von Drohnen beobachtet und über Mikrofone an der Kleidung belauscht, während sie sich irgendwie durchschlugen und sich dabei entweder näherkamen oder völlig zerstritten.

Kilian war auf einmal auffallend still. Klar, er hatte Havelock gut gekannt, jahrelang mit ihm zu tun gehabt. Die Nachricht von seinem Tod hatte ihn sichtlich mitgenommen.

»Schon seltsam«, sagte Therese behutsam. »Sogar den Tod kriegt man heutzutage von einem Roboter zugeschickt.«

»Ja«, sagte Kilian, aber er sagte es so tonlos, dass sie hellhörig wurde.

Sie strich ihm über die Wange. »Es ist völlig okay, dass du um ihn trauerst.«

»Ja.«

Sie versuchte, seinen Blick einzufangen, aber er stierte nur vor sich hin, ins Leere. »Kilian – was ist los?«

»Nichts.«

Es kam ein bisschen zu schnell, um wahr zu sein. Therese wartete ab, und nach einer Weile seufzte er und sagte: »Wir haben ab und zu über den Tod gesprochen, Havelock und ich. Als damals seine Urenkelin vom Ulmer Münster gefallen ist, hat er über zu frühe Tode philosophiert und darüber, ob es zu späte Tode gibt. Und vor noch gar nicht so langer Zeit hat er mal wortwörtlich zu mir gesagt: ›Kilian, falls Sie je hören sollten, ich hätte den Freitod gewählt, dann können Sie sicher sein, dass das eine Lüge ist‹.«

Therese blieb einen Moment die Luft weg. »Aber … aber dies hieße ja … Kilian! Und was jetzt?«

Er hob die Schultern. »Tja.«

»Aber das kannst du doch nicht einfach so stehen lassen!«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Was soll ich denn machen? Hmm?«

Abends zog sich der Himmel wieder zu, und es regnete, während Ahmad nach Hause fuhr. Die ganze Fahrt über rang er mit sich. Sollte er Franka anrufen und sich dabei weiter zum Narren machen? Oder sollte er nichts tun, es einfach laufen lassen? Versuchen, über den Dingen zu stehen?

Es war ein ständiges Hin und Her. Immer wieder wählte er ihre Nummer an, zögerte, löschte sie wieder.

Sollte sie doch machen, was sie wollte. Franka war eine freie Frau, das musste er akzeptieren.

Aber sie einfach so ziehen zu lassen fühlte sich auch falsch an, also scrollte er ihre Nummer wieder herein, gerade, als der Bus hielt und er aussteigen musste.

Draußen drückte er *Verbinden* und stand dann da, unter einem Regen, der sanft und warm auf ihn herabrieselte, lauschte dem Tonsignal und wartete, dass sich Franka meldete. Der Bus rollte davon, ein Wagen der Müllabfuhr kam an. Der Robotarm leerte die Eimer einen nach dem anderen, kämpfte

dann aber mit einem Behälter, den jemand falsch herum hingestellt hatte: Schien hydraulisch zu ächzen und zu schnauben, während er versuchte, den Eimer herumzudrehen.

»Stopp!«, rief Ahmad und hob die Hand. Der Roboterarm fuhr zurück, das Kameraauge beäugte ihn abwartend. Ahmad packte den Mülleimer, drehte ihn richtig herum und trat wieder beiseite. Der Robotarm wartete noch einen Moment, das Auge sah nach allen Seiten, dann packte der Arm zu mit einem Geräusch, das wie ein erleichtertes Schnauben klang, aber natürlich nur Hydraulik war.

Erst, als der Müllwagen den Robotarm wieder einklappte und davonsurrte, begriff Ahmad, was für einen Ton er da eigentlich hörte: Franka hatte seine Nummer blockiert!

# Kapitel 20

*Freitag, 28. März 2064*

Am Freitagmorgen hatte sich das Wetter ein wenig abgekühlt, ein starker Wind trieb zerrissene graue Wolken rasch über den Himmel. Abgekühlt hatte sich auch Ahmad. Er war richtig stolz darauf, wie gut er die Abfuhr durch Franka weggesteckt hatte. Den Abend hatte er zusammen mit seinem Großvater verbracht; sie hatten sich einen Spielfilm im TV angeschaut, eine uralte Klamotte, noch in 2D, trotzdem irgendwie lustig, und sie hatten sich köstlich amüsiert.

Sollte Franka doch ausgehen, mit wem sie wollte! War ihr gutes Recht. Aber nachlaufen würde er ihr nicht. Und so, wie sie immer an seinem Job als Polizist herumgemäkelt hatte, war sie vielleicht sowieso nicht die Richtige. Denn er fand seinen Job in Ordnung und seine Arbeit wichtig, Punkt.

Außerdem konnte er jederzeit eine andere finden, wenn ihm danach sein sollte. Absolut kein Problem. War auch früher nie eines gewesen. Er wusste, dass er gut aussah; selbst hier im Revier begegnete er immer wieder begehrlichen Blicken.

Und wenn Franka morgen Abend mit jemand anders ausging, nun, dann würde er vielleicht einfach *auch* ausgehen, ha! Und sei es nur, um mal zu schauen, ob er’s noch draufhatte!

Ulf Pfenning gegenüber würde er sich dagegen weiterhin absolut professionell verhalten.

Was nicht hieß, dass er nicht weiterhin auf jede Chance lauern würde, zu zeigen, dass er schlauer war. Wenn möglich vor versammelter Mannschaft.

An diesem Morgen gingen sie zuerst noch einmal alles durch, was sie am Vortag über den Fall zusammengetragen hatten, um auf Ideen zu kommen, in welche Richtung sie weiter ermitteln sollten. Das erbrachte allerdings keine neuen Erkenntnisse, und irgendwann verabschiedeten sich Fehim und Elvira,

weil sie noch andere Fälle von Gewaltverbrechen hatten, um die sie sich kümmern mussten. Dann stand auch Jana auf, die nach wie vor mit der Fahndung nach dem Messerstecher befasst war und neue Hinweise erhalten hatte, denen sie nachgehen wollte.

Und kaum war Ahmad mit Ulf Pfenning allein, tauchte eine hübsche junge Frau in einem weißen Kittel auf und legte ihnen einen Plastikbeutel mit einem flachen, dunkelgrauen, rechteckigen Gegenstand darin auf den Tisch. »Das soll ich Ihnen bringen«, flötete sie. »Das haben wir in der inneren Brusttasche des Jacketts gefunden, das der Tote getragen hat. Also, Herr Leventheim.«

Pfenning nahm den Beutel auf, hielt ihn sich vors Gesicht und blaffte: »In der *Brusttasche*? Und wieso kriegen wir das erst *jetzt*?«

Die junge Frau, die blonde Locken wie ein Rauschgoldengel hatte, lächelte ungerührt. »Das müssen Sie Herrn Sauter fragen.«

»Das werde ich, das können Sie ihm ausrichten«, sagte Pfenning. Dann fiel ihm wohl auf, wie hübsch sie war, denn er schaltete seinen Charme ein, bedachte sie mit einem innigen Lächeln und fügte mit schlafzimmerhafter Stimme hinzu: »Ich danke Ihnen.«

»Gern, Herr Pfenning«, zwitscherte sie, errötete unübersehbar und entschwand wieder.

Interessant, fand Ahmad. Bei allem Groll: Von dem Mann konnte man noch was lernen.

Pfenning öffnete den Beutel, holte den Gegenstand heraus. Der entpuppte sich als eine Art schmales Heft, doppelt so hoch wie breit, in einem Umschlag aus lederartigem Plastik. »Faszinierend«, meinte Pfenning, während er darin blätterte. »Ein papierner Taschenkalender! Ich wusste nicht, dass es so etwas überhaupt noch zu kaufen gibt.«

Ahmad schob sich neben ihn, sah zu, wie er den März aufschlug. Klar, am interessantesten war, welche Termine Leventheim rund um den Tag seiner Ermordung gehabt hatte.

Jede Woche nahm eine Seite ein; man sah also immer zwei Wochen auf einmal. Am Sonntag, dem 23. März, also an dem Tag nach seinem Tod, fand sich die Eintragung: *21:30 Alter W.*

»Alter W?«, las Ahmad laut. »Was kann das heißen?«

»Das ist die Eine-Million-Euro-Frage«, meinte Pfenning, zog ein Tablet heran und startete eine entsprechende Suche. »Offenbar eine Verabredung. Vielleicht gibt es eine Kneipe, die so heißt?«

Sie beugten sich über den Bildschirm. Die Suche nach »Alter W« erbrachte eine kurze Liste von Gasthäusern, die »Alter Wirt« hießen und alle in den ländlichen Randgebieten von Ruhrstadt lagen.

»Die könnten wir alle anrufen und fragen, was sie an Reservierungen für den 23. gehabt haben«, schlug Ahmad vor.

»Sie denken schon ziemlich kriminalistisch für einen ehemaligen S-ler«, kommentierte Pfenning. »Bravo.«

»In der Abteilung S sucht man nicht *nur* nach Tiefkühltruhen«, gab Ahmad zurück.

Er griff nach dem Taschenkalender, blätterte darin. Sonderlich viele Termine schien der alte Journalist nicht gehabt zu haben. Nächste Woche hätte eine Zahnbehandlung angestanden; die immerhin blieb ihm nun erspart.

»Irgendwas stimmt mit diesem Kalender nicht«, stellte Ahmad fest. »Ostern war doch nicht letztes Wochenende?« Er schlug die erste Seite auf und stutzte. »Vielleicht gibt es diese Art Kalender doch nicht mehr zu kaufen. Der hier ist nämlich von 2008!«

»Was?« Pfenning war echt verblüfft, zupfte ihm den Kalender aus der Hand und blätterte hektisch darin herum. »Tatsächlich. Die Wochentage stimmen alle, nur die beweglichen Feiertage nicht. Die hat er von Hand korrigiert.« Er schüttelte fast bewundernd den Kopf. »*Ganz* alte Schule, der Mann!«

Ahmad zuckte mit den Schultern. Er konnte sich nur mit Mühe vorstellen, wie man auf diese Weise sein Leben organisierte. Termine verschoben sich doch ständig! Über kurz oder lang musste so ein Ding mehr durchgestrichene als gültige Einträge haben. Und was, wenn einem der Platz ausging? Das Kästchen, das man pro Tag zur Verfügung hatte, war winzig!

»Am 5. März steht ein Name«, sagte Pfenning. »*Meinrad W.* – ob der identisch ist mit *Alter W.*?«

Ein Bild blitzte in Ahmads Erinnerung auf: die Kopfzeile der Zeitung, deren treuer Kunde sein Großvater war. »Der Chefredakteur der *Morgenpost* heißt Meinrad Wahrner«, sagte er. »Könnte der vielleicht gemeint sein?«

Pfenning hob den Kopf, sah ihn fast bewundernd an. »Ha! Müller! Sie sind ja ein Genie! *Klar* kann das sein – Leventheim hat achtundzwanzig Jahre lang für die *Morgenpost* geschrieben.« Er stand schwungvoll auf, schnappte sich seine unvermeidliche Lederjacke und sagte: »Kommen Sie! Den besuchen wir doch gleich mal.«

Zum wiederholten Mal an diesem Morgen trat Lina ans Fenster und schaute hinauf zu den Wolken und wie sie über den Ausschnitt des Himmels jagten, der der Oase zu gehören schien. Immer wieder stoben Windböen herab und ließen die Wipfel der Bäume erzittern; in diesen Momenten sah der Park aus wie ein riesiges, angekettetes Tier, das versuchte, sich loszureißen.

Es war natürlich ihre eigene Unruhe, die sie in dem aufgewühlten Himmel und in dem Park gespiegelt sah. Das verstand sie durchaus.

Was sie aber nicht verstand, war, warum sich Valentin ihr verweigerte. Gestern Abend schon wieder. Sie hatte doch *gesehen*, dass er erregt gewesen war! Wie konnte er dann behaupten, es sei nicht so und sie bilde sich da was ein? Und sich einfach wegdrehen?

Was für ein Leben führte er *wirklich* da in der A-Zone?

Sie hielt das nicht länger aus. Ja, sie durfte nicht in die A-Zone, hatte es geheißen. Aber das hieß nicht, dass sie es nicht *probieren* konnte!

Entschlossen setzte sich Lina in Bewegung, schlüpfte in feste Schuhe und eine winddichte Jacke und marschierte los. Raus in den Park. Sich vom Wind durchblasen lassen. Vorbei am Restaurant, weiter, bis die Sperre kam. Weiß lackierte Stahlrohre, ein Gitter, zu eng, um sich hindurchzudrücken, und zu hoch, um es zu überklettern.

Und jetzt? Sie stand da und spürte, wie ihr Mut sie verließ. Sie holte ihren Pod heraus, hielt ihn an den Sensor. Vielleicht …

Nein. *Kein Zugang* erschien auf dem Display.

Wie ungerecht das war! Sie rüttelte an dem Drehgitter, aber auch das rührte sich nicht.

Dafür tauchte plötzlich ein Wachmann auf, wie aus dem Nichts. »Sie wünschen?«

Was sollte sie sagen? *Ich will zu meinem Mann?* Oder: *Ich will da rein, mich verstecken und beobachten, was mein Mann den Tag über so treibt?* Auch nicht erfolgversprechend.

»Nichts«, sagte sie und zwang sich zu einem Lächeln. »Es ist nichts. Ich wollte nur … Ich wollte mir das nur mal aus der Nähe ansehen.«

»Bitte«, sagte der Wachmann, verschränkte die Arme und blieb stehen.

Also ging sie wieder, und als sie abzog, hörte sie hinter sich, irgendwo jenseits der Gitter, einen kleinen Hund bellen. In der A-Zone waren, anders als in der B-Zone, Haustiere erlaubt.

Das ließ sie wieder an den Stoffhund denken, den sie gefunden und schon fast wieder vergessen hatte. Er lag immer noch ganz oben im Schrank

versteckt. Der Stoffhund, der dem Kind ihrer Vorgänger gehört haben musste.

Und auf einmal war es wieder da: das Gefühl, dass sie diese Leute unbedingt aufspüren musste!

Das Foto des Verlagsgebäudes, das die *Morgenpost* in ihrer Selbstdarstellung verwendete, musste schon ziemlich alt sein, sagte sich Ahmad, als sie aus dem Wagen stiegen. Die angeschimmelten Wände, der Rost unter den Halterungen des Vordachs, die Risse in den Fensterscheiben – das sah man darauf alles nicht.

Und der Gang durch die Druckerei war wie ein Besuch im Museum. Pfenning hatte seinen Dienstausweis gezückt, der Pförtner, ein alter Mann mit einem lahmen linken Arm, hatte sie eilends angemeldet und führte sie nun zwischen diesen gigantischen, ölverschmierten, dröhnenden Maschinen hindurch, bei deren Lärm man sein eigenes Wort nicht verstand. *Tschong-tschong–tschong* ging das, endlose Bahnen bedruckten Papiers rasten in einem unglaublichen Tempo von einer Walze über die nächste, und am Ende, dort, wo sie dann die Treppe ins Obergeschoss erklommen, kamen wahrhaftig fertige Zeitungen heraus, die zwei Männer in Overalls aufnahmen und zu Bündeln packten, die sie auf einen Wagen hievten.

Alles Handarbeit, wie vor hundert Jahren. Ahmad sah viele Maschinen, aber keine einzige davon war ein Roboter.

Die Redaktion war ein weitläufiger, von Tageslicht durchfluteter und erstaunlich gut gegen den Lärm der Maschinenhalle isolierter Raum. Große Tische voller ebenfalls nicht allzu modern aussehender Computer, an denen eine bunte Truppe von Leuten saß, die sie keines Blickes würdigten, sondern emsig an irgendwelchen Texten schrieben oder irgendwelche Texte lasen und nebenher aus großen Wasserflaschen tranken oder Sandwiches verzehrten. Am Ende des Raums führte eine gläserne Tür in ein abgetrenntes Büro mit gläsernen Wänden, das Büro des Chefredakteurs.

Meinrad Wahrner erhob sich, als sie eintraten, kam ihnen entgegen und stellte sich vor seinen Schreibtisch, als wolle er ihn schützen. Auch er sah nicht mehr aus wie auf dem Foto, das er in seiner Zeitung abdrucken ließ. Er war Anfang 60, hatte seit dem Zeitpunkt, an dem besagtes Foto aufgenommen worden war, eine prägnante Halbglatze entwickelt und einen Bauch, der verriet, dass er mehr Kalorien zu sich nahm, als seine sitzende Tätigkeit erforderte.

»Was kann ich für die Polizei tun?«, fragte er mit spürbarem Argwohn, nachdem Ulf Pfenning sie beide vorgestellt hatte.

»Ich nehme an, Sie haben schon gehört, dass Günter Leventheim tot ist?«, begann Pfenning.

Der Chefredakteur verschränkte die Arme vor der Brust, seine Miene verdüsterte sich. »Dann stimmt es also. Er ist ermordet worden.«

»Wir stehen noch am Anfang unserer Untersuchungen«, antwortete Pfenning ausweichend.

»Ein großer Verlust«, sagte Wahrner grimmig. »Ein unermüdlicher Mahner, ein investigativer Journalist von der Sorte, die es heute gar nicht mehr gibt, einer, der den Dingen rückhaltlos auf den Grund gegangen ist. Sie wissen, dass er fast drei Jahrzehnte lang für unser Blatt geschrieben hat?«

Pfenning nickte. »Ist uns nicht entgangen.«

Ahmad verfolgte das Gespräch aufmerksam. Es wunderte ihn, dass Pfenning den Chefredakteur einfach reden ließ, ohne Fragen zu stellen, aber dann dämmerte ihm, dass das Methode hatte: Es war eine Chance, Dinge zu erfahren, nach denen sie gar nicht gefragt hätten.

Wahrner entfaltete die Arme wieder, setzte sich auf die Vorderkante seines Schreibtischs. »Es bestürzt mich, zu erfahren, dass er eines gewaltsamen Todes gestorben ist«, sagte er, »aber offen gesagt überrascht es mich nicht. Er ist bei seinen Recherchen immer voll auf Risiko gegangen, hat sich mit Leuten angelegt, die auch über Leichen gehen, wenn’s sein muss … Wie alt war er? Dreiundsiebzig, oder? Ein Wunder, dass er so lange gelebt hat. Er muss ein ganzes Bataillon Schutzengel gehabt haben.«

»Zum Schluss nicht mehr, wie es aussieht«, sagte Pfenning. »Herr Wahrner, was wir wissen wollen, ist, wann Sie ihn das letzte Mal gesprochen haben.«

Der Chefredakteur räusperte sich. »Das ist noch gar nicht so lange her, warten Sie …« Er kehrte hinter seinen Schreibtisch zurück, schlug ebenfalls einen Kalender aus Papier auf – immerhin einen großen, fast im Zeitschriftenformat –, blätterte zurück und sagte dann: »Ja, hier. Mittwoch, 5. März, 17 Uhr war er hier. Angerufen hat er, wenn ich mich recht entsinne, am Tag zuvor, relativ früh morgens – er war eigentlich kein Morgenmensch, müssen Sie wissen –, aber ich hatte an dem Tag keine Zeit. Hier, Besprechung mit dem Betriebsrat, dann mit dem Finanzausschuss der Stiftung, die unsere Zeitung trägt, und abends war ich beim Geburtstag meiner Nichte.«

»Worum ging es bei dem Treffen mit Leventheim?«, hakte Pfenning nach.

»Tja …«, machte Wahrner gedehnt. »Das war seltsam. Sie müssen wissen, er hat vorab nie viel verraten über die Sache, an der er jeweils dran war, immer erst hinterher, wenn er alles beisammen hatte, Aufnahmen, Fotos, unterschriebene Zeugenaussagen, eidesstattliche Erklärungen, Beweise eben. Und meistens auch gleich den Artikel dazu. Aber an diesem Mittwoch war er selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich verschwiegen. Er hat nur gesagt, er ist an einer riesigen Sache dran, an einer Story, die den Lauf der Geschichte ändern kann. Eine ›Once in a lifetime‹-Story, hat er gesagt.«

»Aber was wollte er dann von Ihnen, wenn er Ihnen nichts verraten wollte?«

»Die komplette Seite 3 in der Ausgabe vom 1. Juli«, erklärte der Chefredakteur. »Die wollte er. Wofür, hab ich gefragt. Kann ich Ihnen nicht sagen, hat er geantwortet, zu Ihrer eigenen Sicherheit. Er wollte den Text auf den allerletzten Drücker liefern, ihn dem Setzer sozusagen in die Maschine diktieren, und er wollte maximale Sicherheitsmaßnahmen rund um diese Ausgabe. Das ging so weit, dass er verlangt hat, dass wir eine andere Seite 3 erstellen, die wir dann rausschmeißen, sobald er mit seinem Artikel ankommt. Damit niemand vorher von diesem Plan erfährt. Der sollte eine Sache zwischen ihm und mir bleiben.«

Pfenning hob verwundert die Brauen. »Waren solche Absprachen üblich?«

Wahrner zuckte mit den Schultern. »Ach, früher haben wir so etwas schon ab und zu gemacht. Zu Zeiten der Großen Krise, als die Regierungen angefangen haben, missliebige Artikel aus dem Internet zu löschen, da waren wir und die anderen Printmedien, von denen es damals noch mehr gab als heute, so eine Art letzte Zuflucht. Natürlich haben sie auch versucht, uns zum Schweigen zu bringen, aber wenn eine Auflage erst mal übers Land verteilt ist, ist es ziemlich schwierig, alles wieder einzusammeln, nicht wahr?«

»Er hat also so etwas befürchtet? Heutzutage?«

Der Chefredakteur breitete die Arme aus. »Was hätte ich machen sollen? Ich meine, wir reden von Günter Leventheim! Der Mann war eine Legende. Und er war geistig noch völlig fit. Ich bin zu keinem Moment davon ausgegangen, dass er plötzlich Gespenster sieht. Na ja, und immerhin ist er jetzt tot. Ich meine, ich glaube kaum, dass das reiner Zufall ist.«

»Haben Sie denn einen Verdacht, worum es hätte gehen sollen?«

»Ich hab natürlich nachgebohrt, so bin ich nun mal. Ich will immer alles genau wissen. Das ist nun mal der Sinn meines Berufs. Klar war, es hatte irgendwas mit dem Jubiläum zu tun. Dreißig Jahre Freiheitsgeld in der Europäischen Union, und der Vater des Ganzen, Robert Havelock, hält eine Rede beim Festakt in Brüssel. Die beiden waren ja alte Widersacher, wie Sie vielleicht wissen …«

»Ist legendär«, sagte Pfenning.

»Also hab ich ihn gefragt, ob es ihm darum gehe, Havelock auf seine alten Tage noch mal eins reinzuwürgen. Überhaupt nicht, hat er mir versichert und gesagt, ich würde staunen, wenn ich erst seinen Artikel läse.«

»Und dann?«

»Ich hab schließlich gesagt, na gut, von mir aus, aber ich muss das erst höheren Orts abklären, wegen der Zusatzkosten, Gefährdung der Mitarbeiter und so weiter. Ich bin ja kein kleiner König, der so etwas allein entscheiden kann. Also hab ich das abgeklärt und ihm dann zugesagt, und zwar« – er blätterte wieder in seinem großen Kalender – »am Samstag drauf. Am 8. März.«

Ahmad erhaschte einen Blick auf die Seite. *Tel G Lev OK* stand da, durchgestrichen und abgehakt.

Pfenning überlegte. »Könnte es sein, dass Leventheim noch an irgendeiner anderen Sache dran war, die ihm den Besuch böser Buben eingebracht hat? Hat er irgendwelche diesbezüglichen Andeutungen gemacht?«

»Nein.« Wahrner schüttelte bedächtig den Kopf. »Nichts. Sonst hat er nichts erzählt.«

Danach bedankten sie sich und gingen, schwiegen auf dem ganzen Weg hinaus. Als sie wieder im Auto saßen, wollte Pfenning wissen, was Ahmad von dem hielt, was sie gerade gehört hatten.

»Ich denke«, sagte Ahmad, »dass Leventheim irgendwas im Zusammenhang mit dem Freiheitsgeld entdeckt hat, das er am Tag des Jubiläums öffentlich machen wollte. Etwas, von dem er befürchtet hat, dass einflussreiche Kräfte es unterdrücken wollen. So sieht es jedenfalls aus.«

»Ja, so sieht es aus«, stimmte ihm Ulf Pfenning grimmig zu und rieb sich nachdenklich die markante Nase. »Mann, ich hoffe bloß, die haben nicht vor, es wieder abzuschaffen. Ich hab drei Kinder aus drei geschiedenen Ehen – in der alten Zeit hätte ich so viel Unterhalt zahlen müssen, dass ich unter ’ner Brücke leben müsste!«

# Kapitel 21

*Freitag, 28. März 2064*

Entnahme, endlich wieder. Endlich wieder eine Auszeit, in der Valentin alles vergessen konnte, was ihn umtrieb, ihn quälte, ihn nachts auffahren ließ. Dass Lina immer unzufriedener, unglücklicher wurde, obwohl er sie doch hatte glücklich machen wollen! Dass er diesen Anblick nicht vergessen konnte, der tote Mann in der Badewanne, so würdelos, so … schrecklich! Dass ihm sein ganzes neues Leben irgendwie über den Kopf wuchs und er nicht mal verstand, wieso eigentlich!

Aber all das verschwand, sobald er sich der Lust hingab, sich ihr unterwarf. Sobald er wieder unter der Klimmzugstange stand, beide Hände um das Eisen gekrallt, und die Chefin vor ihm saß und es ihm besorgte, ihn mit der einen Hand aufpumpte, den Becher für die Beute in der anderen, und die Erregung stieg und stieg, königlich langsam, erhaben geradezu, ein Akt der Erlösung, Erlösung von allem.

Dass sie in letzter Zeit den Vorhang nicht mehr zuzog, machte es noch aufregender. Nicht nur, dass ihr großes, volles Dekolleté in hellem Licht verführerischer aussah, auch der Gedanke, dass jederzeit jemand draußen über den Rasen laufen und alles mit ansehen konnte, war erregend.

Das Beste jedoch war, dass er nichts tun musste, absolut nichts. Er konnte sich ihr ganz überlassen, musste nichts denken, nichts sagen, durfte sich ganz und gar verlieren in der herrlich langsam ansteigenden Erregung, die ihn erfüllte, als liefe elektrischer Strom durch seinen Körper.

Wenn nur diese Angst nicht gewesen wäre, die Angst vor dem Moment, in dem es vorbei war und er sich wieder der öden Wirklichkeit stellen musste.

War das eigentlich schon eine Sucht?

Valentin wusste es nicht. Und dann kulminierte die Lust und spülte alle Fragen fort – auch diese …

Nach dem Mittagessen verzagte Lina über ihrem Text. Sie schaffte es einfach nicht, die Dinge so zu schildern, wie sie sich wirklich angefühlt hatten, und überhaupt, wen würde das je interessieren? Am liebsten hätte sie alles gelöscht, was sie bis jetzt geschrieben hatte, aber dann schaltete sie doch lieber nur den Computer aus und schob das Ding in die nächstbeste Schublade.

Was war nur mit ihr los? Sie konnte sich auf nichts konzentrieren, konnte sich nicht mal ablenken, indem sie die Wohnung putzte, denn der Putzdienst war erst da gewesen. Früher, bei ihren Eltern, hatte sie sich immer gesammelt, indem sie das Geschirr gespült hatte, von Hand, aber das ging ja auch nicht, das hatte die Spülmaschine schon erledigt!

Schließlich entschied sie, dass sie eine neue Hose für den Sommer brauchte. Wahrscheinlich eine Übersprungshandlung, sagte sie sich, aber besser das, als mit dem Kopf gegen die Wände zu rennen! Sie zog sich rasch um und ging los.

Draußen war es sonnig, frühlingshaft. Auf jeden Fall tat es gut rauszukommen. Sie war auch nicht alleine; auf vielen der Terrassen und Balkons saßen Leute und sonnten sich, andere waren im Park unterwegs, fütterten die Enten oder saßen lesend auf Bänken.

Ein paradiesischer Anblick, eigentlich. Warum um alles in der Welt konnte sie sich nicht einfach *freuen*, hier zu sein?

Als sie die Boutique betrat, war die Beraterin gerade dabei, eine handbemalte Seidenkrawatte kunstvoll zu verpacken. »Guten Tag, Frau Jouvens«, sagte sie lächelnd. »Schön, dass Sie mal wieder hereinschauen. Ich bin gleich für Sie da, ich muss nur noch schnell dieses Päckchen losschicken; der Mann der Kundin hat morgen Geburtstag.«

Draußen kam auch schon einer der Transportroboter angerollt, die unablässig in der Oase unterwegs waren; auch Lina bekam ihr Mittagessen von so einem Gerät geliefert: mehr oder weniger eine große, grau-blaue Kiste mit Rädern, einem kleinen Kopf mit Kameraaugen und einem an der Seite zusammengeklappten Greifarm. Einen der Roboter hatten sie im Kindergarten bunt angemalt, sodass er aussah wie ein Fabelwesen, aber der hier war es nicht.

Lina verfolgte, wie die Frau ihr Päckchen in die Kiste legte, den Deckel schloss und versiegelte und die Zieladresse eingab, alles über ihren Pod. Die Maschine piepste zur Bestätigung und rollte dann gemächlich davon.

»Eine neue Hose«, wiederholte die Beraterin, als Lina erklärt hatte, was sie wollte. »Das ist eine gute Idee. Der Sommer wird wieder ziemlich heiß, sagt man, und ich meine, man spürt es jetzt schon, nicht wahr?«

»Ja, es ist ziemlich … unruhig«, sagte Lina, obwohl sie das Wetter bis jetzt nicht ungewöhnlich fand; aus ihrer Kindheit erinnerte sie sich an weitaus heftigere Hitzejahre. Aber die Leute redeten nun mal gern über das Wetter.

»Haben Sie das auch gelesen? In Polen weisen sie gerade eine neue Naturschutzzone aus, die fast so groß sein wird wie alle Zonen in Deutschland zusammengenommen. Sie haben auch gesagt, wie viele Millionen Bäume sie neu pflanzen, aber ich hab die Zahl vergessen. Beeindruckend jedenfalls.« Die Beraterin war ganz enthusiastisch, komplimentierte Lina zu dem Sessel neben ihrem Computer, bot ihr einen Kaffee an. »Kaffee wäre jetzt genau richtig, finden Sie nicht? Das kleine Loch am Nachmittag.«

Lina hatte auf einmal das Gefühl, dass die Frau gar nicht richtig bei der Sache war. »Müssen Sie mich nicht erst vermessen?«, fragte sie.

Die Beraterin lachte. »Ich hab doch Ihre Maße noch gespeichert. Wann waren Sie da? Vor drei Wochen, oder? So viel wird sich da ja nicht verändert haben.« Sie weckte den Bildschirm auf, ließ mit zwei, drei Klicks Linas digitales Abbild wieder auftauchen. »Nein, wir können jetzt ganz gemütlich hier sitzen und brauchen uns nur über Stoffe und Schnitte Gedanken zu machen.«

Der Kaffeeautomat meldete Vollzug, mit Glockenspielklängen, die einen unwillkürlich an ein altes italienisches Bistro denken ließen, wie sie manchmal in Filmen zu sehen waren. Die Beraterin stand auf und holte die Tassen.

Lina dagegen saß da wie elektrisiert. *Gespeichert!* Die Daten aller Kunden waren hier *gespeichert*!

Also womöglich auch die ihrer Vorgänger!

Das ratterte in ihrem Kopf, und nun war *sie* es, die nicht bei der Sache war, als sie ihrem digitalen Zwilling Hosen anzogen, Farben veränderten, Taschen hinzufügten oder wegnahmen …

»Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen würden«, sagte die Beraterin plötzlich, »die Natur verlangt ihr Recht …« Sie wies auf den Bildschirm. »Sie können es gerne selber mal probieren; Sie haben jetzt ja gesehen, wie es geht.«

Damit stand sie auf und verschwand nach hinten, auf die Toilette.

Lina starrte den Bildschirm an, bekam auf einmal kaum mehr Luft. Das war sie, *die* Chance, das Geheimnis zu lüften! Alles, was sie jetzt tun musste, und zwar schnell, war …

Sie hob die Hände, zögerte. Das konnte sie doch nicht tun! Das gehörte sich nicht. Man spionierte nicht in den Computern anderer Leute herum. Ein braves Mädchen machte das nicht …

Sie holte tief Luft, dachte an Jane Steel, Geheimagentin 006, die Heldin ihrer Jugend: Hätte sie gezögert? Nein!

Lina beugte sich vor, öffnete das Systemmenü, sah die Einträge durch. Da, Kundendatenbank. Öffnen. Eine lange Liste füllte den Bildschirm. Suchen. Wonach? Was hatte Herr Winter gesagt, wie die Frau geheißen hatte? Therese. Sie tippte es ein, machte aber irgendwas falsch, denn es kam nur ein rotes Warnzeichen … Ach so, erst das Feld auswählen. Vorname. Jetzt konnte sie den Namen eintippen …

Die Klospülung ging, rauschte wie ein ganzer Wasserfall. Mist! Hastig schloss Lina das Programm, schaffte es gerade rechtzeitig, wieder im Katalog zu sein, als die Beraterin zurückkam.

»Und? Eine bessere Variante gefunden?«, fragte die Frau heiter.

»Nein«, sagte Lina und besah sich die Hose noch einmal. Die Farbe war in Ordnung, der Schnitt auch. Eine Hose eben, ohne Sperenzchen. »Ich glaube, ich nehm sie so.«

»Prima. Dann schauen wir mal.« Nun war sie es, die die Kundendaten aufrief. »Huch? Suche nach dem Vornamen? Hmm. Haben Sie auch manchmal das Gefühl, dass diese Computer heimlich ein Eigenleben führen, wenn wir nicht hinschauen?«

»Ja, ja«, sagte Lina verlegen. »Wer weiß schon, worüber künstliche Intelligenzen so nachdenken, wenn sie freie Zeit haben?«

»Genau. Dann wollen wir mal verhindern, dass sie freie Zeit haben, und sie auch übers Wochenende beschäftigen. Ihre Hose kann Sonntagnachmittag geliefert werden, wenn Sie wollen.«

»Okay«, sagte Lina und holte ihren Pod heraus, um zu bezahlen.

Die Hose war ihr eigentlich egal. Als sie die Boutique verließ, war sie niedergeschlagener als vorher. Nicht nur, weil sie zu spät geschaltet und so die Chance verpasst hatte, mehr über ihre Vorgänger herauszufinden, sondern auch, weil ihr der Gedanke an diese Leute keine Ruhe ließ. Sie war ja wie besessen davon!

Und besessene Leute konnten nicht glücklich sein. Das sah sie ja an ihrem Vater. Womöglich hatte sie ihre Neigung zur Besessenheit von ihm geerbt.

Von solcherlei düsteren Gedanken erfüllt, kehrte sie nach Hause zurück und sah, dass das Lämpchen an der Lieferbox rot leuchtete – schon wieder.

Wie das? Die Lieferbox war ein großer Kasten, den man sowohl vom Flur als auch von der Wohnung aus öffnen konnte, und meistens fand sie darin eine Warmhaltebox mit ihrem Mittagessen vor, die der Lieferroboter darin abstellte, wenn sie nicht da war oder nicht öffnete. Aber ihr Mittagessen hatte sie ja schon gehabt.

Diesmal war etwas anderes darin, und zwar eine Postkarte, eine edel bedruckte Werbekarte einer Firma namens *Mobiliarmanufaktur Schönemann & Söhne*.

Adressiert war sie an *Therese und Kilian Strehminger, App. B-26, Oase, Ruhrstadt-Ost*.

»Ha!«, entfuhr es Lina, und sie musste lachen. Da hatte sie sich so einen Stress gemacht, die Namen ihrer Vorgänger herauszufinden, und nun fielen sie ihr einfach in den Schoß, wohl, weil sie irgendwann einmal etwas bei dieser Firma gekauft und die nichts von ihrem Umzug mitbekommen hatten!

Doch im nächsten Moment wich die Begeisterung schon wieder neuen Sorgen: Nun hatte sie ja keine Ausrede mehr! Nun *musste* sie handeln – und das machte ihr Angst, merkte sie.

»Ihr kommt gerade richtig«, sagte man ihnen, als Ahmad und Pfenning wieder im Revier ankamen. »Der Pathologe ist da.«

Ulrich Sauter war ein schlanker, hochgewachsener Mann mit strubbeligen Haaren, die aussahen, als schnitte er sie sich selber, und zwar mit der Nagelschere. Ein deutlicher Bartschatten lag auf seinen Wangen, der bohrende Blick seiner tiefblauen Augen irritierte. Als Arzt für lebende Menschen hätte er zweifellos nicht viel Zulauf gefunden.

Die Leiterin der KTU, Maria Okafor, stand neben ihm und wirkte ein bisschen, als wolle sie auf ihn aufpassen.

»Das Fazit vornweg«, begann der Pathologe, als sie sich alle vor der Fallwand versammelt hatten, »es war kein Mord.«

Dann erklärte er ihnen, warum nicht. Auch er hatte dazu den großen Bildschirm geholt und ausgerollt, sodass sie die Bilder aus dem Inneren des Körpers Günter Leventheims in ihrer ganzen appetitverderbenden Pracht zu

sehen bekamen. Todesursache, führte der Pathologe aus, sei zweifellos ein geplatztes Blutgefäß im Gehirn gewesen. »Generell waren die Gefäße des Toten in einem sehr fragilen Zustand, vermutlich infolge seines Zigarettenkonsums, von dessen Ausmaß seine Lungen ein deutliches Zeugnis ablegen. Hier – das Lungengewebe ist praktisch schwarz.« Ein fasziniertes Lächeln huschte über sein Gesicht. »So etwas bekommt man heutzutage nicht mehr oft zu sehen.«

»Was heißt das nun genau?«, hakte Pfenning nach. »Dass er ganz von selbst gestorben ist?«

Der Pathologe wiegte den Kopf. »Irgendwann wäre besagtes Gefäß zweifellos geplatzt und hätte seinen Tod ausgelöst, es hat sozusagen nur auf einen Auslöser gewartet. Das dürfte in diesem Fall die Gewalteinwirkung gewesen sein, der er kurz vor seinem Tod ausgesetzt war und von der sich zahlreiche Spuren an seinem Körper nachweisen lassen. Oder um es einfacher auszudrücken: Man hat ihn vor seinem Tod körperlich misshandelt, der dadurch verursachte Schmerz und der Stress der Situation haben seinen Blutdruck ansteigen lassen, und schließlich – BUMM! War er tot.«

»Wir können also davon ausgehen«, fasste Ahmad zusammen, »dass jemand bei ihm eingedrungen ist und ihn unter Druck gesetzt hat, etwas zu verraten, ein Passwort vielleicht oder den Namen eines Informanten, und der Stress hat das Gefäß platzen lassen. Sein Tod war möglicherweise gar nicht beabsichtigt oder lief den Absichten seiner Peiniger sogar zuwider.«

Der Pathologe nickte wie ein Lehrer, der mit der Antwort eines Schülers sehr zufrieden ist. »Das ist das Bild, das sich abzeichnet, genau.«

»Kein Mord also«, sagte Pfenning, und man konnte beinahe hören, wie sein Interesse an dem Fall erlahmte. »Ohne Vorsatz ist es wahrscheinlich noch nicht mal Totschlag, sondern nur Körperverletzung mit Todesfolge.«

»Das wäre auch meine Einschätzung«, meinte der Pathologe.

»Okay, danke.« Pfenning ließ sich auf den nächstbesten Stuhl fallen. »Sonst noch irgendwelche neuen Erkenntnisse? Maria?«

Die KTU-Leiterin holte etwas aus ihrer Mappe, ein kleinformatiges, buntes Foto, ein Ausdruck. »*Jo mei* – in der Wohnung war'n Pollen, aber keine dazu passende Pflanze. Genauer g'sagt gab's dort überhaupt keine Pflanze. Könnt also sein, dass der Saukerl, der bei Leventheim war, die Pollen eing'schleppt hat.« Sie heftete das Foto provisorisch an die Fallwand. Es zeigte eine eigentümlich geformte rosa Blüte mit violetten Spitzen, die aus einem Gewirr dünner, grüner Blätter hervorragte.

»Und was für eine Pflanze ist das?«, fragte Pfenning.

»*Tillandsia cyanea*. Eine Blaue Tillandsie, aus der Familie der Bromelien.«

»Ist das wenigstens eine seltene Pflanze?«

Okafor schüttelte den Kopf. »*Naa*. Des is' eine der zehn beliebtesten Zimmerpflanzen.« Sie schloss ihre Mappe wieder. *»Des is ois.«*

Pfenning seufzte. »Na, toll. Vielen Dank trotzdem.«

Die beiden zogen ab, und allgemeine Erschlaffung breitete sich im Raum aus wie schlechter Gestank.

»Tja, Leute«, meinte Pfenning schließlich, »ich würd sagen, damit lassen wir's für heute mal gut sein. Wir haben keine Verdächtigen, keine Spuren, die zeitkritisch wären, und die Öffentlichkeit schaut nur auf das morgige Staatsbegräbnis für unseren großen Altkanzler und Altpräsidenten – da wünsche ich uns allen jetzt einfach ein schönes Wochenende.« Er grinste breit. »Meins wird auf jeden Fall schön, denn ich hab morgen Abend ein Rendezvous mit einer hinreißend schönen Frau.«

Als erfülle ihn diese Vorstellung mit ungeahnter neuer Energie, schnellte er von seinem Stuhl empor, winkte in die Runde und ging dann, nicht, ohne Ahmad noch einmal verschwörerisch zuzublinzeln.

# Kapitel 22

*Samstag, 29. März 2064*

»Du hast dich schrecklich gewälzt heute Nacht«, sagte Kilian beim Frühstück.

Samstags frühstückten sie immer zu zweit. Ole legte Wert darauf, am Samstag auszuschlafen, und kam selten vor elf Uhr zum Vorschein.

»Ja«, sagte Therese, »ich hab schlecht geschlafen. Letzte Nacht auch schon. Mir geht einfach immer noch im Kopf herum, was du von Havelock erzählt hast.« Die Sonne schien, der Wind war abgeflaut, an den wenigen Bäumen, die man vom Fenster ihrer Wohnküche aus sah, kamen schon die ersten Blüten heraus. »Ich muss immer dran denken, wie ich ihn früher ab und zu im Park getroffen habe, als er noch besser zu Fuß war. Hab ich dir mal erzählt, wie er mit der Frau von der Boutique geflirtet hat? Und er hat einen immer gegrüßt.«

»Therese«, sagte Kilian unbeeindruckt, »ich bin mir nicht sicher, dass es nur daran liegt. Man hätte einen Generator an dein Bett anschließen und Strom erzeugen können, so, wie du dich gewälzt hast!«

Sie sah ihn betroffen an. »War es so schlimm?«

»Mir wär’s recht, du würdest dich mal checken lassen«, sagte er. »Nur zur Sicherheit.«

»Zum Arzt? Ach, ich weiß nicht.«

Er sah sie an, mit großen Augen, sagte nichts. Sagte so lange nichts, bis sie seufzte und nachgab. »Also gut, dir zuliebe.«

Der Samstag war so gut wie jeder andere Tag, um sich checken zu lassen, also ging sie gleich nach dem Frühstück los, um es hinter sich zu bringen. Ihr Pod wies ihr den Weg ins nächstgelegene medizinische Zentrum ein paar Straßen weiter, eine relativ kleine Einrichtung mit nur zwei Robo-Docs. Die Einrichtung war in Grün und Blau gehalten, und der große, geflieste Vorraum

erinnerte Therese an einen Waschsalon, den sie neulich in einem alten Film gesehen hatte.

Es war wenig los. Zwei Leute warteten, dass sie drankamen, ein älterer Mann, der immer wieder mal heftig in ein Taschentuch hustete, und eine unglücklich dreinblickende junge Frau, fast ein Mädchen noch.

Therese meldete sich mit ihrem Pod an, bekam eine Wartenummer und setzte sich auf einen freien Stuhl. An der Decke hing ein Belüftungsgerät, das leise summte.

Sie beobachtete das Mädchen und fragte sich, was sie wohl herführte, so jung und gesund, wie sie aussah. Vielleicht eine ungewollte Schwangerschaft? Das sollte es ja immer noch geben, obwohl die meisten Frauen eher Probleme hatten, überhaupt schwanger zu werden – ein Erbe der alten Zeit, als man künstliche Hormone unbedacht massenhaft in der Umwelt verteilt hatte.

Auf jeden Fall schien sie Analphabetin zu sein, denn sie ließ sich alle Anschläge an der Informationswand von ihrem Pod vorlesen, und zwar laut. Bis der hustende Mann meckerte, sie solle doch, verdammt noch eins, wenigstens Ohrstöpsel reintun. Das tat sie nicht – vielleicht besaß sie keine –, sondern setzte sich einfach wieder hin und schaute noch unglücklicher drein. Auch als der Mann an die Reihe kam und in dem frei gewordenen Robo-Doc verschwunden war, blieb sie weiterhin sitzen.

Therese war versucht, ein Gespräch mit ihr anzufangen, aber ehe sie sich dazu durchringen konnte, wurde auch die andere Kabine frei, und das Mädchen verschwand darin.

Als der hustende Mann wieder zum Vorschein kam und mürrisch das Zentrum verließ, dauerte die Reinigung der Kabine ungewöhnlich lang. Na, besser zu lange als zu kurz, sagte Therese sich und wartete, bis sich die Tür endlich wieder öffnete und ihr Aufruf kam.

Ewigkeiten, seit sie zum letzten Mal einen Robo-Doc konsultiert hatte! In der Oase gab es einen richtigen Arzt, Dr. Biermann, der sich selbst um die kleinsten Wehwehchen kümmerte, mit Sprechstunden und Hausbesuchen, genau so, wie ihre Eltern es von früher erzählten.

Aber sie kannte das alles noch, ja, es hatte etwas Vertrautes, sich wieder diesem Kokon aus Plastik anzuvertrauen, der sich mit sanftem Zischen um einen schloss und in dem es keine scharfen Kanten gab, nur weiche Rundungen und den gepolsterten Sitz in der Mitte von allem. Auch die

geschlechtslose Stimme, die sich nach ihren Beschwerden erkundigte, schien noch dieselbe zu sein.

»Ich habe die letzten Nächte schlecht geschlafen«, sagte Therese, »und ich fühle mich insgesamt nicht … nicht *richtig*.« Ob der Robot damit etwas anfangen konnte?

»Sie leiden an milder Schlaflosigkeit und Unwohlsein«, rekapitulierte die künstliche Intelligenz. »Habe ich das richtig verstanden? Antworten Sie bitte mit Ja oder Nein.«

»Ja«, sagte Therese.

»Ich möchte zunächst einige allgemeine Untersuchungen an Ihnen vornehmen. Bitte machen Sie Ihren rechten Arm frei und legen Sie ihn auf die Armstütze rechts von ihnen.«

Therese zog ihre Jacke aus, unter der sie nur ein T-Shirt trug. Das war erfahrungsgemäß frei genug, um den Blutdruck zu messen. Die Armstütze war eine Art vertiefte Ablage in der Wand rechts von ihr; als sie ihren Arm darauflegte, kam ein klammerartiges Gerät herausgefahren und suchte sich den richtigen Platz aus, um ihren Blutdruck und ihren Puls zu messen.

Eine Kamera am Ende eines schlauchartigen, beweglichen Arms inspizierte derweil ihre Augen, dann ihre Ohren, und ein zweites Instrument an einem ähnlichen Arm berührte ihren Kopf der Reihe nach an verschiedenen Stellen, um weiß der Himmel was zu messen.

»Ich werde Ihnen etwas Blut für eine Untersuchung abnehmen«, erklärte der Automat dann. »Bitte lehnen Sie sich zurück und betrachten Sie den Bildschirm.«

Therese mochte es nicht, gestochen zu werden, aber der Robo-Doc machte es ziemlich gut: Eine weiche Klammer arretierte ihr Handgelenk, eine andere ihren Oberarm, dann senkte sich ein weißes, rundgelutscht aussehendes Ding auf ihre Armbeuge herab und massierte sie ein wenig, wohl, um die Adern besser zum Vorschein zu bringen. Auf dem Bildschirm lief derweil eine ziemlich rätselhafte Animation ab, in der zwei bizarr aussehende Tierfiguren einem rätselhaften Gegenstand durch allerlei Türen und Tore folgten, und dann plötzlich, ganz überraschend, blitzte der Bildschirm auf – und all das lenkte einen so von dem Geschehen am Arm ab, dass man den Einstich der Nadel gar nicht mitbekam.

Anschließend bat der Robo-Doc, sie möge den Oberkörper frei machen für ein kurzes EKG, und während sie sich auszog, merkte sie, wie viel angenehmer sie es fand, von einem Roboter untersucht zu werden:

Dr. Biermann hatte beim Anblick ihrer Brüste doch immer ziemliche Stielaugen gemacht.

Hier dagegen hatte sie es nur mit einer Maschine zu tun. Eigentlich eine tolle Sache, dachte sie, während sich die Lehne nach hinten neigte und das Fußteil sich hob. Dann lag sie in der Waagrechten, und die Sensoren senkten sich behutsam auf sie herab.

»Die Erstuntersuchung gibt keinen Anlass zur Sorge«, erklärte die Stimme am Schluss der Untersuchung. »Die Analyse der Blutprobe dauert allerdings noch eine Weile. Sie bekommen das Ergebnis zugeschickt, gegebenenfalls zusammen mit einem Rezept. Sollten weitere Untersuchungen oder Behandlungen nötig sein, kontaktiert Sie das Krankenhaus wegen eines Termins.«

»Danke«, sagte Therese ganz automatisch, noch im Begriff, sich wieder anzukleiden, und musste grinsen, als die Computerstimme daraufhin sagte: »Gern geschehen.« Das war neu!

Die vollständige Diagnose kam kurz nach dem Mittagessen. Alles im Normbereich, hieß es, sie hatte nur ein wenig Eisenmangel, und ein Marker mit einer Bezeichnung aus sieben Buchstaben und Ziffern sei erhöht: Ein Rezept für ein entsprechendes personalisiertes Präparat lag bei, das sie in einer Apotheke ihrer Wahl bestellen solle.

Therese hatte auf dem Rückweg schon die nächstgelegene Apotheke ausfindig gemacht; dorthin schickte sie das Rezept und erhielt postwendend die Auskunft, dass sie ihre Pillen ab 16 Uhr abholen könne.

»Siehst du?«, sagte sie zu Kilian. »Kein Grund zur Sorge.«

»Gut«, meinte er. »Dann machen wir jetzt einen langen Spaziergang, bis es Zeit ist, zur Apotheke zu gehen.«

Ein freier Samstag war ein guter Tag, mal ein bisschen Ordnung in der Küche zu schaffen, fand Ahmad, und so verbrachte er den Nachmittag damit, abgelaufene Packungen aus den hintersten Winkeln hervorzukramen und zu entsorgen, die Küchenschränke auszuwischen, die Arbeitsflächen zu desinfizieren und neu zu versiegeln und auch einmal an den Stellen gründlich zu putzen, die sie sonst immer ausließen, weil man schlecht hinkam und den Dreck, der sich dort ansammelte, sowieso nicht sah.

»Du bist ja richtig fleißig«, staunte Großvater.

»Muss auch mal sein«, meinte Ahmad.

»Ja, ja. Ordnung muss sein. Das hat schon deine Großmutter immer gesagt. In der Hinsicht war sie sehr deutsch.«

In Wirklichkeit, und das wusste er auch, putzte Ahmad natürlich vor allem, um sich abzulenken von den Gedanken an Franka und wie sie sich heute mit Ulf Pfenning traf. Er fand, dass er das ganz gut hinkriegte. Nein, im Ernst, das machte ihm gar nichts aus. Schade war es natürlich, sehr schade, denn sie hatten sich gut verstanden, zumindest seinem Gefühl nach. Aber wenn es nicht sein sollte, dann sollte es eben nicht sein, und wenn sie mit einem anderen glücklicher war als mit ihm, dann war es eben so, und dann akzeptierte er das. Schließlich war er ein erwachsener Mann.

Als er mit den Schränken fertig war, nahm er sich den Kühlschrank vor, rückte ihn von der Wand weg, fegte dahinter sauber, wischte nach. Dann checkte er die Technik. Das Ding war fast dreißig Jahre alt, dafür funktionierte die Abtauautomatik noch ziemlich gut.

Während er das alles machte, summte er eine Melodie vor sich hin, von irgendeinem alten Lied, er kam nicht drauf, von welchem. War ja auch egal.

»Hast du denn gar nichts vor heute Abend?«, wunderte sich Großvater.

»Nein«, sagte Ahmad. Die Idee, selber auch auszugehen, alleine, um zu sehen, was lief, hatte er verworfen: Das war ihm dann doch zu billig.

»An einem Samstagabend? Sogar ich hab was vor heute Abend, alt, wie ich bin.«

»Was denn?«

»Ach, ich besuch jemanden, den ich von früher kenne.« Er machte an seinem Pod herum. »Ich schau grade, wie ich fahren muss. Eine alte Bekanntschaft, wohnt in der Nordstadt. Ist weit. Kann sein, dass ich dort übernachte, wenn es zu spät wird. Also, mach dir keine Sorgen, ja?«

So, wie er es formulierte, klang es, als handle es sich um eine Frau und als wolle er das nicht explizit sagen.

»Ist gut«, sagte Ahmad und ging energisch auf einen hässlichen Fleck im Kühlschrank los. »Ich werd mir keine machen.«

Nach dem Abendgebet zog sich Großvater um, putzte sich richtig heraus, dann ging er, und Ahmad blieb allein zurück. Irgendwann wurde es dunkel, und es gab nichts mehr zu putzen in der Küche, also schaltete er das TV-Gerät ein. Auf gefühlt jedem zweiten Kanal kam ein Bericht über die feierliche Beisetzung Havelocks heute Nachmittag; die Bundeskanzlerin sprach salbungsvoll, der Präsident der Union würdigte seinen großen

Vorgänger, dazu Kränze und Blumen und Ehrenwachen und Orgelmusik und Schlangen trauernder Bürger, die sich in Kondolenzbücher eintrugen.

Sein Pod signalisierte den Eingang einer Nachricht. Von Clemens. *Bin mit ein paar von den Jungs im Borussia Pub. Wie sieht's aus, hast du nicht auch Lust?*

Ahmad spürte auf einmal sein Herz bis in den Hals hoch schlagen. *Bin nicht in Stimmung*, schrieb er zurück und, ohne zu überlegen, ob es sinnvoll war, einfach nur, weil es raus musste: *Franka geht heute Abend mit Pfenning aus, und ich wünsch mir grade, es wäre nicht außer Mode, Rivalen zum Duell zu fordern.*

*Oh, Mist*, antwortete Clemens. *Idealer Abend für Alkoholmissbrauch?*

*Danke, aber ich polier lieber meine Elefantenbüchse*, schrieb Ahmad zurück und musste ein bisschen grinsen dabei.

*Falls du damit früher als Mitternacht fertig bist, du weißt jetzt ja, wo wir sind*, kam als Antwort. *Mach's gut!*

Ahmad legte den Pod weg, schaltete das TV-Gerät aus, und nun, da die Bilder aus den Medien wegfielen, überwältigten ihn die Bilder, die sein fiebriges Hirn produzierte. Franka und Pfenning. Seine schöne, energische, kluge Franka, wie sie auf diesen schmierigen, alten Frauenhelden hereinfiel.

Auf einmal fiel ihm auf, welche Melodie er da die ganze Zeit vor sich hin summte: Es war das Lied »Ich lass dich nicht so einfach gehen«, von einem Sänger, von dem er nur noch wusste, dass er mit Vornamen Hauke geheißen hatte. Ewig her, aber es war ihm doch irgendwie im Gedächtnis geblieben.

Bestimmt kein Zufall, dass ihm das ausgerechnet heute wieder in den Sinn kam.

Er musste daran denken, wie Franka und er sich kennengelernt hatten. Das war auch an einem Samstagabend gewesen, bei einem Konzert. Die Band hatte »The Tiny Cogwheels« geheißen, deren Album »Maschinenhymne« damals gerade ziemlich abgegangen war. Heiße Rhythmen, die einem heftig in den Bauch fuhren, live noch heftiger als im Stream, und Texte, die zwei Dutzend Sprachen wild und frech durcheinandermixten.

Und dann dieser Moment, den er nie vergessen würde …

Irgendwann kämpfte er sich zwischen den wie wild Tanzenden hindurch nach draußen, weil er aufs Klo musste. Stieß die Tür auf, kam in den Flur, die Tür fiel hinter ihm zu, WOMM, die Musik ist auf einmal hundert Kilometer weit weg, und vor ihm steht dieses unglaubliche Mädchen.

*Hi*, sagt er und spürt, wie etwas in ihm Funken schlägt.

*Hi*, sagt sie und starrt ihn an.

*Geh nicht weg*, sagt er beschwörend. *Ich muss nur schnell aufs Klo, bin aber gleich wieder da.*

*Okay*, sagt sie, und als er in Rekordzeit fertig ist und zurück in den Flur kommt, steht sie tatsächlich noch da.

Sie reden, er kann sich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern, was. Nur, dass sie beide wie gebannt waren, nur noch Augen füreinander hatten, und dass es sich anfühlte, als kennten sie sich schon eine Ewigkeit und hätten sich endlich wiedergefunden.

Und am Ende miteinander ins Bett zu gehen, in ihres, hatte sich angefühlt wie die selbstverständlichste Sache der Welt.

Dabei war das alles überhaupt nicht seine Art gewesen. Ahmad war nicht der Typ für One-Night-Stands, obwohl er problemlos welche hätte haben können; Frauen fuhren ab auf seinen Typ, er hätte nur zuzugreifen brauchen. Aber er ging es lieber langsam an, mit Kennenlernen, Spaziergängen, Händchenhalten und so weiter. Was heutzutage ein Problem war; es gab gar nicht mehr viele Frauen, die noch so viel Geduld aufbrachten.

Also war es von ihr ausgegangen. Franka hatte ihn verzaubert, und er hatte sich gern verzaubern lassen und alles mitgemacht.

Und was, wenn es mit Ulf Pfenning genauso lief? Wenn er sie wirklich so beeindruckt hatte mit seiner erwiesenen Zeugungsfähigkeit, dann würde sie bei ihm auch nicht zögern, ihn zu verzaubern, und er sowieso nicht; er hatte sich ja vorgenommen, dass sie heute Abend »fällig« war. Und sich auszumalen, wie Franka sich dem alten, großkotzigen, langmähnigen Mordermittler hingab … das war zu viel für ihn.

Ahmad hatte, ohne es zu merken, angefangen, unruhig durch die Wohnung zu tigern, hin und her, auf und ab. Er spürte den Impuls, irgendwas zu packen und an die Wand zu knallen oder doch in die Stadt zu fahren und sich zu betrinken, hemmungslos …

Es war doch nicht so einfach, das alles an sich abperlen zu lassen.

Ahmad betrachtete sein Spiegelbild in der dunklen Fensterscheibe. Nein, er konnte jetzt nicht alleine bleiben. Was nicht ging, ging nicht.

Aber die Kollegen …? Nein, auch nicht.

Er beschloss, seinen Bruder zu besuchen.

# Kapitel 23

*Samstag, 29. März 2064*

Das hatte er sich nicht so richtig gut überlegt. Samstagabends unterwegs in den städtischen Bussen, das hieß, unterwegs mit lauter gut gelaunten, aufgedrehten, lachenden, lärmenden, knutschenden oder fummelnden Pärchen, und zwar jeden Alters.

Ahmad konnte gar nicht hinschauen. Er stellte sich lieber ans Fenster und studierte die Silhouette der Stadt. Und gut, dass direkt vor der »grünen Beule« eine Pflichthaltestelle war, sonst hätte er es verpasst auszusteigen.

Die Nacht fühlte sich hier oben kühler an als in seiner Gegend. Die Luft war voller frühlingshafter Düfte, aber ein frischer Wind wehte, der einen frösteln ließ.

Ahmad klingelte bei Basir, und, o Wunder, er war nicht nur da, sondern auch ansprechbar.

»Was willst du denn schon wieder?«, fragte er entnervt.

»Bloß ein bisschen reden«, sagte Ahmad und kam sich wie ein Bittsteller vor. Weil er einer war. »Falls du Zeit hast.«

Statt einer Antwort summte der Türöffner, ein ebenso altmodisches wie altersschwaches Geräusch.

Ahmad nahm die Treppe. Als er im dritten Stock ankam, stand Basirs Tür halb offen, er selbst hockte im Schneidersitz auf dem Boden vor einem Blatt Papier, das auf ein großes Brett geklebt schräg vor ihm stand. Einen alten Farbkasten neben sich, malte er ein weiteres seiner psychedelischen Bilder, gegenstandslos, nur weiche, ineinander übergehende Muster in grellen Farben.

»Und, wie läuft’s?«, fragte er, als Ahmad hereinkam. »Den Mörder schon gefunden?«

»Nein«, sagte Ahmad und blieb ratlos stehen. Falls Basir auf irgendeinem Trip war, dann jedenfalls auf einem, den man ihm nicht anmerkte. »Deswegen bin ich nicht hier.«

»Sondern?«

»Na, um ein bisschen zu reden. So von Bruder zu Bruder.«

Basir setzte Strich an Strich, wechselte zwischen drei Pinseln ab, die mit verschiedenen Farben getränkt waren, Grün, Violett und Gelb. »Du sagst das, als ob das einfach sein müsste«, meinte er.

Ahmad nickte, sah hinaus. »Ist es wahrscheinlich nicht, ja.« Die Cannabis-Stauden in den Töpfen draußen sahen nicht mehr ganz so elend aus. Womöglich hatte Basir sie doch gegossen.

Eine Weile sagte keiner von ihnen etwas, breitete sich ein eigentümliches, fast magisches Schweigen aus. Ein Schweigen, von dem Ahmad mehr und mehr das Gefühl hatte, dass es an ihm saugte.

»Es ist so«, durchbrach er die Stille schließlich. »Meine Freundin ist gerade mit einem anderen Mann aus, und ich versuche, nicht durchzudrehen.«

Basir hielt inne, sah zu ihm hoch und stieß einen keuchenden Laut aus. Dann legte er, sorgsam und bedächtig, seine Pinsel beiseite, stand auf und schloss ihn in die Arme.

Ahmad merkte, wie ihn in Basirs Armen ein Zittern überkam, wollte es erst unterdrücken, ließ es dann aber geschehen. Es dauerte nicht lange, und es tat gut, es zu spüren. Weil es ihm etwas ausmachte, das mit Franka. Weil er sie liebte und es wehtat, sie zu verlieren.

»Mann, Bruder«, sagte Basir schließlich, als es aufgehört hatte und sie sich so nahe waren wie schon lange nicht mehr. »Willst du’s mir erzählen? Soll ich uns einen Tee machen? Ich hab Opas Kräuter da.«

Am Ende machten sie den Tee gemeinsam, und Ahmad erzählte alles. Und Basir hörte zu. Er konnte gut zuhören, wenn er geistig gerade da war.

»Ich fand das schon bei unseren Eltern so grässlich, ihre Affären immer«, sagte er schließlich. »Das Gerede von der offenen Ehe, und hinter verschlossenen Türen dann Eifersuchtsdramen, dass die Wände wackeln und du dich fragst, ob du beide lebendig wiedersiehst.«

Ahmad sah seinen Bruder verdutzt an. »Das hast du mitgekriegt? Du warst damals doch noch viel zu klein!«

Basir schloss die Hände um seine Tasse. »Ich glaube, für so was ist man nie zu klein.«

Ahmad erinnerte sich, wie er morgens nie wusste, wen er in der Küche antreffen würde – Mutter mit einem fremden Mann, Vater mit einer fremden Frau, beide Eltern mit fremden Leuten, und alle in Bademänteln und darunter wenig bis gar nicht bekleidet. Und wie diese Leute ihn immer ausgefragt hatten, um ihre Verlegenheit zu überspielen! Wie peinlich es gewesen war, mit ihnen am selben Tisch zu sitzen, weil es halt sein musste, weil er frühstücken und in die Schule gehen musste …

Kein Wunder, dass er es nicht so hatte mit One-Night-Stands.

Gut, seine Eltern waren immer noch zusammen. Ob es immer noch so zuging bei ihnen, wusste er nicht, dazu lebten sie zu weit weg, und er wollte es auch gar nicht wissen. Was er wusste, war, dass sie einander sehr oft wehgetan hatten damit, und ganz unnötigerweise, seiner Überzeugung nach.

»Weißt du, ich hab die Frauen aufgegeben«, erklärte Basir und nahm einen Schluck Tee. »Letzten Endes ist Sex auch nur eine Art Droge. Und nicht die beste.«

Ahmad starrte ins Leere und spürte einen seltsamen, feinen Stich in der Brust. Als würde gerade ein Eisendraht mitten durch sein Herz gezogen.

War dies der Moment, in dem es geschah? Fühlte es sich so an, wenn die Bindung, die man zu einem anderen Menschen spürte, zerriss?

»Vielleicht sollte ich das auch versuchen«, sagte Ahmad seufzend.

Im selben Moment klingelte es, und in der irren Hoffnung, es könnte Franka sein, hastete Ahmad an seinem Bruder vorbei zur Tür und öffnete.

Doch natürlich war es nicht Franka, sondern Erik, Basirs durchgeknallter Freund, der aufgedreht hereingestürmt kam, ein Buch in der Hand schwenkend.

»Basir, hey, ah, der Bruder ist auch da, super – Leute, ich hab hier eine Super-Sache, ihr haut euch weg«, dröhnte er los, und die innige, besinnliche Stimmung von gerade eben war weg wie nie gewesen. »Das Buch müsst ihr lesen, das *müsst* ihr lesen, das ist der Hammer. Das liest übrigens grade jeder, und ich dachte erst, na, wird sicher so ein Quark sein, aber nee, ist echt genial. Da, schau’s dir an!«

Damit drückte er Basir ein Buch in die Hand, ein billig gedrucktes aus dem Automaten, mit einem schon reichlich zerknautschten Umschlag. Es trug den Titel »Wie man vortäuscht, reich zu sein«.

Basir blätterte darin, Ahmad sah ihm verwundert über die Schulter. Der erste Teil des Buches handelte davon, wie man unnötige Ausgaben einsparte, und manche der Tipps waren ziemlich grenzwertig – Klopapierrollen aus

öffentlichen Gebäuden zu stehlen zum Beispiel. Im zweiten Teil ging es dann darum, wie man das gesparte Geld investierte, um mehr zu scheinen, als man war. Wie man, indem man die richtigen persönlichen Accessoires darin verteilte, einen Mietwagen aussehen ließ, als gehöre er einem. Wo man Stoffetiketten mit den Logos teurer Modefirmen billig kaufen konnte, um gewöhnliche Kleidungsstücke damit wertiger erscheinen zu lassen. Wie man die Etiketten billiger Weinflaschen durch die von teuren Weinen ersetzte. Wie man sich mit Geschäftspartnern in Luxushotels verabredete, in denen man gar nicht logierte, es aber so aussehen lassen konnte, als täte man es. Wie man sich bei Haushüter-Agenturen bewarb, um anschließend das Anwesen, auf das man aufzupassen hatte, als das eigene auszugeben. Und so weiter.

»Boah!«, machte Basir, der sich von Eriks Aufgedrehtheit sofort anstecken ließ.

»Und weißt du, was das Beste ist?«, kicherte der. »Das Buch da liest grade jeder, echt *jeder* – aber ich schätze, der Autor verdient nix damit. Denn schau, hier … einer seiner Tipps ist, Bücher nicht zu kaufen, sondern nur *auszuleihen*! Ha, ha! Vielleicht gibt's überhaupt nur dieses eine Exemplar, und das geht jetzt überall rum, von einem zum andern!«

Dann stutzte er, musterte Ahmad. »Was machst du eigentlich hier? Wolltest du nicht den Mörder von diesem Leventheim fangen?«

»Mein Bruder hat Liebeskummer«, verriet Basir ihm, ohne mit der Wimper zu zucken.

»Oh!«, machte Erik und nickte gewichtig mit dem Kopf. Ob er wohl immer so war, oder ob er unter Drogen stand? »Das ist hart, ich weiß das. Hart, hart. Ich war nämlich selber mal Polizist, weißt du? Ist lange her, aber ist so. Das Ding ist, du verdienst ja fast nix in dem Job. Ein Taschengeld dafür, dass du den Kopf hinhältst. Und für Beziehungen ist es echt scheiße. Mir ist meine Frau davon, und meine Freundin danach auch. Man muss echt viel Leidenschaft mitbringen für den Job.« Er nahm Basir das Buch aus der Hand und hielt es Ahmad hin. »Da. Du kannst das jetzt brauchen. Denn den Frauen, das sag ich dir, denen muss man was bieten als Mann! *Diamonds are a girl's best friend*, wie Greta Garbo mal gesungen hat. Oder war es Marilyn Monroe? Müsste ich nachgucken. Ist aber egal, stimmt auf jeden Fall. Ein Mann muss den Frauen was bieten können, sonst, *huii*, sind sie schneller weg, als du gucken kannst.«

Damit drückte er Ahmad das Buch in die Hand, wandte sich Basir zu und fragte: »Sag mal, du hast doch bestimmt noch von den Blauen, oder? Könnt ich jetzt eine brauchen. Bisschen runterkommen, gut draufkommen …«

»Ja, klar«, brummte Basir.

»Dein Bruder vielleicht auch, hmm? Liebeskummer, das zieht immer runter. Tierisch zieht das runter. Haben sich schon gute Männer die Kugel gegeben wegen so was.«

»Nee, danke«, sagte Ahmad bestimmt und gab Basir das Buch zurück. »Lasst mal. Ich glaub, für mich ist es Zeit zu gehen.«

Basir blinzelte, wieder ganz sein übliches, verwirrtes Selbst. »Och, du, bleib doch noch … die Blauen sind ganz sanft … musst ja keine nehmen, aber wir flippen davon nicht aus oder so.«

»Schon gut, ist besser so.« Ahmad drückte seinen Bruder an sich, kurz nur, aber immerhin. »Danke für den Tee.«

Dann ging er.

Ahmad war ganz durchfroren, als er wieder zu Hause ankam, in einer Wohnung, die still und dunkel dalag, weil Großvater tatsächlich wegblieb.

Doch das war nicht schlimm, nicht mehr. Ob er jetzt allein war oder nicht, das spielte keine Rolle mehr. Ahmad fühlte sich seltsam ruhig, ruhig und leer. Es war eben, wie es war. Alles, was er noch empfand, war Dankbarkeit für die schöne Zeit mit Franka. Vielleicht würde er nie wieder jemanden wie sie finden, aber dann eben jemand anders, eine Frau, die auch zu ihm passte, auf eine andere Weise halt, die er sich jetzt nur noch nicht vorstellen konnte.

Womöglich eine Frau, die sich an seinem Beruf nicht störte. Er musste fast grinsen bei dem Gedanken.

Das Leben ging weiter. Er hatte die Eifersucht hinter sich gebracht und danach auch die Trauer, und nun war gar nichts mehr da, nur noch die Erkenntnis, dass er ohnehin nichts ändern konnte.

Zumindest hatten sie jetzt eine sagenhaft saubere Küche.

Er trank ein Glas Wasser aus der Leitung, goss noch die Pflanzen, die ihm durstig vorkamen, dann ging er Zähne putzen.

Während er den Schlafanzug anzog, kam es ihm vor, als habe die Drehung der Erde aufgehört, so still und ruhig war es um ihn her. Er setzte sich auf den Bettrand, nahm das gerahmte Foto von Franka, das auf dem Nachttisch stand, und legte es in die Schublade, wo auch allerhand anderes

Zeug von ihr lag. Sie hatte eigentlich immer etwas zurückgelassen, wenn sie hier gewesen war – Ölflecken, Steinstaub auf den Sitzkissen, irgendwelche Muttern, Dichtringe oder Schrauben, die ihr aus den Taschen gefallen waren, und jede Menge von diesen Silikonfäden, mit denen man Gewinde abdichtete.

Als er die Schublade zuschob, klingelte es. Kurz, zaghaft. Die Nachbarin vom anderen Ende des Flurs klingelte so, wenn sie kam, um eine Tasse Zucker oder Mehl zu »borgen«.

Nur, dass sie derlei noch nie nachts gebraucht hatte.

Ahmad ging zur Tür und öffnete. Es war Franka, die da im Flur stand, seltsam niedergeschlagen, fast abgekämpft, und drei Schritte von der Tür entfernt, als habe sie Angst vor ihm.

»Ich wollte dir nur sagen, dass nichts passiert ist«, stieß sie hervor, ehe er etwas sagen konnte.

Ahmad sah sie voller Verwunderung an. »Nicht?«

Sie schniefte. »Dem sind seine Kinder völlig egal! Der weiß nicht mal, wie *alt* die sind! Kaum, dass er ihre Namen zusammenkriegt!« Sie schniefte noch einmal. »Da war bei mir alles aus. Das … das wollt ich dir nur noch sagen.«

Damit wandte sie sich zum Gehen.

Ahmad blieb reglos in der Tür stehen, sah ihr einfach nur zu, wie sie fortging.

Dann sagte er: »Franka.«

Sie blieb stehen, drehte sich langsam um. Tränen liefen ihr die Wangen herab.

Ihre Blicke trafen sich, und die Erde begann sich wieder zu drehen. Sie rannte los, er rannte los, sie fielen einander in die Arme, küssten sich, wieder und wieder, und als er sie in seinen Armen hielt und ihr Haar roch und ihre Lippen schmeckte und ihre Hand spürte, besitzergreifend in seinen Hintern gekrallt, da war alles, was er noch denken konnte: Danke, oh Gott, oh Allah, oh wer auch immer, danke, danke, danke. Er hatte sie wieder, hatte sie zurück, und er war so glücklich wie noch nie im Leben.

# Kapitel 24

*Sonntag, 30., und Montag, 31. März 2064*

Der Sonntagmorgen brach an, und Franka war immer noch da. Lag neben ihm, hellwach und nackt, aber sie hatte sich eng in ihren Teil der Decke eingewickelt und wirkte bedrückt.

Das Erste, was sie zu ihm sagte, war: »Das Licht in deinem Zimmer ist anders als früher.«

»Das ist das neue Haus«, erwiderte Ahmad, während er sich mühsam wachblinzelte. Sie hatten sich noch ziemlich verausgabt und nicht viel geschlafen.

»Du wirst dir Vorhänge kaufen müssen, wenn drüben jemand einzieht.«

»Ja, werd ich wohl müssen«, sagte er.

Dann schwiegen sie eine Weile, bis Franka wieder zu ihm sah und zaghaft fragte: »Darf ich’s dir erzählen?«

»Alles, was du willst.«

Sie seufzte. »Also, ehrlich gesagt war ich wirklich drauf und dran, mit ihm zu schlafen. Er ist charmant, weißt du? Männlich. Selbstbewusst. Und er strahlt eine Art Begehren aus, das schier unwiderstehlich ist – als würde er einem ins Hirn telegrafieren, ›ich will dich, und zwar hier und jetzt und hundertfünfzigprozentig‹. Er hat das auch clever eingefädelt, das war fast beeindruckend: Aus der Bar raus, zehn Schritte über den Hof, und schon waren wir da.« Sie nickte mit Kennermiene. »Erlebt man selten so. Die meisten Typen, die dich anbaggern, werden völlig planlos, wenn du sagst, okay, lass es uns tun.«

Ahmad schluckte, sagte aber nichts. Dass Franka eine erfahrene Frau war, hatte er schließlich gewusst. Er hatte nur nie so genau drüber nachgedacht, was das hieß.

»Ja, und dann lag ich in seinem Bett«, fuhr sie mit einem weiteren Seufzen fort. »Ich hatte mich schon aus dieser verdammt engen Hose geschält und die Bluse ausgezogen, da frage ich ihn, wie alt seine Kinder sind – und *er weiß es nicht*! Druckst herum, fängt auf einmal derart an zu rechnen, dass seine Erektion in sich zusammenfällt …«

»*So* weit war's schon?«, entfuhr es Ahmad bestürzt.

Franka sah ihn befremdet an. »Hab ich doch gesagt, oder? Aber da ging auf einmal nichts mehr bei mir. Weißt du wenigstens, wie sie heißen, hab ich gefragt, und sogar das hat ihn ins Stottern gebracht. Lisa? Luisa? Er war sich nicht sicher, wie seine *Tochter* heißt, stell dir das mal vor! Da hab ich gesagt, sorry, bin aufgestanden, hab mich wieder angezogen und bin gegangen.« Sie holte tief Luft. »Ich hab den ganzen Weg zu dir *zu Fuß* gemacht, weil ich so heulen musste, dass ich dir das angetan habe, und so konnte ich doch in keinen Bus steigen und in kein Taxi, da wär ja der Alarm losgegangen!«

Sie barg das Gesicht in ihren Händen.

»Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Was mich getrieben hat. Ich kenn mich selbst nicht mehr!«

Ahmad holte tief Luft. »Es hat dich einfach beeindruckt, dass er schon drei Kinder gezeugt hat und ich noch keins.«

Sie schob zwei Finger beiseite, musterte ihn aus dem Auge, das darunter sichtbar wurde. »Denkst du wirklich?«

»Der Eindruck drängt sich auf.«

»Oh, Mann!« Sie zog die Decke noch enger um sich. »Frauen und ihre Hormone, das ist echt das Letzte … Was denkst du denn jetzt von mir? Was ich für eine bin?«

»Warte. Sag ich dir.« Ahmad kletterte über sie hinweg aus dem Bett, nackt wie er war, kniete neben ihr nieder, holte den Dichtungsring aus der Schublade, hielt ihn ihr vor die Nase und sagte: »Willst du, Franka Castagnoli, mich heiraten?«

Zumindest hatte er sie damit grenzenlos verblüfft. Sie sah ihn an, sah den Dichtungsring an, und dann musste sie lachen, lachte und lachte und konnte gar nicht mehr aufhören.

Ahmad blieb, wo er war. »Ich meine das ernst!«, beteuerte er.

»Ach, nein«, erwiderte sie. »Wozu denn? Außerdem will ich ganz bestimmt nicht Müller heißen!«

»Musst du doch nicht.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wollte nie heiraten, verstehst du? Ich wollte immer frei sein, selbstständig, auf eigenen Beinen stehen.«

»Das kannst du doch auch, wenn wir –«

»Schsch«, machte sie, löste die Decke um ihren Körper und schlug sie einladend beiseite. »Ich bin dir verfallen. Das muss reichen.«

Am Montagmorgen konnte Lina es kaum erwarten, bis Valentin endlich zur Arbeit ging. Sie sah ihm vom Balkon aus nach, wie er den Weg durch den Park nahm und schließlich hinter dem Restaurant verschwand. Als er fünf Minuten später nicht wieder zum Vorschein gekommen war, eilte sie ins Bad, um sich herzurichten.

Über das Netz hatte sie eine Familie Strehminger ausfindig gemacht und auch ermittelt, mit welchen Bussen sie dorthin kam.

Es war ein weiter Weg. Sie hoffte nur, dass der Mut sie nicht bis dahin wieder verließ.

Sie zog keine allzu modischen Sachen an, auch nichts, was zu alt oder schäbig war, versuchte nur, einfach auszusehen wie sie selbst. Dann packte sie den Stoffhund in ihre Tasche und ging los.

Als sie an der Pforte auscheckte, saß ein Wachmann in dem Glaskasten, derselbe, der sie am Übergang zur A-Zone angesprochen hatte. Er nickte ihr grüßend zu und wirkte, als erkenne er sie nicht wieder.

Lina ging rasch weiter, folgte der Straße abwärts. Ein Bus kam, sie hob die Hand, und er hielt, um sie einsteigen zu lassen.

Das Abenteuer hatte begonnen.

Am Montagmorgen kam Ahmad mit dem Gefühl ins Revier, der König der Welt zu sein. Franka und er hatten fast den ganzen Sonntag im Bett verbracht, dann, nach einem Mittagessen zusammen mit seinem sehr geheimnisvoll tuenden Großvater, bei ihr.

Herrlich. Jetzt wartete er nur noch darauf, dass Pfenning auftauchte, und war gespannt auf dessen Laune, ha, ha! Falls er sich überhaupt blicken ließ.

Einstweilen sah es nicht so aus. Ein typischer Montagmorgen so weit: Die Leute fanden einfach nicht aus den Betten.

Ahmad vertrieb sich die Zeit damit, in den einschlägigen Datenbanken nachzuschauen, ob ein gewisser Erik Mitschernich tatsächlich einmal Polizist gewesen war, fand aber keinen Eintrag auf diesen Namen. Was ihn nicht

wirklich überraschte. Der Mann war ein Spinner, wenn er jemals einen gesehen hatte.

Nach und nach trudelten sie ein, die Ermittler. Grüßten mehr oder weniger unausgeschlafen, schalteten ihre Computer ein, sichteten erst mal ihre Post. Jana Dobrev musste gleich telefonieren, mit jemandem, der ihr offenbar viel zu erzählen hatte, während sie nur »Ja … Hmm … Verstehe … Ja …« sagte.

Zum ersten Mal, seit Ahmad dabei war, tauchte auch Jo Braun auf. »Sie müssen der Neue sein«, sagte er und reichte ihm die Hand. »Hab's gehört, war nur letzte Woche auf Fortbildung.«

»*Fortbildung«*, echote Elvira Beierlein aus dem Hintergrund und malte Anführungszeichen in die Luft.

Jo grinste sie breit an. »Bist ja nur neidisch.«

In diesem Augenblick hörte man rasche Stöckelschuh-Schritte auf dem Gang, gleich darauf stürmte die Revierleiterin herein. »Achtung, alle herhören!«, rief sie. »Die Überwachung hat Alarm geschlagen. Abteilung K hat Hinweise, dass die Luddies heute oder morgen einen Anschlag planen, und auch, wo. Die Schutzpolizei rückt in diesem Moment aus, um das fragliche Firmengelände zu sichern. Aufgabe der Abteilung G wird sein, die Rädelsführer so schnell und so unauffällig wie möglich zu verhaften. Sie finden alle notwendigen Informationen auf ihren Dienst-Pods, ansonsten gelten die üblichen Regeln: absolute Nachrichtensperre, keinerlei Auskünfte an Journalisten, kein Wort zu niemandem. So weit klar?«

Die allgemeine Begeisterung hätte geringer nicht sein können. Sie nickten ergeben, aber lustlos.

»Gut«, fuhr Helene Keller fort. »Dann teile ich jetzt die Zielpersonen zu. Beierlein und Demir, Sie übernehmen Zielperson 1. Braun und Dobrev, Sie übernehmen Zielperson 2. Müller und …« Sie sah sich um. »Wo ist eigentlich Pfenning?«

»Hier«, meldete sich ein übel gelaunter Ulf Pfenning, der in eben diesem Augenblick durch die Tür trat. »Und er erhebt entschieden Einspruch gegen diese Aktion. Die Fahndung nach dem Mörder Leventheims darf unter so etwas nicht leiden.«

»Herr Pfenning, der Innenminister höchstselbst hat mich angerufen und –«

»Und wenn der Herrgott selber Sie angerufen hat«, unterbrach Pfenning sie unwirsch. »Irgendwelche Wirrköpfe verhaften, das kann die Schutzpolizei

genauso gut, wenn nicht besser. Auf jeden Fall ist es nicht unsere Aufgabe. Ich brauche alle Leute für diesen Fall.«

Die Revierleiterin und er maßen einander mit Blicken. Ahmad verfolgte es fasziniert: Das war ein Kräftemessen, das war unübersehbar.

»Haben Sie denn eine Spur?«, fragte die Keller schließlich.

»Ja«, behauptete Pfenning kühn, »haben wir. Und der sollten wir folgen, ehe sie kalt wird.«

Sie gab nach. »Gut«, sagte sie. »Das wusste ich nicht. In diesem Fall werde ich die Festnahmen durch jemand anders erledigen lassen. Aber Sie berichten mir, Pfenning! Persönlich. Jeden Abend.«

Damit ging sie. Alle blieben sie reglos sitzen und lauschten, bis ihre Schritte nicht mehr zu hören waren. Dann klopfte Fehim leise mit den Knöcheln auf die Tischplatte, und die anderen taten es ihm nach.

»Jedes Jahr Ende März dasselbe Drama«, meinte Elvira und verdrehte die Augen.

Ulf Pfenning holte sich einen starken Kaffee, dann sagte er: »Wir gehen alles noch einmal durch. Jemand wollte etwas von Leventheim wissen und hat ihn gefoltert, um es zu erfahren. Wer? Es muss mit den Themen zu tun haben, an denen der Journalist dran war.« Er nahm einen tiefen Schluck. »An die Arbeit.«

Die Woche begann ziemlich unruhig. Ole hatte neuerdings montagvormittags Fernunterricht, für den er den Familiencomputer brauchte, sehr zum Missfallen Kilians, der ungeduldig darauf wartete, nach neuen Stellenangeboten suchen zu können. Therese hatte sich mit einem Buch ins Wohnzimmer verzogen, hörte Kilian in der Küche fuhrwerken – er hatte heute Spüldienst; sie gewöhnten sich nur mühsam daran, dass die Küche zu klein war, um noch eine Spülmaschine installieren zu lassen –, hörte aus Oles Zimmer eine Lehrerstimme Begriffe wie »Nullstellen«, »Steigung« und »Wendepunkt« verwenden: Ah, die gute alte Kurvendiskussion! Sie erinnerte sich dunkel, vor allem daran, dass sie bis heute nicht verstanden hatte, wozu das gut sein sollte.

Vor allem aber rief es ihr in Erinnerung, wie groß ihr Sohn schon war und dass es nur noch eine Frage der Zeit – und zwar *wenig* Zeit – war, bis er seiner eigenen Wege ging. Und dass sie gar nicht früh genug anfangen konnte, darüber nachzudenken, was danach sein würde.

Vielleicht sollte sie sich diese Jobportale auch mal anschauen.

Plötzlich hörte sie von draußen Lärm von einer Art, die sie hier noch nie gehört hatte. Fahrzeuge, die hielten, viele laute, aufgeregte Stimmen, auch viele barsche Rufe, die wie Kommandos klangen … Therese legte ihr Buch beiseite, und als sie aufstand, um nachzuschauen, kamen auch schon Ole aus seinem Zimmer und Kilian aus der Küche.

Das Ganze spielte sich auf dem Gelände des Robotlagers ab. Die Ladezone stand voller Polizeiautos, Schutzpolizisten in Uniform und schusssicheren Westen liefen umher, irgendwelche Geräte wurden aufgestellt. Und die Roboter standen reglos da, wie abgeschaltet.

»Was ist denn da los?«, wunderte sich Therese.

»Vielleicht Roboterstürmer, die wieder einen Anschlag planen«, meinte Kilian. »Der erste April ist ja der Tag der Luddies.«

»Papa!«, rief Ole aus und verdrehte entnervt die Augen. »Das ist doch nur ’ne Legende! Solche Gruppen gibt es nicht. Nicht wirklich.«

»Sagt wer?«

»Na … *jeder*.«

Kilian schob die Unterlippe vor und nickte gewichtig. »Na, dann …«

»Wir können ja mal schauen, ob die Nachrichten schon was bringen«, sagte Therese rasch. Sie *hasste* politische Diskussionen innerhalb der Familie. Sie schaltete das TV-Gerät ein, sprang auf den Kanal der Ruhrstadt-Nachrichten. Doch da lief nur ein Bericht darüber, wie sehr sich die Luft- und Wasserqualität in den letzten fünf Jahren verbessert hatte.

Auch in den anderen Nachrichtenkanälen kam nichts. Brasilien hatte einmal mehr versucht, eine Weltraumrakete zu starten, doch sie war beim Aufstieg wieder explodiert, getroffen von einem der Millionen Trümmer, die den Planeten umkreisten und Raumfahrt noch für mehrere hundert Jahre unmöglich machen würden: Noch so ein Überbleibsel der vorigen Generationen, die mit ihrem Müll bedenkenlos um sich geworfen hatten.

»Vielleicht ist es noch zu früh für Nachrichten«, meinte Kilian. »Wenn es irgendeine Polizeiaktion ist, zum Beispiel, um Schmuggler dingfest zu machen oder so, dann werden sie natürlich erst berichten, wenn alles vorbei ist.«

»Jedenfalls haben wir hier einen Logenplatz«, stellte Therese fest und fand es irgendwie amüsant. Mal was anderes!

In diesem Augenblick klingelte es an der Tür.

»Ups«, machte Ole.

Kilian furchte beunruhigt die Brauen, spannte unwillkürlich die Schultern an, als könne es jeden Moment zu einem Kampf kommen.

Ein beunruhigender Anblick. »Was können die von uns wollen?«, fragte Therese leise.

Kilians linke Braue zuckte. »Keine Ahnung. Vielleicht wollen sie, dass wir die Fenster geschlossen halten.«

»So warm, wie es heute ist? Das können sie nicht von uns verlangen.« Therese sah beunruhigt in Richtung des Flurs. »Sollen wir überhaupt aufmachen?«

»Ich gehe«, sagte Kilian und setzte sich in Bewegung.

Doch es war gar nicht die Polizei, sondern eine junge, fast mädchenhafte Frau, die einen Stoffhund in der Hand hatte und schrecklich nervös war. Und sie redete gleich drauflos, plapperte wie ein Wasserfall, man verstand kein Wort!

»Kommen Sie doch erst mal herein«, sagte Kilian höflich.

Die Frau war klein, kleiner als Ole. Sie hatte schöne Haare, dunkelblond, ebenmäßig fallend. Intensive blaue Augen, die aussahen, als seien sie von innen beleuchtet. Vor allem aber hatte sie eine absolut makellose Haut, fiel Therese auf, ganz unwirklich eigentlich – zum neidisch werden, wenn sie an ihre ganzen Äderchen, Fältchen, Muttermale, Unreinheiten und erste Stellen von Orangenhaut dachte. Hach, die Jugend! Verschwendet war sie an die Jungen, da hatte dieser olle englische Dichter recht gehabt; wie hatte er noch mal geheißen …? Sie musste das bei Gelegenheit nachschlagen.

Sie setzten sich ins Wohnzimmer. Kilian holte was zu trinken, eine Flasche Fit-Wasser, und nach und nach bekamen sie heraus, worum es ging: Die Frau hieß Lina Jouvens, ihr Mann war Kilians Nachfolger als Fitnesstrainer in der Oase, sie hatte diesen Stoffhund in der Wohnung gefunden und sie deswegen kennenlernen wollen, und außerdem machte sie sich Sorgen, weil ihr Mann sich immer seltsamer benehme …

Das ergab alles überhaupt keinen Sinn.

Therese nahm den Stoffhund auf, aber nur, weil die Frau ihn vor sie hingelegt hatte. »Hören Sie«, sagte sie barsch, »was soll das alles? Das ist ein Stofftier für kleine Kinder. Das brauchen wir nicht. Deswegen hab ich’s ja dagelassen beim Auszug. Mein Mann hat es geschenkt bekommen, von Herrn Havelock, na gut, was weiß ich, warum. Ich meine, der war ein netter alter Mann, aber muss ich so ein komisches Geschenk deshalb in Ehren halten? Er ist sicher ein großer Politiker gewesen, aber er war trotzdem alt, hat es nicht

mehr geblickt, dass unser Sohn schon längst aus dem Alter raus ist.« Sie warf das Stofftier zurück auf den Tisch. »Und wie kommen Sie da eigentlich zu, uns hier zu überfallen und mit Ihren Beziehungsproblemen vollzulabern? Was erwarten Sie denn von uns?«

»Therese!«, unterbrach Kilian sie heftig. »Was ist denn mit dir los?«

Sie sah ihn erschrocken an, dann die Frau, der auf einmal Tränen über die puppenhaften Wangen flossen. Ja, was war nur los mit ihr? Da war irgendetwas in ihr hochgeblubbert, explodiert geradezu, von dem sie nicht einmal geahnt hatte, dass es dagewesen war …

»Entschuldigt«, stieß sie hervor, stand auf und eilte ins Bad, stolperte mehr, als dass sie ging, schloss hinter sich ab, setzte sich auf den Badewannenrand und atmete erst einmal tief durch, mit geschlossenen Augen. Beugte sich vor, drehte das kalte Wasser auf, wusch sich das Gesicht, ausgiebig.

Schließlich sank sie zurück, trocknete sich ab, sah sich um. Wie klein und schlicht dieses Badezimmer war, verglichen mit dem, das sie in der Oase gehabt hatten!

Im nächsten Augenblick ärgerte sie sich, überhaupt in diesen Bahnen zu denken. Das war Vergangenheit, dies hier die Gegenwart. Das Leben ging weiter, und damit es gut weitergehen konnte, mussten sie die Vergangenheit loslassen! Wie konnte sie das ihren Männern predigen, wenn sie selber noch an der Vergangenheit festhielt?

Ach, sie wusste einfach nicht, was in sie gefahren war. Was los war. Diese Frau hatte etwas an sich, das sie aufregte, und das lag nicht nur an ihrer wunderschönen Haut.

Sie blieb einfach sitzen, bis das ganze Tohuwabohu in ihrem Inneren zur Ruhe gekommen war, dann erst stand sie auf. Als sie herauskam, war die Frau schon wieder weg, aber den Stoffhund hatte sie dagelassen.

»Warum hat sie ihn nicht einfach behalten?«, sagte Therese grollend. »Sie will doch bestimmt auch mal Kinder haben.«

Kilian nahm das Stofftier auf. In seinen Händen wirkte es winzig. »Sie war ein bisschen kopflos«, sagte er, »ist regelrecht geflüchtet. Vielleicht können wir es einem Kind in der Nachbarschaft schenken?«

In Therese wallte schon wieder Ärger hoch, über diese Frau, die einfach so in ihr Leben eindrang. »Ach was«, sagte sie, »wer will denn so was?« Sie riss Kilian den Stoffhund aus der Hand und warf ihn dahin, wo er hingehörte: in den Mülleimer!

# Kapitel 25

*Dienstag, 1. April 2064*

Am Dienstag waren sie immer noch damit beschäftigt, Leventheims Bewegungsdaten durchzugehen, seine Einnahmen und Ausgaben, überhaupt alles, was ihnen helfen mochte, nachzuvollziehen, wie der Journalist die letzten Tage seines Lebens verbracht hatte.

Aber sie kamen auf keinen grünen Zweig. Es war, als wateten sie durch Morast und Nebel. Pfenning sagte mehr als einmal, er habe ein schlechtes Wochenende gehabt, so etwas färbe auf die Woche ab, da könne man nichts machen.

Und Ahmad war irgendwie seiner Schadenfreude verlustig gegangen, konnte sich nicht mehr freuen, den berühmten Ermittler und Frauenhelden ausgestochen zu haben. Hatte er das denn überhaupt? Das war doch ohnehin eine Angelegenheit gewesen, die Franka allein zu entscheiden gehabt hatte. Und die gemeinsame Arbeit, das gemeinsame Ziel, den Tod Leventheims aufzuklären, auch wenn sich in den Medien schon längst niemand mehr dafür interessierte – das verband sie längst mehr, als die Rivalität um Franka sie entzweit hatte.

Inzwischen war eine andere Art von Rivalität zwischen ihnen aufgebrochen. Pfenning vertrat zunehmend die These, dass Leventheims Tod mit dem organisierten Verbrechen zu tun haben müsse, Ahmad dagegen war immer mehr der Ansicht, dass es eine Verbindung zum Tod Havelocks gab. Was Pfenning im Brustton dessen, der auf lange kriminalistische Erfahrung zurückblicken kann, ablehnte.

»Es *muss* um das Freiheitsgeld gegangen sein«, versuchte Ahmad es wieder einmal. Inzwischen hatten sie in den enormen Mengen handschriftlicher Notizen weitere Berechnungen zu diesem Thema gefunden, aktuellere Berechnungen zudem, mit statistischen Zahlen bis zurück nach

2060. »Er hat sich viel mehr damit befasst, als es nötig gewesen wäre, um nur einen Artikel darüber zu schreiben. Hier, diese Aufstellungen von Einkommenssteuern, Robotersteuern und so weiter! Immer wieder schreibt er Anmerkungen wie ›das geht nicht auf‹ oder ›woher kommt das restliche Geld?‹ und so weiter. Ich sage Ihnen, er hat irgendwas entdeckt, mit dem er Havelocks große politische Tat am Tag seines Jubiläums in die Pfanne hauen wollte!«

»Aha«, machte Pfenning. »Und daraufhin hat sich Havelock auf seinen Rollator geschwungen, ist zu Leventheim gefahren und hat ihn niedergeschlagen. Stellen Sie sich das irgendwie so vor?«

»Nein, natürlich nicht.« Ahmad ließ sich gegen die Stuhllehne sinken. »Vielleicht hat er einen Helfer gehabt.«

»Mmh. Vielleicht war es aber auch ganz anders.«

Irgendwann am Nachmittag waren sie an einem toten Punkt angelangt, hingen mehr auf ihren Stühlen, als zu sitzen, und ihre Gedanken drehten sich nur noch im Kreis. Außerdem hatte Ahmad einen sauren Magen von zu viel Kaffee.

In diesem Moment meldete sich sein Pod mit einem Anruf. Sein Bruder.

»Basir?«, fragte Ahmad. »Was gibt’s?«

»Ah, Bruderherz«, hörte er Basirs Stimme am anderen Ende, aber irgendwie seltsam leise, seltsam weit weg. »Du, sag mal … Ich glaube, ich muss dir doch was gestehen …«

Etwas gestehen? Basir? Ahmad musterte Pfenning, der ganz in die Betrachtung eines rätselhaften Diagramms aus Kästen und Linien vertieft war, das sich in einer Schublade von Leventheims Schreibtisch gefunden hatte.

»Ich höre«, sagte Ahmad so ruhig, wie er konnte.

»Hmm …«, machte Basir. Der hatte doch wieder irgendwas eingeworfen, oder? »Ich glaube, es wär besser, du kommst her.«

Ahmad sah auf den Wandkalender. »Du willst mich aber nicht zufällig in den April schicken?«

»Oh, ist heute der 1. April?«, staunte Basir, verpeilt wie meistens. »Hab ich gar nicht mitgekriegt.«

Ahmad seufzte. »Also gut. Ich komm vorbei.«

Bis er bei Basir ankam, haderte sein Bruder schon wieder damit, ihn überhaupt angerufen zu haben.

»Das sind diese roten Pillen hier«, schnaubte er und schlug mit der Hand gegen sein Drogendepot. »Die nimmst du, und dann fühlst du dich so leicht und locker, dass du Sachen machst, ohne drüber nachzudenken …«

»Okay«, sagte Ahmad. »Und das hat dich auf die Idee gebracht, mir was zu gestehen. Also – was?«

»Ach was. Nichts.«

Das war gelogen. So gut immerhin kannte er seinen Bruder. »Basir!«

»Nein, ehrlich«, beteuerte der. »Das war nur so eine blöde Idee … Tut mir leid, dass ich dich deswegen herbestellt hab.«

Ahmad setzte sich auf Basirs Lieblingssessel, schlug die Beine übereinander. »Ich bleib hier, bis du’s mir sagst.«

Basir schnaubte entrüstet. Seine glasigen Augen gingen ziellos hin und her. Er sah ein bisschen aus wie ein Tier, das aus einer Falle entkommen will, aber nicht weiß, wie.

»Ich hab Zeit«, fuhr Ahmad gemächlich fort. »Im Revier tut sich eh grad nichts. Außerdem ist es da so heiß. Bei dir ist’s echt viel angenehmer. Ich sollte öfter herkommen.«

Basir seufzte, gab das gequälte Häufchen Elend. Schließlich sagte er: »Also gut. Es ist so: Dieser Leventheim …«

»Ja?«, hakte Ahmad nach, als sein Bruder mitten im Satz verstummte.

»Der ist mal zu mir gekommen. Eines Abends. Hat geklingelt, sich vorgestellt und so. Und dann hat er mich was gefragt.«

Ahmad hob nur die Augenbrauen und wartete ab. Gar nichts zu sagen, das hatte er in seiner Zeit als Steuerfahnder mehr als einmal erlebt, wirkte oft Wunder.

»Er hat mich gefragt, ob er wohl einen Karton mit ein paar Unterlagen in meinem Keller unterstellen dürfte«, sagte Basir und ließ die Schultern hängen.

Auf einmal spürte Ahmad ein Kribbeln unter der Kopfhaut, das ihm sehr bekannt vorkam. So hatte es sich immer angefühlt, wenn er in Kontoauszügen und Bankunterlagen auf Zahlen gestoßen war, die nicht zusammengepasst hatten.

»Einen Karton?«, wiederholte er.

»Ja. Ungefähr so groß.« Basir malte Umrisse in die Luft, aus denen rein gar nichts abzulesen war.

»Und der Karton, der steht immer noch in deinem Keller?«

»Ja. Also … gestern Abend stand er da jedenfalls noch.«

Ahmad zwang sich zur Ruhe. »Und … hast du ihm das einfach so erlaubt, oder hat er dir was dafür bezahlt?«

»In gewisser Weise«, sagte Basir und seufzte noch einmal. »Er hat mir dafür Pillen gekauft. Die ›Blue Dreams‹, meistens.«

Drogen, das Schwarzgeld des kleinen Mannes. »Du weißt, dass solche Tauschgeschäfte illegal sind?«

»Ja, ja.«

»Von mir erfährt's keiner«, versprach Ahmad. »Aber du musst mir diesen Karton zeigen.«

»Ja, klar.« Basir kramte in einer Schublade herum, bis er eine Schlüsselkarte fand, offenbar der Kellerschlüssel. Was an diesem Haus war eigentlich *nicht* museumsreif?

Sie verließen die Wohnung und gingen die Treppen hinab in den Keller. Hier war Ahmad noch nie zuvor gewesen. Die Schlüsselkarte, sah er, diente nur dazu, den Zugang ins Untergeschoss zu öffnen; dort ging es durch ein Labyrinth kahler Flure, deren Wände einstmals weiß gestrichen gewesen waren, inzwischen aber abgeschabt und heruntergekommen aussahen. Der Boden war blanker Beton, die Türen zu den Kellerräumen der Hausbewohner bestanden aus angerostetem Stahl, jede durch ein Zahlenschloss mit im Lauf der Zeit nahezu verblassten Ziffern gesichert. Jedes Stockwerk hatte seinen eigenen Flur, und an jeder Tür stand die Nummer der zugehörigen Wohnung.

Sie passierten eine offen stehende Tür, durch die man in eine Art Garagenwerkstatt sah, in der Erik an einem Auto herumschraubte. Die Wände quollen schier über von Werkzeug und anderen Dingen, auf beängstigend weit überstehenden Regalen.

»Erik hat eine von den fünf Garagen«, erklärte Basir. »Man kann von außen rein oder von innen. Aber die meisten Keller sind ganz winzig, meiner auch.« Er winkte Erik zu. »Hi, Erik!«

Erik tauchte aus den Eingeweiden des Wagens auf. »Was macht ihr denn hier?«

»Ach, du weißt doch …«, stieß Basir quengelnd hervor. »Ich hab's ihm gesagt.«

»Ah ja?«, sagte Erik, sich mit seinem Schraubenzieher am Kopf kratzend. »Weiß nicht, ob mir das gefällt.«

»Ja, ja«, meinte Basir unwirsch und raunte Ahmad im Weitergehen zu: »Du musst nichts auf ihn geben, okay? Erik ist nett, aber er ist auch ein ziemlicher Spinner.«

»Dacht ich mir fast«, gab Ahmad zurück.

Basirs Keller war tatsächlich winzig, kaum größer als sein Bad, in dem man sich auch nur mit Mühe umdrehen konnte. Allerdings hatte er auch nicht viel Bedarf an Kellerraum; das Kabuff war leer bis auf Basirs uraltes Fahrrad, das mit platten Reifen hochkant an der Wand lehnte – und auf einen weißen Karton, der harmlos in einer Ecke stand.

»Wann war das eigentlich, dass Leventheim zu dir gekommen ist?«, fragte Ahmad und zog das Paar dünne Schutzhandschuhe heraus, das er immer mit sich herumtrug, für Fälle wie diesen.

»Och … muss ein Jahr her sein oder so«, überlegte Basir. »Aber frag mich nicht nach dem Datum. Das weiß ich nicht mehr.«

»Ein Jahr.« Ahmad zog die Handschuhe an und ging vor dem Karton in die Hocke. »Und war das eine einmalige Sache, oder ist Leventheim immer wieder mal gekommen?«

»Wie meinst du das? Also, er hat mir jeden Monat ein Päckchen Pillen in den Briefkasten geworfen, wenn du das meinst.«

»Nein, ich meine, ob er ab und zu an seinen Karton wollte.« Er hob den Deckel behutsam an, darauf bedacht, keine Spuren zu verwischen. »Um was zu holen oder was anderes reinzutun.«

»Weiß ich nicht«, brummte Basir. »Ich hab ihm halt den Code verraten, für die Tür. Dann konnte er kommen und gehen, wie er wollte.«

»Hast du keine Angst gehabt, dass er dir womöglich den ganzen Keller vollstellt?«

»Hä?« Basir blies die Backen auf und ließ sie wieder ploppen. »Hab ich gar nicht drüber nachgedacht.«

Ahmad ächzte. Was fragte er denn?

In dem Karton befand sich … *noch* mehr Papier. Was auch sonst?

Obenauf lag ein Briefumschlag. Ahmad nahm ihn hoch, drehte ihn herum. *Herrn Günter Leventheim, persönlich* stand darauf in einer betulich wirkenden Handschrift.

Der Brief steckte noch darin. Ahmad zog ihn vorsichtig heraus, entfaltete ihn.

Er war datiert vom Freitag, dem 18. Januar, und in derselben Handschrift verfasst.

*Sehr geehrter Herr Leventheim,*

*Es wird Sie wahrscheinlich überraschen, aber ich ersuche Sie dringend, mich in einer politisch überaus wichtigen Angelegenheit zu besuchen. Wie Sie*

*zu mir finden, steht auf dem beiliegenden Blatt. Bitte behandeln Sie dieses Schreiben streng vertraulich, in unser beider Interesse.*

*Mit freundlichen Grüßen,*
*Ihr alter Lieblingswidersacher*
*Robert Havelock*

# Kapitel 26

*Dienstag, 1. April 2064*

Ahmad starrte den Brief lange an, während seine Gedanken einander jagten. Schließlich atmete er wieder aus, legte alles zurück in den Karton, erhob sich und sagte: »Nichts anfassen. Ich muss die Spurensicherung rufen.«

Also hatte ihn sein Gefühl nicht getrogen. Irgendwo unter all der Verblüffung, die ihn erfüllte, kicherte eine kleine, fiese Stimme hämisch: *Ein weiterer Punktsieg gegen Ulf Pfenning! Ha!*

»Die Spurensicherung?«, echote Basir. »Du meinst … die *Polizei*?«

»Die Polizei«, sagte Ahmad und zog die Handschuhe wieder aus, »ist schon hier. Falls dir das nicht klar sein sollte.«

Eine Stimme hinter ihnen ließ sie beide herumfahren. Es war Erik in seinem ölverschmierten Overall, der aufgeregt ausrief: »He, Mann, langsam, langsam! Das kannst du doch nicht machen. Wenn du jetzt die Polizei rufst … wenn die jetzt hier überall herumschnüffeln … du, das kann ich grad gar nicht brauchen!«

»Wieso denn nicht?«, fragte Ahmad verwundert zurück.

»Mann!« Erik rang die Hände. »Weil ich grad dabei bin, ein Auto zu frisieren! Verstehst du das nicht?«

Ahmad stopfte die Handschuhe in die Tasche. »Nein. Verstehe ich nicht. Was gibt’s an einem Auto zu frisieren?«

Erik wand sich. »Na, ich mach halt Sachen … Sachen, die, sagen wir, nicht so richtig erlaubt sind …«

»Er baut die elektronische Überwachung aus«, übersetzte Basir gleichmütig.

»Na, danke, Bruder!« Erik stampfte mit den Füßen auf. »Verpfeif mich doch. Jetzt hab ich den Salat. Und ich bin mitten drin grade, mitten drin!« Er

fuchtelte mit seinem Schraubenzieher herum, als wolle er das Sahneschlagen üben.

Ahmad hob die Hände. »Jetzt mal langsam. Es geht um *diesen* Keller, um diesen Karton hier. Kein Mensch interessiert sich für dein Auto.«

»Lass uns ein Geschäft machen«, zischte Erik und kam näher, senkte seine Lautstärke auf Flüsterniveau. »Wenn du dafür sorgst, dass die meine Werkstatt in Ruhe lassen, dann verrat ich dir was, was niemand weiß. Und nicht irgendeinen Scheiß, sondern eine richtige Sensation, versprochen. Einer wie du kann damit richtig Karriere machen, glaub mir.«

Aus der Nähe betrachtet sah der Schraubenzieher in Eriks Hand ziemlich gefährlich aus, fiel Ahmad auf. Mit Schraubenziehern waren schon Morde verübt worden, und er hatte gar keine Waffe bei sich. Vielleicht besser, dafür zu sorgen, dass der Mann nicht ausrastete.

»Okay«, sagte Ahmad also. »Abgemacht. Lass hören.«

Erik kam vollends zu ihnen in den Keller herein, zog die Tür hinter sich zu, holte tief Luft, beugte sich dann vor und wisperte: »Es gibt eine Alienbasis in der Naturschutzzone Teuto!«

»Sag bloß«, meinte Ahmad, der mit so etwas in der Art schon gerechnet hatte. »Eine Alienbasis?«

Erik nickte heftig. »Nicht so laut! Aber: Ja! Man hat mitten im Naturreservat eine Basis gebaut, um Kontakt mit den Aliens aufzunehmen. Ich kenn jemanden, der dort gearbeitet hat. Er hat eine Verpflichtung unterschreiben müssen, nichts über seinen Auftrag zu verraten – ein Maurer, denk mal! Sie haben ihn und die andern Arbeiter in einem Haus in einem der aufgegebenen Orte untergebracht, für sechs Monate, und sie von dort jeden Tag mit Bussen an die Baustelle gefahren. Und die Scheiben der Busse waren schwarz gestrichen, damit sie nicht raussehen konnten!«

»Ist ja ’n Ding«, sagte Ahmad amüsiert.

»Jedenfalls, dort waren schon Fundamente gedruckt, aber er und die anderen haben dann das Gebäude errichtet, ein Riesenbau, hat er gesagt. Mit einer Landefläche für deren Raumschiffe, mit einem großen Konferenzraum für die Verhandlungen mit denen, und so weiter.« Erik hob den Zeigefinger. »Deswegen ist es auch verboten, in die Naturschutzzonen zu gehen oder sie zu überfliegen! Weil niemand von diesem Bau wissen darf.«

Der Flugverkehr über den Naturschutzzonen war tatsächlich eingeschränkt, und es war auch verboten, das Gelände zu betreten, aber der wahre Grund dafür war natürlich der, dass es ja Sinn und Zweck dieser

Zonen war, die Natur sich dort selbst zu überlassen, ohne Eingriffe und auch ohne die potenziell störende Anwesenheit von Menschenmassen. Weil es bei den Zonen nicht nur darum ging, Kohlendioxid aus der Atmosphäre zu binden, sondern auch darum, dem natürlichen Ökosystem eine möglichst große Pufferzone zu schaffen.

»Und was fang ich jetzt damit an?«, fragte Ahmad zurück, der sich ein Grinsen verbeißen musste. »Ich meine, so eine Naturschutzzone ist ja groß. Riesig, geradezu.«

Erik lächelte triumphierend. »Ist klar. Deswegen hab ich meinem Kumpel auch ein GPS-Gerät mitgegeben, heimlich, versteht sich. Ich hab die Koordinaten. Aber die kriegst du erst, wenn unser Deal geklappt hat und die Polizei meine Werkstatt tatsächlich in Ruhe lässt.«

»Okay, das kriegen wir hin«, meinte Ahmad belustigt und fuhr fort: »Du gehst jetzt, schaltest in deiner Werkstatt alles aus und die Tür ab und verziehst dich in deine Wohnung, bis alles vorbei ist. Einfach … Ruhe bewahren, und alles wird gut.«

Erik musterte ihn skeptisch, sein Unterkiefer bewegte sich hin und her, als kaue er an etwas. »Okay«, meinte er schließlich. »So mach ich's. Ich muss mich halt auf dich verlassen. Aber du weißt jetzt ja, was auf dem Spiel steht.«

»Genau«, sagte Ahmad und zog seinen Pod aus der Tasche.

Erik nickte noch einmal grimmig, dann öffnete er die Kellertür und verschwand im Flur.

»So was kannst du einfach bestimmen?«, wunderte sich Basir.

»Das bestimmt der Gesetzgeber so«, erwiderte Ahmad und rief Pfennings Nummer auf. »Ohne Durchsuchungsbeschluss darf man auch Kellerräume nicht einfach durchsuchen.«

»Aber meinen schon, oder was?«

»Das hast du mir ja erlaubt«, erklärte Ahmad und drückte auf *Anrufen*.

Während es am anderen Ende klingelte, fragte er sich, ob dieser Erik irgendwann noch Probleme machen würde. Den würde er sich vielleicht mal genauer anschauen müssen.

Pfenning kam mit Jana Dobrev und Fehim Demir an und brachte noch zwei KTU-Leute mit, doch in dem Kellergeschoss mit seinen kahlen Betonwänden klang es, als sei eine ganze Armee zugange. Die Spurensicherer waren gerade dabei, das Zahlenschloss von Basirs Kellerabteil mit ihrem magischen

Zauberpulver zu bepinseln, als eine ältere Frau mit ungepflegten langen Haaren herunterkam, einen Korb Bierflaschen im Arm: Sie sah die Männer in ihren weißen Overalls, stieß einen Quieklaut aus und machte auf der Stelle kehrt.

Ahmad ließ sich den Triumph nicht nehmen, Pfenning den Brief eigenhändig zu präsentieren und zu sagen: »Es gibt also *doch* eine Verbindung zwischen Leventheim und Havelock!«

Pfenning war deutlich angesäuert. »Urteilen Sie nicht vorschnell, junger Mann«, knurrte er, als er das Schreiben gelesen hatte. »Ich kann’s nur immer wieder sagen. Das ist in unserem Job tödlich.«

Dann vernahm er Basir, der ihm, so wie Ahmad es ihm eingeschärft hatte, sagte, es sei nur ein Gefallen gewesen und er habe nichts dafür haben wollen. »Ich hab nicht viel, was ich in einen Keller stellen müsste«, fügte er hinzu. »Sehen Sie ja.«

»Okay«, grollte Pfenning und wandte sich an Jana und Fehim: »Befragt alle Bewohner des Hauses, die ihr erwischt, ob Leventheim sie auch um so einen Gefallen gebeten hat.«

»Glaub ich nicht«, meinte Jana. »Wenn er noch mehr Zeug gehabt hätte, dass er verstecken wollte, hätt’ er’s doch einfach hier dazustellen können. Platz genug wär ja gewesen.«

»Du sollst nicht glauben, du sollst fragen«, erwiderte Pfenning barsch. »Los jetzt!« Er sah den beiden nach, bis sie außer Sicht waren, dann zückte er seinen Pod und meinte, an Ahmad gewandt: »Aber wahrscheinlich hat sie recht. Ich geh mal ein bisschen telefonieren.«

»Soll ich auch an der Befragung …?«

»Nein, bleiben Sie hier. Passen Sie auf, dass die KTU-ler keinen Fingerabdruck übersehen.«

Damit ging er. Ahmad stand herum, langweilte sich und behielt vor allem seinen Bruder im Auge, der die Verrichtungen der weiß Bekittelten so besorgt verfolgte, als enthielte sein Kellergelass empfindlichste Kostbarkeiten.

Pfenning blieb lange fort. Irgendwann kam jemand von der KTU, eine grimmig dreinblickende Frau, die Ahmad an seine Mutter erinnerte, und sagte: »Also, das Schloss war in Ordnung, da hat sich niemand gewaltsam Zutritt verschafft. Ein Zugangsprotokoll gibt’s allerdings nicht, ist ein altes Modell. Fingerabdrücke sind so weit gesichert, ziemliches Chaos, fraglich, ob da was Verwertbares dabei sein wird.« Sie streifte die Kapuze zurück und

zog den Haargummi ab, der ihre Haare zusammengehalten hatte. »Kurz und gut, ihr könnt den Karton mitnehmen.«

»Okay, danke«, sagte Ahmad und merkte, dass es ihm nicht schlecht gefiel, den Chef zu spielen.

Dann kehrten Jana und Fehim zurück. »Nichts«, fasste Fehim das Ergebnis zusammen, und Jana ergänzte: »Genau, wie ich gesagt habe.«

Endlich tauchte Pfenning wieder auf, süffisant grinsend. »Also, junger Kollege, Folgendes habe ich eruiert: Altbundeskanzler Robert Havelock hat seit dem Tod seiner Ehefrau in der *Oase* gelebt, das ist eine *Gated Community* hier in Ruhrstadt-Ost. Gibt vielleicht auch ein deutsches Wort dafür, das ist aber nicht so gebräuchlich. Jedenfalls, ich hab dort angerufen, mich bis zur obersten Chefin durchgefragt, und die hat dann in den Protokollen der Pforten nachschauen lassen. Ergebnis: Günter Leventheim hat die Oase nie betreten.«

Er ließ seinen Pod mit einer schwungvollen, geradezu triumphierenden Bewegung in seiner Hemdtasche verschwinden.

»Mit anderen Worten, Havelock mag Leventheim eingeladen haben – aber der Journalist ist der Einladung nicht gefolgt. Aus alter Feindschaft, schätze ich.« Er sah Ahmad spöttisch grinsend an. »Und jetzt überlege ich mir, ob ich Sie nicht hundertmal schreiben lassen soll, ›ich darf nicht vorschnell urteilen‹.«

»Kann sich Leventheim nicht an der Pforte vorbeigemogelt haben?«, wandte Ahmad ein. »Oder unter falschem Namen gekommen sein?«

»Nein, eben nicht«, erklärte Pfenning. »Das ist nämlich genau der springende Punkt bei solchen *Communities*: dass der Zugang streng und genau kontrolliert wird, weil die Bewohner sich darin völlig sicher fühlen sollen. Das ist deren Geschäftsmodell, und das ziehen die auch knallhart durch.« Pfenning machte eine wegwerfende Handbewegung. »Aber natürlich nehmen wir das Zeug mit, auf eine Kiste voller Papier mehr oder weniger kommt’s jetzt auch nicht mehr an. Und vielleicht finden wir ja was. Er muss schließlich einen Grund gehabt haben, ausgerechnet dieses Material auszulagern.«

Pfenning sah aus wie ein Bühnenmagier, als sie alle, zurück im Revier, rund um den Tisch im Konferenzraum saßen und er feierlich Schutzhandschuhe anzog, den Deckel des Kartons abhob und dessen Inhalt nacheinander herausholte, nicht, ohne jedes Stück zu kommentieren.

»Der Brief des Altpräsidenten, der unbeachtet blieb … ein Ausdruck eines Manuskripts … *noch* ein Ausdruck eines Manuskripts, womöglich desselben?« Er hielt inne. »Ah. Eine Kopie eines Textes in Arabisch. Müller, Sie können uns das sicher übersetzen?« Er hielt Ahmad das Blatt hin.

Der hob die Hände, schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich kann kein Arabisch.«

Pfenning stutzte. »Wie bitte?«

Ahmad hob die Schultern. »Na, vielleicht fünf Worte.«

»Professor Dr. Latifa Massoud-Müller, Dozentin für Arabistik an der Universität von Barcelona – das ist doch Ihre Mutter?«

»Sie haben aber gründlich recherchiert.«

»Gewöhnt man sich an in diesem Job.«

Ahmad seufzte. »Ich wollte nicht, okay? Pubertärer Trotz. Außerdem ist Arabisch eine verdammt schwere Sprache, und ich bin nicht gut in Sprachen. Ich bin froh, dass ich einigermaßen Englisch kann.«

Pfenning musterte ihn lange. »Na gut«, sagte er schließlich und legte das Blatt beiseite. »Dann muss eben unsere gute alte Übersetzersoftware ran.«

»Betonung auf *alt*«, murmelte Fehim.

Es ging weiter mit dem Auspacken. »Noch ein Manuskript. Das scheinen verschiedene Stände zu sein. Das eine ist mit handschriftlichen Anmerkungen in grüner Farbe versehen, hier sind sie violett.« Pfenning stutzte. »Oha! Was haben wir denn *hier*?«

Er holte einen seltsamen Gegenstand heraus, eine kleine, rechteckige Box aus Plastik, mit zwei Löchern darin, in denen ringsum weiße Zähne zu sehen waren. Ahmad hatte nicht den Hauch einer Ahnung, was das sein sollte.

»Das allein ist schon den ganzen Aufwand wert«, sagte Pfenning begeistert und hob das Ding hoch. »Weiß jemand, was das ist?«

Allgemeines Kopfschütteln. »Mein Vater hatte eine Terabyte-Platte, die so ähnlich aussah«, meinte Jana Dobrev. »Aber nur so ähnlich.«

»Das, Leute«, dozierte Pfenning, »ist eine alte *Tonbandkassette*. Damit hat man früher Ton aufgenommen – und zwar *richtig* früher, vor achtzig Jahren oder so. Der Speicher besteht aus einem Band, das mit Eisenoxid beschichtet ist und an einem sogenannten *Tonkopf* vorbeibewegt wird, der die Partikel darin entsprechend den Schallwellen magnetisiert. So ungefähr funktioniert das.« Er betrachtete das Ding in seiner Hand einen Augenblick lang beinahe ehrfürchtig. »Große Güte – meine Großeltern haben so etwas gehabt, und das war damals schon alt. *Diktafon* hieß das Gerät dazu. Damals

gab’s noch keine Spracherkennung; man hat auf so ein Gerät diktiert, und jemand anders musste es abhören und abschreiben.«

Fehim runzelte die Stirn. »Ulf – du verarschst uns gerade, oder?«

»Nee, nee, das ist ganz alte Schule, ich sag’s dir«, erwiderte Pfenning aufgekratzt. »Ruf doch mal die Okafor an, die soll kommen und sich das ansehen. Bin gespannt, ob die das kennt.«

Wenige Minuten später kam die KTU-Leiterin herein, sichtlich unbegeistert über die Störung. »*Griasz’eich.* Was is’ so dringend?«

»Maria, hier.« Pfenning hielt ihr das fragliche Ding hin. »Haben Sie so etwas schon mal gesehen?«

Sie stutzte, musste lachen. »Ja, *do legst di nieda!* Habt’s ihr ein Museum ausg’raubt? Das ist eine Tonbandkassette!«

»Ja, genau.« Er gab sie ihr in die Hand. »Können Sie was damit anfangen?«

»Hmm.« Sie drehte das Ding hin und her, überlegte. »Also, mein Großvater hätt’ noch so ein Gerät, mit dem man’s abspielen könnt’ …«

»Na, prima!«

»… aber der lebt in Lagos.« Sie schüttelte den Kopf. »Selbst wenn ich ihn überred, es herzuschicken, würd’s ewig dauern.«

»Vielleicht gibt es ja noch mehr Großeltern, die solche Geräte haben«, warf Jana Dobrev ein. »Oder wir stellen eine Anfrage in die Netze.«

Die KTU-Chefin schnippte mit den Fingern. »*Naa*, ich weiß, wen ich frag’n kann: ’s Deutsche Museum in Minga. *München*«, fügte sie erklärend hinzu. »Die hab’n so ein Gerät entweder, oder sie könn’n mir sagen, wo ich eins herbekomm.«

Pfenning nickte so heftig, dass sein prächtiger roter Pferdeschwanz wackelte. »Tun Sie das bitte. Mich interessiert brennend, was da drauf ist. Vielleicht ein noch nicht niedergeschriebenes Kapitel des Buches, dessen verschiedene Fassungen wir hier haben, und womöglich enthält genau das die Spur, die wir brauchen!«

»Das wäre auch etwas, wonach wir suchen könnten«, warf Fehim ein. »Wenn Leventheim seine Texte auf so ein … *Ding* diktiert hat –«

»Er muss dazu doch auch ein entsprechendes Gerät gehabt haben«, unterbrach ihn Jana, »wo ist das denn?«

»Dort, wo auch sein Pod, seine Kamera und seine Speicher sind, schätze ich«, warf Pfenning ein.

»… wer hat die Texte für ihn dann abgeschrieben?«, vollendete Fehim seine Frage. »Auch diese Person muss ein passendes Gerät besitzen, und sicher hat sie es noch. Und es wäre interessant zu wissen, wer das ist. Sein Verleger könnte so etwas wissen.«

»Das ergibt keinen Sinn«, platzte Ahmad heraus. »Eine Sprachaufnahme kann man mit jedem Pod machen; zweimal mit dem Finger getippt, und los geht's. Und die Aufnahme kann man dann verschicken oder direkt in Text umsetzen lassen … Warum hätte Leventheim so umständlich arbeiten sollen, mit derart vorsintflutlichen Geräten? Ich meine, er hat ja schließlich auch nicht mehr mit dem Federkiel geschrieben.«

Das löste einen Moment grüblerischer Stille aus. Dann meinte Pfenning, an die KTU-Leiterin gewandt: »Das könnten Sie die vom Deutschen Museum auch gleich fragen – ob es eine Möglichkeit gibt, so eine alte Tonaufnahme irgendwie direkt in einen Computer und ein Diktierprogramm zu übernehmen.«

Okafor nickte, holte eine viel zu große Plastiktüte aus der Tasche ihres Laborkittels und hielt sie Pfenning hin, der die Tonbandkassette hineingleiten ließ. »Falls noch ein paar Spuren übrig sind, ja?« Sie sah auf die Uhr. »Heut isses schon zu spät, um noch anzurufen, aber das mach ich glei' morgen früh.«

»Ich wäre Ihnen sehr verbunden«, sülzte Pfenning, den Charmeregler unvermittelt auf volle Pulle gestellt.

Die KTU-Chefin lächelte zurück, dann verabschiedete sie sich und entschwand wieder.

»Müller hat recht«, überlegte Jana Dobrev. »Diese Tonbandkassette kann kein Teil von Leventheims normaler Arbeitsroutine gewesen sein, auch wenn er noch so sehr ›alte Schule‹ war. Viel wahrscheinlicher ist, dass sie selber eine Art Dokument ist. Ein *altes* Dokument.«

»Umso interessanter, den Inhalt hörbar zu machen«, meinte Pfenning und packte den Inhalt des Kartons vollends auf den Tisch, eine Mappe, ein Bündel, ein Hefter nach dem anderen: Ab jetzt kam nur noch Papier in seinen verschiedensten Erscheinungsformen.

»Unglaublich«, murrte Fehim, als er die vielen Stapel vor sich liegen sah. »So viel beschriebenes Papier! Selbst auf unseren steinalten Tablets würden diese ganzen Dokumente hier nicht mal ein Tausendstel des Speicherplatzes belegen, und wenn ich an das hypermoderne Ding denke, das meine Tochter hat …« Er schüttelte den Kopf. »Das hier ist *wirklich* alte Schule.«

Draußen begann es schon zu dunkeln, aber niemand dachte daran, nach Hause zu gehen. Sie sichteten die Unterlagen, ordneten sie, lasen darin. Vieles war doppelt und dreifach da, in verschiedenen Fassungen, mit Korrekturen versehen und mit Korrekturen der Korrekturen, und je mehr sie lasen und verstanden, wovon die Rede war, desto stiller wurde es im Raum, und die Dunkelheit rings um den beleuchteten Tisch kroch die Wände hoch und wurde zu gruseligen Schatten. Was sie lasen, war ein Albtraum.

»Also, ich fass mal zusammen«, sagte Ulf Pfenning irgendwann mit belegter Stimme. »Was wir heute Nachmittag in dem Kellerversteck gefunden haben, sind offenbar verschiedene Fassungen des Manuskripts zu einem Buch, das Leventheim veröffentlichen wollte. Es handelt von Schleusern, die Afrikaner für viel Geld übers Mittelmeer nach Sizilien schmuggeln, sie dort in einem abgelegenen, verfallenen ehemaligen Luxushotel einquartieren und dann dazu veranlassen, möglichst viele Selfies und Tonaufnahmen und so weiter zu machen davon, wie gut es ihnen hier in Europa geht. Aufnahmen, die sie aber nicht abschicken können, weil das Hotel kein Netz hat. Sobald die Pods der Afrikaner voll sind, bringen die Schleuser sie alle um, entsorgen die Leichen und schicken die Nachrichten und Bilder nach und nach in deren alte Heimat, um die nächsten Auswanderwilligen anzulocken, die glauben, sie erkaufen sich mit dem Schleusergeld den Eintritt ins Paradies.«

»Infam«, stieß Jana Dobrev hervor. Sie war ganz bleich im Gesicht. »Das ist … Ich hab gar keine Worte dafür.«

»Vielleicht ist das die Erklärung«, fuhr Pfenning fort. Er hatte schon lange aufgehört zu triumphieren; inzwischen dünstete er eher eine Art brütenden Zorns aus. »Die Bande ist auf seine Recherchen aufmerksam geworden, hat gemerkt, dass ihnen jemand auf den Fersen ist, der ihr Geschäft ruinieren will, und da sind sie gekommen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Und um zu erfahren, was er alles weiß und bis zu wem die Informationen schon gelangt sind.« Er hob den Kopf, sah Jana an. »Merk dir mal vor, dass wir morgen die Todesfälle der letzten Zeit in anderen Städten checken, ob es da Parallelen gibt.«

»Du meinst, dass Leventheim ihnen Namen genannt hat, und die sind jetzt auch tot?«

»Oder dass es solche Namen in den Speichern gab, die sie mitgenommen haben.«

»Müsste er denn mit so einer Bedrohung nicht gerechnet haben?«, fragte Ahmad und betrachtete das auf Arabisch beschriftete Blatt. Es handelte sich um eine banale Anleitung für den Umgang mit hochseetüchtigen Schlauchbooten, hatte die Übersetzer-KI ihnen verraten. »Ich meine, er war doch einer der erfahrensten Reporter überhaupt, oder? Sagen sie jedenfalls in den Nachrufen.«

»Na, immerhin hat er das Manuskript rechtzeitig in Sicherheit gebracht, das war schon mal ziemlich schlau«, wandte Pfenning ein. Er fischte eine dünne, einstmals grüne, in Jahren des wiederholten Gebrauchs aber vergilbte und vielfach eingerissene Mappe aus einem der Stapel. »Und hier haben wir allerlei Namen und Adressen in Sizilien. Da rufen wir morgen die Kollegen in Italien an und bitten um ein bisschen Amtshilfe.« Er verzog das Gesicht. »Vielleicht kriegen wir ja doch noch einen Skandal. Und eine Pressekonferenz.«

# Kapitel 27

*Mittwoch, 2., und Donnerstag, 3. April 2064*

Am Mittwochmorgen trudelte die letzte definitive Absage ein, und damit musste Kilian auch den letzten Eintrag auf seiner Liste streichen.

Therese beobachtete ihn besorgt. Er war mehr als nur enttäuscht, das sah sie. Irgendwie traf ihn das tief.

»Tja«, sagte er und sah sie mit einem verlegenen Grinsen an. »Jetzt weiß ich nicht mehr, wohin ich mich noch wenden soll.«

Er knüllte die nutzlose Liste zusammen und warf sie in den Mülleimer. Therese sagte nichts, hatte das Gefühl, besser nur zuzuhören.

»Weißt du, dass ich was finde, das so gut zu meiner Qualifikation passt wie der Job in der Oase, das hab ich ja gar nicht erwartet«, fuhr er nach einer Weile fort. »Gab's auch nicht, nichts in der Richtung. Aber wie gesagt, darum ging's nicht. Ich hätte auch was anderes gearbeitet. Das wär vielleicht sogar mal ganz interessant gewesen. Hätte mich noch mal gefordert, was Neues zu lernen, und so weiter. Aber … nichts. Gar nichts. In der Härte hab ich das wirklich nicht erwartet. Da hat sich schon was verändert in der Zeit, die wir im Elysium gelebt haben.«

»Mehr als zehn Jahre«, sagte Therese.

»Ja. Mehr als zehn Jahre. Unglaublich, wie die Zeit vergeht.« Er sah sie gar nicht an, stierte nur vor sich hin, als läge der Abgrund des Todes schon vor ihm.

»Vielleicht«, meinte Therese behutsam, »ist es gerade einfach nicht angesagt für dich, für Geld zu arbeiten. Vielleicht musst du diese Vorstellung loslassen –«

»Ach, du mit deinem ewigen Loslassen!«, brauste Kilian auf, schnellte von seinem Stuhl in die Höhe und trat ans Küchenfenster, stand davor, als hindere es ihn an der Flucht.

Therese spürte ihr Herz bis in den Hals hinauf schlagen, so sehr hatte sie sein Wutausbruch erschreckt. Diese Seite kannte sie an ihm gar nicht! Sie saß da wie gelähmt und wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Entschuldige bitte«, sagte er nach einer Weile, immer noch mit dem Rücken zu ihr stehend. »Ich hätte das nicht sagen sollen.«

»Du hast ja recht«, murmelte sie. »Ich rede schon arg viel übers Loslassen. Und dabei bin ich mir nicht mal sicher, ob ich überhaupt weiß, was das heißt.«

Er drehte sich zu ihr um, musterte sie. »Wenn ich dich ansehe, kann ich gar nicht glauben, dass wir mehr als zehn Jahre in diesem verwunschenen Schloss da gelebt haben sollen.«

Sie musste lachen und auch ein bisschen weinen und war schon wieder versöhnt. Er setzte sich zu ihr, nahm ihre Hand, und da kam ihr das mit den mehr als zehn Jahren auch ganz unglaubwürdig vor.

»Du mein jugendlicher Liebhaber, du«, hauchte sie. »Sollen wir ins Bett gehen? Ole kommt nicht vor zwei Uhr.«

Ein Leuchten glomm in seinen Augen auf. »Ich sehe, du verstehst es, einem die Vorteile der Arbeitslosigkeit nahezubringen …«

Hinterher lag sie in seinen Armen und hörte ihm zu, wie er sich Luft machte. »Es liegt an den hohen Steuern, weißt du? Ich meine, klar, die sind nötig, um das Freiheitsgeld zu finanzieren. Logisch. Aber dadurch sind die Unternehmen, die qualifiziertes Personal brauchen, gezwungen, sehr, sehr hohe Bruttogehälter zu zahlen – und das wiederum macht den Einsatz von Robotern *noch* lohnender. Mit anderen Worten, wir finanzieren im Grunde deren ständigen Vormarsch in allen Branchen. Wie soll das enden, hmm? Doch nur so, dass es eines Tages für uns Menschen überhaupt nichts mehr zu tun gibt.«

Therese verrieb einen der Schweißtropfen auf seiner Brust. »Wäre das denn so schlimm?«

Kilian atmete geräuschvoll ein. »Wer arbeitet, gehört dazu. Hat mein Vater immer gesagt.«

»Ah, ja, der Spruch passt zu ihm. Aber das ist trotzdem nur eine kulturelle Prägung. Die alten Griechen der Oberschicht haben auch nichts gearbeitet. Die englischen Adligen auch nicht. Die hätten das unter ihrer Würde gefunden.«

»Tja, da bin ich wohl anders geprägt.«

»Wobei ›Lord Kilian‹ gut klingen würde.«

»Da widerspreche ich nicht, Lady Therese«, meinte er amüsiert, um gleich darauf wieder ernst fortzufahren: »Ist dir übrigens mal aufgefallen, dass sich außer den Robotern so gut wie nichts mehr weiterentwickelt? Im Grunde leben wir heute nicht groß anders als unsere Großeltern gelebt haben. Also, abgesehen vom Freiheitsgeld.«

»Na, das ist aber ein *ziemlicher* Unterschied!«

»Ich meine damit, dass im Grunde unser Alltag bestimmt ist von lauter Erfindungen, die schon im vorigen Jahrhundert gemacht worden sind.«

»Das war doch klar, der technische Fortschritt kann ja nicht ewig weitergehen. Irgendwann ist eben mehr oder weniger alles erfunden, was man braucht.« Sie wälzte sich herum, schob sich auf seine Brust und sah ihn an. »Schau mal, wir kriegen Freiheitsgeld für zwei Erwachsene und einen Jugendlichen. Wir wohnen hier billig, und wir haben noch ganz ordentliche Ersparnisse aus unserer Zeit in der Oase. Ich würd mal sagen, uns geht’s gut. Du kannst dir wirklich mal eine Auszeit gönnen, anstatt blindlings dem Leistungsideal deines Vaters nachzueifern.«

»Hmm«, machte er.

»Und wenn’s dir zu Hause zu langweilig wird«, fuhr sie fort, während sie sich aufrichtete, damit ihre Brüste besser zur Geltung kamen, »dann kannst du ja auch mal eine Weile ehrenamtlich arbeiten. Das tun viele, und die gehören auch dazu. Du könntest Gymnastikstunden anbieten. Oder Ernährungskurse.«

»Ja, du hast recht. Das werd ich wohl auch machen.«

»Gut.« Sie küsste ihn und ließ sich zurück in seine Armbeuge gleiten.

Nach einer Weile sagte er: »Erinnerst du dich, was man uns über das Freiheitsgeld beigebracht hat? Wofür es da ist? Dafür, dass man nicht gezwungen ist, einen Job zu machen, den man hasst oder in dem man schlecht behandelt wird. Es soll einem ermöglichen, jederzeit gehen zu können. Und wenn man nicht mehr erpressbar ist, wenn man einen schlechten Job jederzeit hinschmeißen kann, dann, so hat man uns gesagt, werden die schlechten Jobs ganz von selbst verschwinden.«

»Aussterben. Unsere Lehrerin hat ›aussterben‹ gesagt«, erinnerte sich Therese. »Die alte Frau Reich. Die wahrscheinlich gar nicht so alt war, wie sie uns damals vorgekommen ist.«

»Aber in Wirklichkeit«, fuhr Kilian fort, »gewöhnt man sich ratzfatz auch an ein *bisschen* höheres Einkommen, und weil man genau weiß, wie rar Jobs

geworden sind – deswegen ist das Freiheitsgeld ja eingeführt worden –, fühlt man sich womöglich erpressbarer als die Leute früher.«

»Hast du dich denn schlecht gefühlt in deinem Job in der Oase?«

»Hmm«, machte Kilian und überlegte. »Manches war schon … wie soll ich sagen?« Er kam offenbar zu keinem Schluss, wie er es sagen sollte, und fuhr schließlich fort: »Wenn wir es nicht so gut gehabt hätten, weiß ich ehrlich gesagt nicht, ob ich so lange geblieben wäre.«

»Weil du mal gesagt hast, es sei besser, ich wüsste nicht alles.«

Er schüttelte den Kopf, eine ganz kurze Bewegung. »Das war nicht wegen der Arbeit. Das war wegen der Leute, mit denen ich zu tun hatte.«

»Havelock?«, riet Therese.

Kilian holte nur tief Luft. Was Antwort genug war.

»Willst du nicht doch lieber mal mit der Polizei reden?«, fragte sie.

»Ach, was weiß ich denn in Wirklichkeit schon?«, erwiderte Kilian und klang auf einmal wieder ganz verzagt. »Jetzt ist er eh schon unter der Erde. Nein, das hat keinen Zweck.«

Am Mittwochabend gingen Franka und er aus, und sie bestand darauf, ihn einzuladen. Zur Wiedergutmachung, sagte sie. Und zwecks Unterstützung der armen, unterfinanzierten Polizei.

Sie führte ihn ins *Rêves d'antan*, ein schickes französisches Restaurant, das versprach, nur nach altbewährten Rezepten zu kochen, und zwar selber. Entsprechend schockierend waren die Preise.

»Man lebt nur einmal«, meinte Franka, als sie ihn heftig einatmen hörte. »Schau einfach nicht hin.«

Schön war es hier allerdings. Holzgetäfelte Wände, dicke Tischtücher, jede Menge Stoffservietten und Gläser auf den Tischen, dezente Beleuchtung – und gut besucht war es auch. In einem Nebenraum fand ein kleines Konzert statt, ein Gitarristinnenduo spielte eigene Lieder; immer wieder drangen ein paar Zeilen und Töne bis zu ihnen durch. An den Wänden hingen dezent gerahmte Schwarz-Weiß-Fotos, in denen die Träume und Großtaten der Vergangenheit festgehalten waren: eine landende *Concorde*, ein dahinrasender Hochgeschwindigkeitszug, ein alter Filmprojektor, der Eiffelturm, wie er vor dem Anschlag ausgesehen hatte, und so weiter.

Überhaupt atmete die ganze Gegend Kultur. Nebenan befand sich ein kleines Theater, das *Theater Sternenglanz*, auf der anderen Seite glänzten die Schaufenster der *Galerie Thomas Spence*: Kunstgalerien gab es Hunderte in

der Stadt, alle paar Wochen eröffnete eine neue und schloss meistens bald wieder, weil mit Kunst Geld zu verdienen eine Kunst für sich war – aber diese Galerie hielt sich nicht nur schon seit Jahrzehnten, sondern war richtiggehend berühmt.

Franka fragte dem Kellner so lange Löcher in den Bauch, bis ihnen klar war, was sich hinter den geheimnisvollen französischen Namen der Gerichte verbarg und sie mit dem Gefühl, zu wissen, was sie taten, bestellen konnten. Als das erledigt war und der Wein vor ihnen auf dem Tisch stand, eine richtige Flasche mit französischem Etikett, erzählte sie, dass sie heute ihr großes Projekt im Gartenstadt-Viertel abgeschlossen hatte. »Jedenfalls so gut wie«, erklärte sie, und sie stießen an.

Ahmad bemühte sich abzuschalten, aber der Tag ging ihm immer noch im Kopf herum. Da Franka fragte, was ihre Nachforschungen denn nun ergeben hätten – er hatte ihr am Abend zuvor von dem Manuskript erzählt –, schilderte er ihr, wie sie den Tag damit verbracht hatten, mehr über diese Mördergeschichte in Sizilien zu erfahren. Doch die Namen, Adressen, Websites, Telefonnummern und so weiter aus Leventheims Unterlagen hatten alle ins Nichts geführt, ausnahmslos. »Schließlich ist einer auf die Idee gekommen, mal bei Leventheims Verlag anzurufen, ob die was von diesem Buch wissen, und die haben nur gesagt: Ja … war mal im Gespräch … ist aber lange her, und Leventheim hat es abgebrochen, weil er keine belastbaren Beweise für die Geschichte gefunden hat. Überhaupt keine.«

»Aber wieso schreibt er dann ein ganzes Buch darüber?«, wunderte sich Franka.

»Der Verleger hat uns erklärt, dass das Leventheims Methode war: Das Buch erst mal schreiben, um beim Schreiben zu sehen, wo die Logik Löcher hat, wo Informationen fehlen, wo Argumente nicht glaubwürdig sind. Manches werde einem erst klar, wenn man es selber formuliere, hat Leventheim wohl gern gesagt. Ich hab mir die Manuskriptversionen daraufhin noch mal angeschaut, und es stimmt. Das, was wir für Korrekturen gehalten haben, waren gar keine. Das waren alles Fragen, die er selber zu bestimmten Stellen gehabt hat.«

In diesem Moment kam die Vorspeise, eine abstrakte Skulptur aus Salat, hauchdünnem geröstetem Brot und Dingen, die Ahmad nicht identifizieren konnte. Sie stießen noch einmal an und griffen dann zu Messer und Gabel, wobei es ihnen beiden fast leidtat, das Kunstwerk zerstören zu müssen. Und es schmeckte wirklich gut, das musste man zugeben!

»Wie auch immer«, erzählte Ahmad weiter, »jedenfalls hat Leventheim das Projekt aufgegeben, weil er den Verdacht hatte, einem Schwindler aufgesessen zu sein. Der Verleger hat gemeint, dass ihm jemand ziemlich viel Geld abgeknöpft hätte für die Unterlagen, auf denen die Story beruht, und dass Leventheim das peinlich war. Die Kollegen in Sizilien haben auch nur die Köpfe geschüttelt. Es gibt kein Hotel wie das im Buch beschriebene, und außerdem, haben sie gesagt, leben sie in einer Art friedlicher Koexistenz mit dem organisierten Verbrechen bei ihnen, und die würden von so einer Art Geschäft nicht nur wissen, sie würden es auch nicht dulden.«

»Also nur mal wieder *fake news*«, fasste Franka zusammen. »Und warum Havelock mit ihm sprechen wollte, wisst ihr immer noch nicht?«

»Nein. Mein Verdacht ist, dass es irgendwie um die Finanzierung des Freiheitsgelds gegangen sein muss, so viel, wie Leventheim zu dem Thema herumgerechnet hat. Vielleicht hat Havelock erfahren, dass jemand Geld in andere Kanäle leitet, und wollte es aufdecken? Ich meine, allein beim deutschen Freiheitsgeld fließen jeden Monat um die zweihundert Milliarden, da kann man eine Menge Millionen fehlleiten, ehe es auffällt. Bloß, wie hätte Leventheim das nachprüfen wollen?« Ahmad winkte ab, wischte den Teller mit einem Stück Brot aus, um sich nichts von der köstlichen Sauce entgehen zu lassen, und fügte hinzu: »Pfenning hält von meiner Theorie übrigens nichts.«

»Vielleicht hat er recht? Wer weiß, was es an geistigen Kapazitäten freisetzt, wenn man sich die Namen und Geburtsdaten seiner Kinder nicht merkt.«

Ahmad musste unwillkürlich lachen. »Ja, vielleicht. Vielleicht glaube ich an diese Theorie nur, weil mich die Idee beunruhigt, das System des Freiheitsgelds könnte zusammenbrechen.« Er hob das Weinglas. »Das wär ein Ding, oder?«

»Oh«, machte Franka, »mir wäre das recht.« Sie ließ ihr Glas gegen das seine klirren.

Ahmad sah sie entgeistert an. Er war ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass sie, wie *jeder* vernünftige Mensch, seine Sorge um den Fortbestand des Freiheitsgelds teilen würde, doch das schien sie nicht zu tun.

Über dem Hauptgang, einem Gemüsegericht mit echtem Fleisch darin – Ahmad kam sich vor wie ein Kannibale –, erklärte sie ihm, warum: weil sie das ganze System maßlos ärgere. »Erstens«, zählte sie auf, »habe ich überhaupt keine Sorge, dass Roboter irgendwann meinen Job machen.

Vielleicht werden sie irgendwann etwas machen, das so ähnlich aussieht, aber am Ende wird’s nicht so sein, wie es die Leute haben wollen, und dann werden sie wieder mich rufen.«

»Okay …«, sagte Ahmad.

»Zweitens«, fuhr sie fort, »könnte ich von meiner Hände Arbeit prima leben, wenn ich nicht so irre viel Steuern zahlen müsste. Finde ich es richtig, dass der Staat mir das Geld wegnimmt, das ich mit redlicher Arbeit und im Schweiße meines Angesichts verdient habe, um es Faulpelzen wie deinem Bruder zu geben? Nein, finde ich nicht richtig.«

»Na ja …«

»Und drittens – nicht genug, dass man mir von zehn verdienten Euros sieben wieder wegnimmt, werde ich auch noch ständig von Steuerpolizisten belästigt und muss denen Rede und Antwort stehen, als sei ich, die den ganzen Spaß finanziert, die Verbrecherin.« Sie nahm einen großen Schluck Wein. »Nein, sollen sie das Freiheitsgeld ruhig abschaffen! Herzlich gern! Ich mach dann ’ne Flasche Champagner auf.«

Ahmad sah bestürzt auf seine Hände hinab, musterte das schwere, wertvoll aussehende Besteck, den feinen Goldrand seines Tellers. »Hmm … Ich seh das ein bisschen anders. Ich seh im Freiheitsgeld das Gerüst einer Gesellschaft, die möglichst viel Freiheit für alle gewährleisten will, damit sich jeder bestmöglich entfalten kann. Dazu gehört zwingend auch die ökonomische Freiheit, also, dass man nicht zu einer Arbeit *gezwungen* ist, nur um am Leben zu bleiben. Das ist der gesellschaftliche Konsens, auf dem das alles beruht. Und um dieses System aufrechtzuerhalten, sind nun mal entsprechende Steuern nötig. Wer sie hinterzieht, der klinkt sich aus dem Gesellschaftsvertrag aus. Er will nur bekommen, aber nicht seinen Teil dazugeben.«

Er hob den Blick, als der Kellner schweigend an den Tisch trat, um ihre Weingläser nachzufüllen, mit ruhigen, genau abgezirkelten Bewegungen.

»Davon abgesehen«, fuhr Ahmad fort, als der Kellner wieder gegangen war, »wird sowieso immer mehr von Robotern und KIs erledigt, sodass gar nicht mehr genug Arbeit für alle da ist. Wie sollte man das denn anders regeln?«

»Unsinn«, sagte Franka sanft. »Arbeit gibt es unendlich viel. Es gibt nur nicht immer genug Geld, um sie zu bezahlen.« Sie malte mit ihrer Gabel eine Art Kreis in die Luft. »Und was die Roboter anbelangt … Schau, ich hab auch einen. Einen Fugenroboter. Das ist eine kleine Maschine, so groß wie

’ne Handtasche, die mit Saugnäpfen an Wänden hoch- und runterklettern kann. Wenn ich in einem Badezimmer die Kacheln angebracht habe, dann setz ich das Ding in einer Ecke an und lass es machen. Und weil es ein Roboter ist, muss ich mich weiter um nichts kümmern; es krabbelt ganz selbstständig den Fugen nach und verschließt sie dicht und sauber, besser, als ich’s von Hand hinbekäme. Ich kann mich derweil um andere Sachen kümmern, und der Endeffekt ist, dass ich schneller mit allem fertig bin, und besser ist es obendrein. Dank dieses Roboters kann ich also entweder billiger anbieten oder mehr in der gleichen Zeit verdienen, und meistens läuft’s auf eine Mischung aus beidem raus.«

»Okay, aber es gibt ja nicht unendlich viele Badezimmer zu machen. Das muss jemand sich erst mal leisten können.«

»Was viele nicht können, der hohen Steuern wegen, die ihnen kein Geld für so etwas lassen, genau.« Franka schüttelte den Kopf. »Aber ich wollte auf etwas anderes raus: Du betrachtest Roboter falsch. Wie die meisten, übrigens. Du denkst, Roboter sind dazu da, Menschen zu *ersetzen*. Aber das stimmt nicht. Roboter sind dazu da, *Teile der Arbeit* zu übernehmen, die bis dahin Menschen gemacht haben. Alle Maschinen sind dazu da, Teile unserer Arbeit zu übernehmen, und nicht nur das, sie sollen sie auch besser und schneller machen als wir. Eine Bohrmaschine ersetzt nicht den Handwerker, sondern erspart es ihm, das Loch von Hand bohren zu müssen. Was viel länger dauern und ihn erschöpfen würde. Mit Bohrmaschinen können viel mehr und viel präzisere Löcher entstehen als ohne.«

»Du siehst das halt als Handwerkerin so«, wandte Ahmad ein. »Aber es gibt heute ganze *Fabriken*, die vollautomatisch arbeiten.«

»Ja, weiß ich. In der Fabrik, die praktisch alle Möbel für Norddeutschland druckt, nach Maß, hab ich nämlich mal die Toilette erneuert. Für die Leute, die *trotzdem* noch dort arbeiten. Gut, die machen selber keine Möbel, aber sie überwachen die Roboter. Und dabei langweilen sie sich nicht, das kann ich dir sagen.« Sie richtete die Gabel auf Ahmad, als wolle sie ihn piksen. »Es war noch nie so, dass technische Neuerungen Arbeit überflüssig gemacht haben. Die Arbeit hat sich immer nur verändert, ist anspruchsvoller geworden – und der Lebensstandard ist gestiegen. Wenn’s nicht so wäre, wären Ende des letzten Jahrhunderts die Straßen voller arbeitsloser Landwirte gewesen.«

»Also, in der Großen Krise waren die Straßen voller Arbeitsloser.«

Franka verzog das Gesicht. »Ja, das versteh ich allerdings auch nicht. Wie es dazu gekommen ist. Ich versteh auch nicht, wie das läuft … Ich meine, es wird doch trotzdem immer noch viel Geld verdient: Wo geht denn das alles hin? Oder denk ich das nur, und die Robotfabriken erwirtschaften gar keinen Gewinn?«

Das wusste Ahmad auch nicht; selbst als Steuerpolizist kam man an diese Zahlen so gut wie nicht heran. »Aber du musst doch zugeben«, wandte er ein, »dass das Freiheitsgeld trotz allem eine Absicherung für die Risiken des Lebens darstellt. Egal, was passiert, man stürzt nicht ins Elend.«

Auch dieses Argument verfing bei ihr nicht. »Das war doch schon in der alten Zeit nicht mehr so. Da gab es auch schon jede Menge Absicherungen. Das hieß ›Sozialhilfe‹ oder so. Und für andere Risiken konnte man Versicherungen abschließen, was ich übrigens das viel sinnvollere Konzept finde. Nein, nein«, fuhr sie fort, indem sie die letzten Happen von ihrem Teller auf ihre Gabel schob, »wenn du meine ehrliche Meinung wissen willst – die Einführung des Freiheitsgelds war der Sieg der Faulpelze.«

Was war das nur für eine Frau, an die er sein Herz verloren hatte? Ahmad war schockiert.

»Ich glaube kaum, dass du dich mit solchen Äußerungen sonderlich beliebt machst«, meinte er behutsam.

»Darum überleg ich mir auch gut, wem ich das erzähle«, gab Franka zu, schob den leeren Teller beiseite und zog das Weinglas zu sich heran. »Nimm mal folgendes Gedankenspiel: Angenommen, wir haben einen Staat, der nur aus drei Bürgern besteht. Die stimmen jetzt demokratisch ab, und zwei sind dafür, ein Recht auf ein Freiheitsgeld einzuführen, von dem jeder leben kann. Da sie die Mehrheit sind, wird das so gemacht. So weit einverstanden?«

»Ich kann dir folgen«, sagte Ahmad.

»Jetzt gibt es nur drei Möglichkeiten. Erste Möglichkeit – alle drei arbeiten und verdienen damit ihren Lebensunterhalt. Aber wenn das so ist, warum sollten sie dann das Freiheitsgeld einführen? Warum sollten sie überhaupt auf die *Idee* kommen?« Sie ließ den Wein in ihrem Glas rotieren. »Zweite Möglichkeit – zwei legen sich auf die faule Haut und bestehen auf ihrem ›Recht‹, vom Dritten ernährt zu werden. Was so viel heißt wie, dass die beiden ihn sozusagen demokratisch versklavt haben.«

Ahmad schmunzelte. »Ich wusste, dass so etwas kommen würde.«

»Dritte Möglichkeit«, fuhr Franka lächelnd fort, »der dritte Bürger hat daraufhin auch keine Lust mehr zu arbeiten, legt sich auch auf die faule Haut

und nimmt sein Recht in Anspruch, ernährt zu werden – aber woher soll dann das Geld dafür kommen? Und schon ist das System gescheitert.«

Ahmad schüttelte den Kopf. »Du vergisst die Roboter. Was ist, wenn eines Tages doch die Roboter und KIs komplett für alles sorgen, was wir brauchen, und *niemand* mehr arbeiten muss? Was ist dann?«

Franka zuckte mit den Achseln. »Wozu brauchen wir dann noch Geld? Dann bekäme halt jeder alles geschenkt, was er haben will.« Sie lächelte zuckersüß. »Willst du noch einen Nachtisch?«

Ahmad seufzte. »Ich weiß nicht. Mir raucht grade der Kopf. Können wir vielleicht von etwas anderem reden?«

Sie fuhr sich langsam mit der Zungenspitze über die Oberlippe und sagte: »Wir könnten stattdessen auch zahlen und zu mir gehen und etwas tun, für das man keine Roboter braucht …«

Am Donnerstagmorgen herrschte eigenartig dicke Luft, als Ahmad im Revier ankam und den Bereich der Abteilung G betrat. Elvira Beierlein rauschte an ihm vorbei ins Treppenhaus, ein Bild der Empörung, und fauchte: »Ich geh erst mal eine rauchen.«

Fehim Demir stand mit verschränkten Armen vor der Tür zur Teeküche und brummte immer wieder: »Man muss wissen, was sich gehört. Das ist ja wohl nicht zu viel verlangt.«

Neben ihm stand Jana Dobrev, nippte an einem Kaffee und verdrehte die Augen.

In der Teeküche hörte er die unverkennbare Stimme der KTU-Chefin. »Herrschaftszeiten«, schimpfte sie gerade, als er hereinkam, und Zornesröte färbte ihr dunkles Gesicht noch dunkler. »Könnt’s ihr vielleicht eure Vorurteile mal beiseitelassen?«

»Was ist denn los?«, fragte Ahmad.

Ulf Pfenning rührte gemächlich Zucker in seine Kaffeetasse. »Werfen Sie mal einen Blick in den Konferenzraum. Vielleicht verstehen Sie’s dann.«

Das tat Ahmad. In dem Sitzungszimmer auf der anderen Seite des Flurs war ein junger Mann, den Ahmad noch nie zuvor gesehen hatte, mit allerlei Gerätschaften zugange.

»Ishikawa«, stellte er sich vor und schüttelte Ahmad die Hand. »Hannes Ishikawa. Revier Ruhrstadt-Mitte, Bereich Technik. Frau Okafor hat mich sozusagen ausgeliehen.«

»Müller«, sagte Ahmad und musste sich ein Grinsen verkneifen.

Der junge Mann war blond, hatte davon abgesehen aber unverkennbar asiatische Vorfahren. Doch natürlich war nicht das der Stein des Anstoßes – in Ruhrstadt-Mitte gehörten Leute wie er zum normalen Straßenbild –, sondern das T-Shirt, das er trug: ein Fan-Trikot des Fußballvereins Schalke 04! Sich damit in den Ostteil der Stadt zu wagen, in die Hochburg der Borussia-Anhänger, war fast schon tollkühn.

Und selbst Ahmad, der sich nichts aus Fußball machte, hatte am Rande mitbekommen, dass es da unlängst ein heftig umstrittenes Match zwischen den beiden Vereinen gegeben hatte.

Schließlich glätteten sich die Wogen der Aufregung wieder, und sie versammelten sich im Konferenzraum. Auf dem Tisch stand ein klobiges, geradezu vorsintflutlich aussehendes Gerät, mit dicken Drehreglern, breiten Drucktasten in Grau und Rot und einem Gehäuse, das zur Hälfte aus Holz zu bestehen schien. Über allerlei dünne Drähte waren weitere, modernere Apparate angeschlossen, die eine Verbindung zu dem nicht ganz so modernen Lautsprechersystem des Konferenzraums herstellten.

Die KTU-Chefin berichtete von ihren Telefonaten, unter anderem mit dem Deutschen Museum in München, und wie sie über Umwege schließlich beim Revier Mitte gelandet war und bei Ishikawa, der sich mit alten Tonaufzeichnungsgeräten aller Art bestens auskannte.

»Wir haben die Aufnahme, die sich auf dem Band befindet, natürlich schon als Datei abgespeichert«, erklärte er, nachdem er das Prinzip der magnetischen Schallaufzeichnung noch einmal kurz erläutert hatte. »Aber Frau Okafor meinte, es sei besser, Ihnen das Original zumindest einmal vorzuspielen.«

»Legen Sie los«, sagte Pfenning.

Ahmad beobachtete fasziniert, wie der junge Mann eine Art Deckel aufspringen ließ, die Kassette in eine darunter befindliche Halterung schob und das Ganze wieder schloss. Dann drückte er eine der grauen Tasten hinab. All das war begleitet von lauten Knackgeräuschen, die nicht künstlich erzeugt wurden, sondern direkt der Mechanik des Geräts entsprangen. Man hörte das Surren eines Motors, der nun wohl das magnetisierte Band an dem Lesekopf vorbeibewegte, und dann hörte man eine Stimme.

Es war die Stimme eines sehr alten Mannes, aber doch unverkennbar die Havelocks. »Sind Sie sicher, dass das funktioniert?«, hörte man ihn fragen, eine dumpfe, verrauschte Aufnahme, überlagert von Papierrascheln und dem Quietschen eines Sessels. »Wenn ich nicht so alt wäre, wüsste ich

wahrscheinlich gar nicht mehr, was das ist. Nun sind Sie ja auch nicht mehr der Jüngste, Herr Leventheim, aber es wundert mich doch, dass Sie sich solch altmodischer Hilfsmittel bedienen.«

Ahmads Herz machte einen Hüpfer, und er konnte nicht anders, er musste Pfenning einen triumphierenden Blick zuwerfen. Also hatte er recht gehabt! Leventheim *war* bei Havelock gewesen!

Pfenning erwiderte den Blick indigniert, verschränkte dann die Arme und hörte konzentriert zu.

»Ich habe es mal auf einem Flohmarkt gekauft, für fünf Euro«, sagte eine andere Stimme, die man auch aus dem Fernsehen kannte: die Stimme Günter Leventheims. »Es ist nur schwierig, Kassetten dafür zu finden. Ich besitze drei Stück, und ich verwende sie gern für Aufnahmen, bei denen ich mir absolut sicher sein will, dass sie nicht in irgendeiner Cloud landen. Bei diesen modernen Geräten kann man das nie wissen. Außer bei den allgegenwärtigen *Personal Organization Devices*, da *weiß* man, dass es so ist.«

»Sehr gut, sehr gut«, sagte Havelock. »Ja, dieses Gespräch sollte absolut vertraulich bleiben. In meinem und in Ihrem Interesse genauso.«

»Ich muss zugeben, ich bin sehr gespannt. Ihre Einladung zu bekommen hat mich extrem verblüfft.«

»Das glaub ich.«

»So spinnefeind, wie wir einander immer waren, hatte ich nicht erwartet, dass wir uns je noch einmal begegnen würden, und noch dazu auf so verschlungenen Pfaden.«

»Genau das ist der Grund, warum ich auf Sie gekommen bin. Es geht um eine Angelegenheit, in der ich jemanden brauche, den niemand verdächtigen wird, mir nach dem Mund zu reden.«

»Das würde ich allerdings nicht, das stimmt. Auf keinen Fall.«

»Gut, ich will nicht lange drumherum reden. Es geht natürlich um das Freiheitsgeld.«

»Aha?«

»Ja, und da muss ich Ihnen jetzt ein Geständnis machen. Ich habe natürlich das Freiheitsgeld immer für eine Errungenschaft gehalten, für etwas, das das Leben der Menschen verbessert, und war stolz darauf, es in Europa eingeführt zu haben. Aber der Tod von Zoe … meiner Urenkelin, Sie haben vielleicht davon gehört?«

»Selbstverständlich. Man hätte in einer Berghöhle im Himalaya leben müssen, um das nicht mitzubekommen.«

»Ja, es wurde sehr aufgebauscht, nicht wahr? Ich mochte sie sehr, müssen Sie wissen. Natürlich, solche Unfälle geschehen, und sie war schon immer sehr leichtsinnig gewesen … aber trotzdem, das hat mich ins Zweifeln gebracht. Nicht, weil es passiert ist, sondern weil es wegen so etwas Dummem wie dieser *Challenge* passiert ist.«

»Hmm, hmm. Verstehe.«

»Kommenden Juli ist es dreißig Jahre her, dass ich, wie neulich jemand geschrieben hat, die Menschen befreit habe. War es in der Frankfurter? Oder in der Süddeutschen?«

»Ich hab den Artikel auch gelesen, aber ich müsste selber nachsehen.«

»Nun, wie auch immer, jedenfalls habe ich mich gefragt, wenn das stimmt, wieso wissen die Menschen dann nichts Besseres mit sich anzufangen? Zoe ist in dieser Welt der Freiheit aufgewachsen – warum verspürt sie das Bedürfnis, von einem Kirchturm zu springen?«

»Bei so einer *Challenge* suchen die jungen Leute nach Anerkennung. Man kann jedem das Geld geben, das er braucht, aber man kann nicht jedem die Anerkennung geben, nach der es ihn verlangt.«

»Da will ich Ihnen, ganz gegen unsere Gepflogenheiten, nicht mal widersprechen. Was ich mich gefragt habe, war, ob es überhaupt der richtige Weg ist, es den Menschen *leicht* zu machen. Nimmt man ihnen damit nicht die Möglichkeit, sich zu bewähren, sich zu beweisen? Irgendwie war es ja auch das, was Zoe gesucht hat. Wenn man scharfe Klingen will, schleift man sie an einem Schleifstein, nicht an einem Wattebausch. Widerstand ist vielleicht notwendiger, als ich gedacht habe.«

»Andererseits kann man sich fragen, wie viele scharfe Klingen man denn braucht für eine lebenswerte Welt.«

»Wie alle Vergleiche sollte man auch diesen nicht überstrapazieren.«

»Zudem ist es eine Sache, ob man im Leben gegen unvermeidliche Widrigkeiten angehen muss, aber eine ganz andere, wenn es künstlich erzeugte sind.«

»Ja, auch da haben Sie recht. Was ich damit sagen will, ist, dass ich über solche und ähnliche Fragen dahin gekommen bin, noch einmal ganz neu über das Freiheitsgeld nachzudenken, das ganze Thema noch einmal ganz von vorn aufzurollen … und dabei bin ich auf, hmm, allerlei beunruhigende Sachverhalte und Aspekte gestoßen.«

»Sie erstaunen mich, Herr Havelock. Am Ende müssen Sie noch zugeben, dass ich mit meinen Bedenken damals recht gehabt habe.«

»Ja, das muss ich«, hörten sie Havelock sagen, und es lag etwas in seiner Stimme, das Ahmad Gänsehaut machte. »Bloß fürchte ich, es ist noch viel schlimmer, als Sie es vermutet haben. Ich bin auf Dinge gestoßen, die so gravierend sind, dass ich befürchten muss, dass man mich zum Schweigen bringen wird, wenn ich darüber rede.«

# Kapitel 28

*Donnerstag, 3. April 2064*

Das zu hören durchfuhr Ahmad wie ein Stromstoß. Er sah zu Pfenning hinüber, der im selben Moment zu ihm herüberblickte, mit großen Augen. Es fühlte sich an, als seien sie einen Herzschlag lang auf derselben Wellenlänge.

»Sie zum Schweigen bringen?«, hörten sie Leventheim gleich darauf verwundert fragen. »Wer sollte das tun?«

»Sie wissen doch, wer.«

Schweigen, durchsetzt von rauschenden Störgeräuschen. Alle am Tisch wechselten vielsagende Blicke.

»Hmm«, hörten sie schließlich Leventheim wieder. »Nun gut. Und was wollen Sie nun von *mir*?«

Havelock räusperte sich. »Demnächst ist diese Jubiläumsfeier, dreißig Jahre Freiheitsgeld. Da soll ich eine Rede halten, und das Ganze wird live übertragen. Mit anderen Worten, ich habe dort eine Chance, etwas zu sagen, das nicht zensiert werden kann und das Millionen von Leuten hören.«

»Sind Sie sich da sicher? Ich würde erwarten, dass spätestens nach drei Minuten der Ton abgestellt und eine Anzeige eingeblendet wird, dass eine technische Störung aufgetreten ist.«

»Ja, natürlich, vielleicht sogar noch eher. Aber zumindest diese Zeit hätte ich. Und meine Idee ist die, dass ich auf eine Weise, die die Menschen neugierig macht, auf einen Artikel in einem *gedruckten* Medium verweise, den zu dem Zeitpunkt noch niemand gelesen haben kann.«

»Einen Zeitungsartikel, meinen Sie?«

»Ja. Einen Artikel in einer großen Zeitung, die just, während ich rede, ausgeliefert wird, in Zehntausenden von Exemplaren über das Land verteilt. Ein Artikel in einer Onlinezeitung ist schnell gelöscht oder verändert, eine gedruckte Zeitung dagegen kann man nicht mehr verändern, und es ist auch

nahezu unmöglich, alle ausgelieferten und verkauften Exemplare wieder einzufangen. So, habe ich mir gedacht, besteht die Chance, Argumente in Umlauf zu bringen, die der offiziellen Sichtweise der Dinge zuwiderlaufen.«

»Und diesen Artikel, den soll ich schreiben, nehme ich an?«

»Denken Sie, das ließe sich machen? Sie müssten mit äußerster Umsicht vorgehen, damit nichts vorab durchsickert. Am besten wäre es, den Text direkt in die Druckmaschine zu diktieren.«

»Im Prinzip geht das schon. Ich müsste allerdings klären, ob eine der Zeitungen, die infrage kommen, dabei mitmacht. Früher haben wir solche Stunts öfter durchgezogen, wie Sie sich erinnern. Damals, als Zeitungen die Regierenden noch kritisiert haben.«

»Sie brauchen mich nicht so vorwurfsvoll anzusehen, Herr Leventheim. Wer immer die Medien auf Linie gebracht hat, ich war es nicht, und ich habe dergleichen auch nie veranlasst.«

»Na gut. Auf jeden Fall ist es denkbar, es so zu machen.«

»Gut. Sehr gut.«

»Sie haben vorhin Andeutungen gemacht, dass Sie etwas entdeckt haben.«

»Ja, ja. Genau. Darüber sollten wir zuerst reden.«

»Ich ärgere mich, dass ich nicht meine Videokamera mitgebracht habe. Ich denke, es wäre besser, das Gespräch auf Video aufzuzeichnen.«

»Aber dann haben wir wieder das Problem der Vertraulichkeit.«

»Nein, nein, ich habe noch eine alte Kamera, die einfach auf einen Speicherchip aufzeichnet. Etwas moderner als dieses Gerät hier, aber ohne Funkmodul. Einfach nur eine Kamera.«

»Ah, verstehe. Gut, ja. Sie kommen einfach noch einmal her. Ich glaube nicht, dass wir heute schon alles abschließend klären können. Ich muss ja auch wissen, was Sie schreiben werden, zum Beispiel.«

»Ja, das stimmt. Dann bringe ich die Kamera das nächste Mal mit. Und Licht. Hier ist es ziemlich dunkel, Ihre Lampen sind schrecklich. Hmm, mal sehen, wie ich das mache. Gut, aber ich bin jetzt doch neugierig.«

»Bei Ihnen predige ich wahrscheinlich dem Bekehrten.«

»Sind nicht eher Sie der Bekehrte?«

»So kann man es auch sehen, ja. Hmm, wie fange ich an? Wie beschlagen sind Sie in der jüngeren Geschichte?«

»Kommt darauf an.«

»Die Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts?«

»Hmm … Kubakrise. Vietnamkrieg. Die Beatles. Die Pille. Die Mondlandung. Eine Zeit des Aufbruchs und der gesellschaftlichen Veränderungen.«

»Ja, genau. Man hatte damals ein äußerst optimistisches Bild von der Zukunft. Ich habe das natürlich auch nur gelesen, geboren wurde ich ja erst, als die Sechziger fast schon vorbei waren. Doch man ist seinerzeit ganz selbstverständlich davon ausgegangen, dass die Technik den Menschen irgendwann von harter Arbeit befreien würde. Dass wir im Jahr 2000 Städte auf dem Mond bauen würden, aber dass niemand mehr gezwungen sein würde, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten.«

»Ja, so etwas in dem Sinne habe ich auch mal gehört.«

»Aber das ließ auf sich warten. Als ich an die Universität kam, ging es um Burn-out und wie man mit weniger Schlaf auskommen kann, und in Japan haben sich Leute zu Tode gearbeitet. Jeder hat versucht, sich zu optimieren, noch produktiver zu werden, aber die Preise sind auf breiter Front schneller gestiegen als die Einkommen. In den Sechzigerjahren war der alleinverdienende Familienvater die Regel, in den Neunzigern war er schon die Ausnahme. Und das wurde immer schlimmer. Die nächste Generation konnte zu einem großen Teil kaum noch darauf hoffen, sich überhaupt je auf eigene Füße zu stellen …«

»Bis alles in der Großen Krise kulminierte. Und das Freiheitsgeld kam.«

»Richtig. Mit dem Freiheitsgeld wollte ich das alte Versprechen einlösen, dass die Menschen durch die Technik von der Notwendigkeit zu arbeiten befreit werden. Doch stattdessen –«

Mitten im Satz verstummte das Gerät, dann hörte es mit einem lauten *Klack* auf zu arbeiten.

Der blonde Schalke-Fan räusperte sich. »Hmm, ja – wie es aussieht, ist dem Herrn Leventheim da ein Missgeschick passiert«, erklärte er. »Er hätte die Kassette an dieser Stelle herausnehmen, umdrehen und die Aufnahme neu starten müssen, aber das hat er offenbar nicht getan. Vielleicht hat er nicht gemerkt, dass das Band zu Ende war. Manche dieser Geräte haben sich sehr leise abgeschaltet, manche auch gar nicht.«

»Was heißt umdrehen?«, wollte Fehim wissen.

Der Techniker erklärte, dass das Band bei einem Durchlauf nur auf halber Breite bespielt wurde; wenn man es umdrehte, erfolgte die Aufnahme auf der anderen Hälfte, in der Gegenrichtung laufend.

»Und was *ist* auf der anderen Hälfte?«, fragte Elvira.

»Musik. Indonesische Popmusik von vor vierzig Jahren.« Er holte die Kassette heraus. »Ich kann Ihnen das vorspielen, wenn Sie –«

»Nein«, sagte Pfenning rasch. »Nein, danke. Wir glauben Ihnen das auch so.« Er verschränkte die Arme, sah Ahmad an. »Also, wie es aussieht, hat unser neuer junger Kollege hier den richtigen Riecher gehabt. Es gibt tatsächlich einen Zusammenhang zwischen den beiden Todesfällen. Und wenn man die beiden Männer reden hört, kommt es einem *sehr, sehr* merkwürdig vor, dass Havelock sich selbst getötet haben soll.«

Alle nickten.

»Aber was für eine Beweiskraft hat so eine Aufnahme?«, fragte Ahmad. »Im Grunde hilft uns die überhaupt nicht weiter. Wir wissen nur, dass die beiden miteinander in Kontakt standen, heimlich offenbar, mehr aber auch nicht. Alles andere sind nur vage Andeutungen.«

»Ja«, sagte Pfenning und stand schwungvoll auf. »Aber es ist ein Anlass, mal mit demjenigen zu reden, der Havelock gefunden hat.« Er schlüpfte in seine Jacke, deutete mit dem Zeigefinger auf Ahmad. »Müller – Sie kommen mit. Wir beide knöpfen uns den mal vor.«

Lina saß vor ihrem Computer und schrieb, aber sie kam und kam nicht voran. Sie schrieb zwei Sätze, löschte sie wieder raus, schrieb einen anderen Satz, formulierte ihn um, löschte ihn auch wieder, und das alles kam ihr so verzweifelt sinnlos vor.

Weil sie nicht mit dem Herzen dabei war. Weil sie nur einem Tagespensum hinterherhetzte, das sie sich ausgerechnet hatte. Aber wie sollte sie etwas Sinnvolles über die Vergangenheit schreiben, wenn ihre Gegenwart ein einziges Problemgebiet war?

Oder lag es am Wetter? Es war so seltsam feuchtwarm in der Wohnung, und die Wolken hingen tief über der Oase, sahen aus, als wollten sie sich in den Kessel herabsenken, den die Häuser umschlossen.

Sie hatte Valentin nichts von ihrem missglückten Ausflug zu den Strehmingers erzählt. Wie hätte sie ihm erklären sollen, warum sie das gemacht hatte? Sie wusste es doch selber nicht! Bei diesem Besuch war irgendwie alles schiefgegangen, und seither hatte sie das Gefühl, nichts richtig zu machen, überhaupt nichts.

Sie war niedergeschlagen, das war das Wort dafür. Und obendrein war sie niedergeschlagen, *weil* sie niedergeschlagen war, dass sie so luxuriös lebte wie kaum jemand sonst und es einfach nicht genießen konnte! Alles

nur, weil ihre Vergangenheit immer noch in ihr nachschwang, genau die Vergangenheit, die sie sich vom Leib schreiben wollte, was sie wiederum nicht konnte, weil sie unter ihrer Gegenwart litt … Ach, es war zum Verrücktwerden, ein Teufelskreis!

Sie wusste nicht, was sie tun sollte. Wusste nicht, wen sie fragen konnte. Sie konnte doch nicht zu Davorka fahren und sich ausweinen, wie schlecht es ihr ging in ihrem Luxusleben! Was würde ihre Freundin über sie denken?

Und wie sollte das mit ihr und Valentin weitergehen? Sie hatte immer mehr das Gefühl, dass sie den Kontakt zueinander verloren, dass er in Gedanken ganz woanders war und nur körperlich bei ihr … Oder lag es an ihr?

In diesem Moment klingelte es. Lina hielt inne. Seltsam, sie erwartete doch niemanden, hatte nichts bestellt?

Sie ging aufmachen. Zwei Männer, die sie noch nie zuvor gesehen hatte, standen vor ihrer Tür.

»Ja, bitte?«, sagte Lina, plötzlich erfüllt von heilloser Angst, dass Valentin etwas passiert war.

Ahmad war natürlich schon oft an der Oase vorbeigefahren und hatte allerlei Erzählungen darüber gehört, wie toll es dort sei, aber er hatte sich darunter nichts vorstellen können. Er hatte sie noch nie zuvor betreten und auch nicht das Bedürfnis danach verspürt.

So hatte er keinerlei Erwartungen, als er und Pfenning vor dem Eingangsbereich ausstiegen und den Wagen fortschickten, damit er sich irgendwo parkte. Das Portal war eindrucksvoll vergittert, und es gab einen Wachautomaten, dem Pfenning seinen Dienstausweis hinhielt. »Polizei, Gefahr im Verzug«, sagte er. »Öffnen Sie den Zugang.«

*Notfall akzeptiert* erschien auf dem Display, dann schwang das weiß lackierte Gitter zur Seite.

»Jetzt müssen wir uns beeilen«, raunte Pfenning ihm zu, während sie hindurchgingen. »Der meldet das nämlich weiter, und irgendwann haben wir die Wachleute am Hals.«

»Okay?«, erwiderte Ahmad, ohne zu verstehen, was ihm der altgediente Ermittler damit sagen wollte.

Es fiel ihm schwer, mit Pfenning Schritt zu halten – weil ihm zusehends die Augen übergingen, je weiter sie ins Innere der Oase kamen. Was für eine prachtvolle Anlage! Was für ein üppiger, herrlicher Park, der sich vor ihnen

auftat, umringt von luxuriösen Wohnungen, deren Terrassen und Balkone sich zu den Bäumen und Büschen hin öffneten! Edel gekleidete Leute flanierten umher oder saßen auf kunstvoll ziselierten Parkbänken, um Zeitung zu lesen oder sich zu unterhalten.

»Was ist das hier?«, entfuhr es ihm. »Das Paradies?«

»Ja, schick, nicht wahr?«, erwiderte Pfenning geistesabwesend. Er hielt seinen Pod in der Hand, darauf die Adresse des Mannes, der Havelock gefunden hatte und der hier irgendwo, in diesem verschwenderischen Refugium, wohnte.

»Hier lebt das alte Geld«, fuhr Pfenning fort, die verschiedenen, sehr unauffälligen Wegweiser absuchend. »Die Leute, die noch Vermögen aus der Zeit vor dem Freiheitsgeld haben, können es hier vollends aufbrauchen.«

»Verstehe«, sagte Ahmad, aber wahrscheinlich verstand er es nicht wirklich. »Man muss es sich leisten können, hier zu wohnen.«

»Ja, ja, das bewegt sich in Preisklassen, da brauchen Sie und ich gar nicht drüber nachzudenken.« Er blieb vor einem Hinweisschild mit der Aufschrift »B20–52« stehen, wies in die Richtung, in die der Pfeil zeigte. »Da entlang.«

»Aber Sie scheinen sich hier auszukennen«, stellte Ahmad fest.

»Ja«, sagte Pfenning leichthin, »ich hab mal einer reichen Erbin hier drinnen den Hof gemacht. Schade, ist leider nichts draus geworden.«

Sie kamen an eine Tür, die sich automatisch einladend vor ihnen öffnete. Drinnen erklomm Pfenning eine Treppe, den hell erleuchteten, gläsernen Aufzug ignorierend.

Im Inneren war der Eindruck von Reichtum und Prunk noch stärker. Es war nur ein Flur, nur eine Treppe, aber die Wände waren aufwendig bemalt, man hatte in den steinernen Boden Muster aus andersfarbigen Steinen eingelegt, hier und da standen beleuchtete Vitrinen mit irgendwelchen Kunstgegenständen darin. Ahmad war bei seiner früheren Fahndungsarbeit bisweilen in Luxushotels gewesen, aber verglichen damit hatten die fast armselig gewirkt.

»Man darf gespannt sein, was daraus wird, wenn die jetzigen Bewohner alle mal weggestorben sind«, meinte Pfenning halblaut. »Neue Vermögen werden ja keine mehr angehäuft, nicht auf legalem Wege jedenfalls. Und damit es auf illegalem Wege auch nicht passiert, dafür sorgt ihr ja von der Abteilung S, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Ahmad und dachte: *Seltsam eigentlich, dass mich mein Job als Steuerfahnder nie in eine Anlage wie diese Oase hier geführt hat!*

Endlich blieb Pfenning stehen, vor einer Tür, auf deren Klingelschild aus Messing die Nummer B-26 eingraviert stand. »Hier ist es.« Er klingelte.

Eine Weile geschah nichts, dann öffnete eine überraschend junge Frau, die Ahmad nie im Leben mit einem Begriff wie »altes Geld« in Verbindung gebracht hätte. Sie war klein, blond, hatte durchdringend blaue Augen und wirkte ein bisschen geistesabwesend.

»Ja, bitte?«, fragte sie leise.

Pfenning hielt ihr seinen Dienstausweis vor die Stupsnase. »Polizei«, sagte er. »Sind Sie Frau Jouvens?«

»Ja.«

»Wir müssen dringend mit Ihrem Mann sprechen.«

Lina starrte den Mann an. Er war alt, mindestens 40, hager, hatte wilde, lange rote Haare, die er zu einem Pferdeschwanz gebunden trug. Der andere, ein breitschultriger Typ, war jünger, hatte einen dunklen Kinnbart und südländisches Aussehen. War er vielleicht jemand, der bei Valentin im Studio trainierte?

»Worum geht es denn?«, fragte sie mit dem Gefühl, alles nur zu träumen.

»Das müssen wir Ihrem Mann persönlich sagen.«

»Der ist aber gerade …« In diesem Moment hatte sie eine Eingebung. Sie holte tief Luft, sah den rothaarigen Polizisten an und fuhr fort: »Mein Mann arbeitet in der A-Zone. Ich könnte Sie zu ihm führen, bloß habe ich keinen Zutritt dorthin.«

»Kein Problem«, sagte der Mann. »Wir nehmen Sie mit durch die Sperre.«

»Gut. Einen Moment.«

Aufregung erfasste sie, eine vorwitzige Freude, endlich einen Weg gefunden zu haben, dieses eigenartige System der Trennung der beiden Zonen zu überlisten. Sie schleuderte ihre Pantoffeln von den Füßen, schlüpfte in die nächstbesten Schuhe, schnappte sich ihren Pod und die Schlüsselkarte und war bereit. Nur schnell, dachte sie, schnell, ehe etwas dazwischenkommt. Wer weiß, wann sich so eine Chance je wieder ergibt.

»Wissen Sie, wo es zu den Übergängen geht?«, fragte sie.

»Es müsste einer hier im Außengang sein, oder?«, meinte der Polizist und deutete den Flur hinab, in Richtung zur A-Zone.

»Ja, genau.«

Sie wäre am liebsten gerannt. Immerhin, die Polizisten schienen es auch eilig zu haben, schritten weit aus, als ginge es um einen Notfall.

»Ist etwas mit meinem Mann?«, fragte sie plötzlich und erschrak, dass sie erst jetzt an diese Möglichkeit dachte. »Ist er verletzt oder so?«

»Nein, nein, wir müssen ihn einfach nur sprechen«, erwiderte der Rothaarige. »Und es eilt.«

Sie erreichten die Treppe, die hinab zu einem hausinternen Übergang führte, der – sie hatte es ausprobiert – genauso unüberwindlich war wie der neben dem Restaurant. Doch der Polizist hielt nur seinen Ausweis vor den Sensor und sagte: »Polizei – Gefahr im Verzug – Weg freigeben!«, und das Drehgitter öffnete sich mit einem Knacken, ließ sie passieren, alle drei.

Aufregung wallte in ihr auf wie ein heißer Schreck. Hoffentlich fand sie sich jetzt auch zurecht! »Wir müssen raus in den Park«, sagte sie. »Das Studio, in dem mein Mann arbeitet, ist eins der freistehenden Gebäude.«

»Gut, dann machen wir das doch einfach«, meinte der Polizist.

An der nächsten Abzweigung führte eine Tür ins Freie. Draußen musste Lina blinzeln. Wie ging es jetzt weiter? Sie kannte die A-Zone ja nur von den Übersichtskarten in ihrem Pod-Skill und von der Zeichnung, die Valentin ihr gemalt hatte, und von hier aus sah alles so unvertraut aus.

Ah, halt, dort! Da schimmerte eine orangefarbene Wand durch das Gebüsch! Das musste das Studio sein. Valentin hatte erzählt, dass das Gebäude in Orange und Braun verputzt war.

»Kommen Sie!«, sagte sie und marschierte entschlossen los, quer über den Rasen. Gehörte sich nicht, klar, aber sie war jetzt zu aufgeregt, um den ordentlichen Weg dorthin zu finden, so viele Schleifen und Kurven, wie die Fußwege hier machten …

Da stand es: *Stay Young*, in dunklen Lettern, die über dem Verputz schwebten und Schatten darauf warfen. Darunter ein schmales, hohes Fenster, durch das man Trainingsgeräte sah, chromglänzende Maschinen, Gewichte, Trainingsbänke.

Sie sah auch jemanden. Einen Mann. Valentin! Er stand in einem dieser Trainingsgestelle, hielt sich an einer Stange über seinem Kopf fest. Und was war das? Seine Hose hing ihm bis auf die Knöchel herab, er war untenrum nackt, und eine Frau in einem dunklen Kostüm hockte vor ihm und machte an ihm herum!

Was zur Hölle hatte das zu bedeuten? Was taten die beiden da?

Lina schrie auf, ein Schrei, der bis zu den Wolken über ihr zu reichen schien, und rannte los, ohne zu merken, dass sie es tat.

Ab einem bestimmten Punkt während der Entnahme schaute Valentin nur noch hinab auf das wogende Dekolleté seiner Chefin. Irgendwann schloss er die Augen dann vollends und gab sich ganz der aufsteigenden Erregung hin, die seinen Körper bis in die Fingerspitzen kribbeln ließ, weil sie es immer weiter und weiter hinauszögerte …

Was hatte ihn bewogen, aufzusehen, ausgerechnet in diesem Moment die Augen zu öffnen, den Kopf zu heben und aus dem Fenster zu schauen? Das wie so oft nicht zugezogen war? Er hätte es nicht sagen können, es passierte wie von selbst.

Und als er Lina entdeckte, die angerannt kam, traute er seinen Augen nicht. Was machte sie hier? Wie war das möglich?

Er konnte nichts mehr tun, um die Katastrophe zu verhindern. Es kam ihm genau in dem Augenblick, in dem Lina das Fernster erreichte und anfing, dagegen zu trommeln, wütend, weinend und außer sich, wie er sie noch nie erlebt hatte.

Die Chefin fuhr erschrocken herum, hätte beinahe den Inhalt des Bechers verschüttet. Sie konnte gerade noch den Deckel zuschrauben, dann brach das Höllenchaos über sie beide herein.

Lina verschwand aus dem Fenster, tauchte irgendwie Sekunden später im kleinen Studio auf und ging auf Frau Almassy los. Sie kratzte ihr schier die Augen aus und hätte womöglich wer weiß was mit ihr angestellt, doch zwei Männer kamen hinter ihr her gerannt, packten sie, bändigten sie, und all das passierte, noch ehe Valentin dazu gekommen war, seine Hose wieder hochzuziehen.

Lina heulte und tobte, schrie ihn an, schrie Frau Almassy an, war außer sich. Sie seien von der Polizei, sagte einer der Männer, ein ziemlich schräg aussehender alter Kerl mit ungepflegten, langen rotblonden Haaren, der eine komische Jacke trug, aus einem Material, das fast wie Leder aussah, wie eklig! Der andere, der weitaus eindrucksvoller gebaut war, stand nur in der Gegend herum. Frau Almassy schimpfte und stampfte mit den Füßen auf und wünschte sie alle zum Teufel, sie hätten hier nichts verloren, überhaupt nichts, das ginge sie alle nichts an, und irgendwie musste sie es geschafft haben, einen der Notknöpfe zu drücken, denn gleich darauf kamen die Wachleute an, von denen Valentin schon ein paar kannte, den Glatzköpfigen

zum Beispiel und den mit den tätowierten Armen. Die sagten den beiden angeblichen Polizisten, dass sie hier nichts verloren hätten, sie sollten bitte sofort wieder gehen. Und Lina auch.

Die fuhr herum, sah Valentin wild an und fauchte: »Aber du kommst mit!«

»Ja, ja«, stieß Valentin hervor und wünschte sich, die Erde hätte sich aufgetan und ihn verschluckt.

»Valentin!«, rief Frau Almassy herrisch, »überlegen Sie sich das gut! So einen Job kriegen Sie nie wieder!«

»Scheiß auf den Job!«, schrie Lina sie an.

Valentin atmete aus. Es fühlte sich an, als habe er seit einer Stunde die Luft angehalten. Das war alles so peinlich, unsagbar peinlich und schrecklich, und er hatte keine Ahnung, wie er Lina das erklären sollte, wie ihre Ehe das überleben sollte, aber unter all der Scham und der Aufregung und dem Entsetzen war er … ja, er war froh. Erleichtert. Unendlich erleichtert.

Er wusste, es war vorbei. Wenn er Lina behalten wollte, dann musste er jetzt mit ihr gehen, also sagte er: »Ja, ich komm mit. Klar.«

Frau Almassy geriet in Panik, als sie sah, dass er sich den dreien anschloss. »Valentin!«, heulte sie auf. Es klang, als habe ihr jemand ein Messer in den Leib gestoßen und als rufe sie um Hilfe. »Tun Sie das nicht! Sie haben die perfekten Gene! Das dürfen Sie doch nicht wegwerfen!«

# Kapitel 29

*Donnerstag, 3. April 2064*

Hinterher kam es Ahmad vor, als sei er unversehens in einen Wirbelsturm geraten und habe es nur deshalb geschafft, sich an Land zu retten, weil Ulf Pfenning keinen Augenblick lang die Ruhe verloren hatte. Diese ganze irre Episode – der halb nackte Mann im Kraftraum, seine lasziv gekleidete Chefin, die es ihm besorgte und sein Sperma in einem Becher auffing; du meine Güte, was waren das für *Sitten* in dieser Oase? –, dann die Wachleute, die sich aufgeführt hatten wie eine Besatzungsmacht …

Doch Pfenning hatte die Kerle beruhigt. Anschließend hatte er sie alle, mitsamt dem Mann, den sie vernehmen wollten, und seiner Frau, nach draußen dirigiert, raus aus dem Studio, raus aus der Oase und in ein Café in der Nähe.

Es war ein recht hübsches Café, mit hellbeigen Vorhängen, einer dunklen Gitterdecke und einer gut bestückten Automatentheke. Und es war wenig los, abgesehen von einem Tisch am anderen Ende, wo ein paar glatzköpfige Männer fröhlich johlend Karten spielten. Ein Roboter schnurrte umher, inspizierte die Tischplatten mit einem rot leuchtenden Auge und wischte ab und zu darüber.

»Holen Sie doch mal Kaffee und süße Stücke für uns alle«, sagte Pfenning zu Ahmad und wackelte dabei mit seinem Dienstausweis, den er immer noch in der Hand hielt. »Dran denken: Sie können damit zahlen. Dann geht’s aufs Spesenkonto des Reviers!«

Als Ahmad mit dem Tablett zurückkam, erklärte der junge Mann seiner Frau gerade, dass es nicht das gewesen sei, wonach es ausgesehen habe. »Es geht nur darum, ein bestimmtes Hormon zu gewinnen, das anderen Menschen helfen kann, und das gewinnt man eben aus Blut und Sperma eines geeigneten Spenders«, erklärte er, wobei seine Stimme noch merklich zitterte

von all der Aufregung. »Das ist halt ein Teil meines Jobs! Das bezahlt unsere Wohnung!«

Worauf die junge Frau mit den durchdringend blauen Augen entschieden den Kopf schüttelte. »Keine Wohnung ist so etwas wert!«

Der Kaffee und der Kuchen – Ahmad hatte Apfelkuchen genommen – beruhigte die Gemüter, und nach und nach klärte sich alles. Valentin Jouvens verstand, dass seine Frau keineswegs seinetwegen die Polizei gerufen hatte, sondern dass sie von sich aus gekommen war. Und Ulf Pfenning erzählte, dass die Wachleute tatsächlich das Recht gehabt hatten, sie hinauszuwerfen.

»*Gated Communities* wie die Oase genießen einen juristischen Sonderstatus. Die Polizei darf die Oase nur betreten, wenn dort ein Kapitalverbrechen geschehen ist oder der Verdacht auf ein solches besteht. In allen anderen Fällen hat die hauseigene Wachmannschaft hoheitliche Befugnisse.«

»Und warum ist das so?«, wunderte sich Frau Jouvens.

Pfenning wiegte den Kopf hin und her. »Die Reichen betrachten die Polizei als unzuverlässig. Sie bezahlen lieber private Wachleute. Selbst wenn ein Verbrechen geschieht, ziehen sie es vor, private Ermittler zu engagieren, die härter vorgehen, an der Grenze zur Illegalität und manchmal darüber hinaus.« Er sah Valentin Jouvens forschend an. »Den Fall des toten Altbundeskanzlers haben sie auch selber untersucht, nicht wahr?«

Der junge Mann im Trainingsanzug nickte matt. »Ja. Sie haben gesagt, Herr Havelock habe sich selbst umgebracht.«

»Und was glauben Sie?«

Valentin Jouvens hob ratlos die Schultern. »Na ja … Ich meine, da lag dieser kleine Karton im Badezimmer … dieses Freitod-Set … und Herr Havelock lag ganz friedlich in der Wanne …«

»Gab es denn irgendwo einen Abschiedsbrief? Oder zumindest eine handschriftliche, unterschriebene Freiwilligkeitserklärung?«

»Ähm … nein.« Er schüttelte den Kopf. »Eine Freiwilligkeitserklärung? Was ist das?«

»Derjenige, der seinem Leben ein Ende setzt, erklärt, dass er es mit eigener Hand und aus freien Stücken tut«, erläuterte Pfenning. »Einem Freitod-Set, egal, welche Medikamente es verwendet, muss eine entsprechende Vorlage beiliegen, das ist gesetzlich vorgeschrieben.«

Jouvens atmete scharf ein. »Das wusste ich nicht. Nein. Ich hab nichts dergleichen gesehen.«

Pfenning wechselte einen Blick mit Ahmad, nickte ihm zu, die Befragung fortzusetzen. Er wollte sehen, wie er sich anstellte, begriff Ahmad sofort.

»Herr Jouvens«, begann Ahmad, »ist Ihnen in den Tagen vor Herrn Havelocks Tod irgendwas an ihm aufgefallen? Hat er sich anders benommen als sonst, hat er Sorgen oder Ängste geäußert, war irgendetwas ungewöhnlich?«

Jouvens nickte sofort. »Ja. Zwei Tage vorher, am Montag, hat er mich gebeten, was für ihn zu machen. Aber ich sollte niemandem davon erzählen, nicht mal meiner Frau.«

»Was?«, entfuhr es ihr.

»Und was war das, das Sie für ihn machen sollten?«, hakte Ahmad nach.

»Es gibt in der Nähe seiner Wohnung einen Zugang in das unterirdische Versorgungssystem. Er hat mich gebeten, da hinabzusteigen und einem bestimmten Weg zu folgen bis zu einem Bereich, in dem Müllcontainer stehen. Dort sollte ich nachschauen, wohin die Überwachungskamera gerichtet ist.« Jouvens deutete mit den Händen die rechteckige Form einer einfachen Fixkamera an, wie sie zu Tausenden in Gebäuden verbaut waren. »Und das hab ich dann gemacht.«

»Haben Sie sich denn zurechtgefunden da unter der Erde?«

»Herr Havelock hat mir genau erklärt, wie ich gehen muss. Er hat sich offenbar ausgekannt.«

»Und was sollten Sie da machen? Was wollte er wissen?«

»Er wollte wissen, ob die Kamera auf die Mülleimer schaut oder auf die Zufahrtsrampe. Ob man an der Seite der Rampe entlang bis zum Gitter gehen könnte, ohne gesehen zu werden.«

»Und? War das der Fall?«

Jouvens nickte. »Ja. So, wie die Kamera steht, sieht sie höchstens die Hälfte der Rampe.«

»Und was hat Havelock dazu gesagt?«

»Er war sehr bestürzt. Er hat gesagt, da sei etwas schiefgegangen, aber er hat nicht gesagt, was.« Er schluckte. »Er hat mich an dem Tag auch gefragt, was ich täte, falls das Freiheitsgeld wieder abgeschafft würde.«

»Uh«, machte Pfenning.

»Hat er einen bestimmten Grund gehabt, das zu fragen?«, hakte Ahmad nach.

Jouvens schüttelte den Kopf. »Nein, er hat mich einfach so gefragt. Was ich vom Freiheitsgeld halte. Und dann das, was ich grade gesagt habe.«

»Und was haben Sie geantwortet?«

»Dass es mir ziemlich absurd vorkäme. Ich meine, wozu, wenn es funktioniert?«

Pfenning beugte sich vor. »Dieser Zugang mit der Rampe … Denken Sie, Sie könnten uns den zeigen? Von außen?«

Valentin Jouvens überlegte. »Ich denke, schon, ja. Warum?«

Das fragte sich Ahmad auch, aber Pfenning drängte auf einmal zum Aufbruch. »Kommen Sie«, sagte er, zückte seinen Pod und gab dem Auto das Signal, sie abzuholen. »Das ist interessant.«

Lina war völlig erledigt. Hatte Beine, die sich anfühlten wie aus Gummi, immer noch. Das war ein Tag, den sie nicht so schnell vergessen würde, das stand fest.

Und nun saß sie sogar in einem Polizeiauto. Sie saß hinten drin, während die drei Männer sich auf den Vordersitzen um den Monitor drängten und eine Karte studierten, die anscheinend auch das Innere der Oase zeigte. »Hier«, hörte sie Valentin sagen. »Man geht von Havelocks Haus hier herum … dann ist da irgendwo der Einstieg. Das ist eine Rampe, für die Roboter. Die endet in einem Vorratsraum, mit Ladestation und so, und dann führt ein Gang hier entlang … hmm, bis hier, würde ich schätzen.«

»Das ist schon unter dem Ringgebäude«, stellte der rothaarige Polizist fest.

»Ja, kann sein. Dann ging’s rechts ab … hier irgendwo. Hier müsste die Zufahrt sein.«

Lina blickte sich um. Sah gar nicht so anders aus als normale Autos. Soweit sie das beurteilen konnte, so oft war sie ja nun auch noch nicht in Autos mitgefahren. Eigentlich erst, seit sie Valentin kannte, dessen Eltern ein Auto hatten, einen Dienstwagen, weil seine Mutter in der Pflege arbeitete.

Valentin. Sie hörte auf den Klang seiner Stimme. Wie froh er war, den Polizisten Rede und Antwort zu stehen, nicht darüber nachdenken oder gar reden zu müssen, was da in dem Studio abgelaufen war.

»Okay«, sagte der Rothaarige. »Dann fahren wir da mal hin.«

Die beiden Polizisten stiegen vorne ein, Valentin kam nach hinten, zu ihr. Sie spürte, dass er nervös war, auf Abstand zu ihr bedacht.

»Wir werden auch noch reden müssen«, sagte sie leise.

Er zuckte richtiggehend zusammen.

»Ja, klar«, krächzte er. »Aber ehrlich, es war nicht so, wie du denkst.«

»Das ist ein alter Spruch. Der ist nicht mehr gültig.«

Valentin sagte nichts mehr. Der Wagen fuhr los, die beiden Polizisten machten sich irgendwelche Notizen in ihre Pods und schauten immer wieder auf die Karte, die der Monitor zeigte.

»Langsamer jetzt«, sagte der Rothaarige irgendwann und drehte an einem Regler, bis der Wagen nur noch Schrittgeschwindigkeit fuhr. Sie waren jetzt auf der anderen Seite der Oase, die genauso aussah wie die, die Lina kannte: dieselben hohen Mauern mit den blinden, schießschartenartigen Fenstern, die nur Attrappe waren, die man von innen gar nicht sah, weil das alles nur der Schalldämmung diente.

»Da!«, sagte Valentin plötzlich. »Ich glaube, das da ist es.«

Lina hob den Kopf, obwohl sie diese ganze Suche nur am Rande interessierte. Was kümmerten sie irgendwelche Geheimgänge unter dem Park, wenn ihre Beziehung unterhöhlt war?

Der Wagen hielt, sie stiegen alle aus und schauten es sich aus der Nähe an. Ein unspektakulärer Anblick: eine Rampe aus geriffeltem Beton, mit einem Regenabfluss am unteren Ende, eine uralte Lampe, die wahrscheinlich nachts anging, wenn sich jemand näherte, und eine Sammlung großer Müllcontainer in den Farben der verschiedenen Recycling-Systeme.

Und ganz hinten, fast unsichtbar in dem Schatten, den das Gebäude warf, eine Tür, die durch ein Gitter versperrt war. Man sah, dass dahinter ein Gang weiterführte. Über der Tür eine altmodische, reichlich verwitterte Kamera, deren Objektiv auf die Container gerichtet war.

»Die Kamera hat einen toten Winkel«, stellte der rothaarige Polizist fest. »Wenn man hier rechts entlang hinabgeht und sich dicht an der Wand hält, sieht sie einen nicht.«

»Ja, genau«, rief Valentin. »Genau danach hat Herr Havelock gefragt.«

Der andere Polizist, der große, breitschultrige Mann, der irgendwie arabisch aussah, sagte: »Sie haben gesagt, das war am Montag vor Havelocks Tod. Das könnte heißen, dass Havelock am Sonntagabend mit Leventheim verabredet war, der aber nicht gekommen ist, weil er da schon tot war. Was Havelock nicht wissen konnte. Er hat Sie losgeschickt, weil er wissen wollte, ob die Kamera noch so steht – woher kannte er den Weg überhaupt?«

»Keine Ahnung«, sagte Valentin.

»Auf jeden Fall hätte es sein können, dass jemand die Kamera so verstellt hat, dass sie jeden sieht, der diesen Weg nimmt. Das wäre für Leventheim ein Grund gewesen, die Verabredung platzen zu lassen. Aber die Tatsache, dass

die Kamera noch unverändert stand, hat Havelock gesagt, dass es so nicht gewesen sein kann, und da hat er vielleicht vermutet, dass Leventheim etwas zugestoßen ist. Was erklären würde, warum er so unruhig war, wie Sie sagten.«

»Und deswegen soll er Selbstmord begangen haben?«, platzte Valentin heraus. »Das ist doch Quatsch!«

Der Polizist nickte. »Ja, das wäre nicht logisch. Logisch wäre gewesen, zu versuchen, wieder mit Leventheim Kontakt aufzunehmen und ihn zu fragen, was los ist.«

»Mit anderen Worten, er könnte geselbstmordet worden sein, womöglich von denselben Leuten, die auch Leventheim heimgesucht haben«, warf der rothaarige Mann ein und zückte seinen Pod. »Auf jeden Fall begründet das einen Verdacht, dass es beim Tod Havelocks nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Das heißt, wir müssen Havelocks Wohnung von der KTU durchkämmen lassen, und zwar so schnell wie möglich. Und dazu brauchen wir einen Durchsuchungsbeschluss. Ich ruf gleich mal die zuständige Staatsanwältin an.« Er wählte einen Kontakt, lauschte und verzog das Gesicht. Offenbar war sie nicht zu erreichen, denn er sprach ihr eine arg juristisch klingende Bitte auf den Speicher und fügte hinzu: »Ganz toll wäre es, wenn es heute noch ginge, damit wir morgen aktiv werden können und nicht auch noch das Wochenende verlieren. Danke!«

»Morgen ist Karfreitag«, sagte sein Kollege.

Der Rothaarige ächzte. »Stimmt. Auch das noch. Das Osterwochenende. Wenn’s ganz dumm läuft, ist schon der nächste Oasenbewohner eingezogen …« Er schüttelte den Kopf. »Nein, so schnell wird das nicht gehen. Irgendjemand muss seinen Nachlass sichten, das Bundesarchiv wird seine Bücher und Notizen und so weiter haben wollen.«

Während die beiden Polizisten über die weitere Vorgehensweise diskutierten, ging Lina zu Valentin, hängte sich bei ihm ein, zog ihn ein Stück weit fort und fragte, was denn nun werden solle.

Er sah sie unglücklich an. »Ich hab mir das ja nicht so vorgestellt, als ich mich beworben habe, weißt du? In meinem Arbeitsvertrag hat sich das ganz anders gelesen, viel harmloser … Ich wollte dir halt was bieten!«

»Aber das kann nicht so weitergehen, das ist dir doch klar? Ich will dich nicht morgens aus der Wohnung gehen lassen und dann dran denken müssen, wie dich diese … *Frau* da befriedigt!«

»Aber wenn ich kündige, müssen wir die Oase wieder verlassen.«

»Na und? Ich gehör da sowieso nicht hin. Und du?«

Er sah sie an, mit diesem forschenden Blick, als wolle er sich ihr Gesicht für alle Ewigkeit einprägen. »Ich?«, sagte er. »Ich gehör zu dir.«

Dann holte er seinen Pod heraus und schrieb seine Kündigung, und Lina sah ihm dabei zu und war zum ersten Mal seit langer Zeit wieder glücklich.

# Kapitel 30

*Karfreitag, 4. April 2064*

Karfreitag nahmen immer noch viele Leute zum Anlass, daheimzubleiben, manche sogar, um in die Kirche zu gehen. Andere kassierten lieber die Feiertagszuschläge, aber die waren offenbar in der Minderzahl. Der Bus, den Ahmad erwischte – eine halbe Stunde früher –, war jedenfalls spürbar leerer als üblich.

Ahmad fühlte sich unausgeschlafen und müde, zugleich aber seltsam hellwach. Der Fall war ihm die ganze Nacht nachgegangen, hatte sich in seine Träume verwoben und ihn immer wieder aufschrecken lassen mit Gedanken, die nur in der Logik eines Traumes Sinn ergeben hatten. Vielleicht doch gut, dass Franka nicht dagewesen war, auch wenn er es gestern bedauert hatte, dass sie erst für heute Abend verabredet waren.

Er spähte aus dem Fenster, betrachtete die Stadt, die noch nicht so richtig wach werden wollte. Windig war es, und es lag Regen in der Luft. Jogger waren unterwegs, gemächlicher als sonst, ein paar Radfahrer und viele Lieferroboter mit dem Logo eines Frühstückdienstes. Auf einer Verkehrsinsel lag ein Betrunkener: Ob den wohl jemand meldete? Vorsichtshalber zog er seinen Pod heraus und meldete ihn selber. Die Kollegen von der Schutzpolizei mussten ja schließlich auch was zu tun haben.

Der Film fiel ihm wieder ein, in den sie gestern Abend noch reingeschaut hatten, ein uraltes Ding mit Straßenszenen, in denen Unmengen Autos unterwegs gewesen waren. Entlang der Straßen hatten auch endlose Reihen von Autos geparkt, dicht an dicht, nur vor Garagentoren, Einfahrten und dergleichen nicht. Verrückt! Aber so sei das damals gewesen, hatte Großvater behauptet, genau so.

Irgendwie fuhr der Bus heute ungewöhnliche Schleifen. Ahmad studierte die angezeigte Liste der nächsten Haltepunkte; bei manchen der

Straßennamen musste er erst überlegen, wo das war. Die anderen Passagiere waren schweigsam, niemand telefonierte, die meisten schauten genauso verschlafen vor sich hin, wie er sich fühlte.

Sein Blick blieb an den Überwachungskameras an der Decke hängen, Halbkugeln aus dunklem Glas, deren Anblick einem das Gefühl vermittelten, unter Beobachtung zu stehen, so ähnlich, wie man bei Leuten, die sehr dunkle Sonnenbrillen trugen, immer den Eindruck hatte, sie beobachteten einen. Die meisten Menschen glaubten, dass es sich um Fischaugen-Objektive handelte, die jederzeit den gesamten Raum im Blick hatten. So war das aber nicht, vielmehr war darin eine normale Kamera beweglich aufgehängt, deren Blick zufallsgesteuert immer hin und her wanderte. Eine kleine KI schaltete sich ein, sobald die Kamera auffällige Bewegungen wahrnahm, dann blieb die Kamera auf dieser Stelle länger stehen. Das dunkle Glas diente nur dazu, zu verbergen, wohin das Kameraauge blickte.

Der Bus hielt vor einem Haus. Jemand trat gerade aus der Haustür, eine ältere Frau, die nicht gut zu Fuß war und dem Bus winkte. Der Robotbus ließ ein grünes Signal aufleuchten zum Zeichen, dass er warten würde, und öffnete schon einmal die Türen.

In diesem Moment durchzuckte Ahmad eine atemberaubende Idee.

Therese öffnete schläfrig ein Auge, seufzte wohlig. Was konnte passender sein, als an einem Karfreitag früh wach zu werden und Regen gegen die Fenster trippeln zu hören, einen Regen, der die Welt hinter sich verschwinden ließ, als löse sie sich in Tränen auf? Sie drehte sich herum, rutschte zu Kilian hinüber, der nur im Schlaf brummte, und kuschelte sich an ihn. Es beruhigte sie, ihn zu spüren, aber heute spürte sie auch Anflüge von Angst, sie könnte ihn verlieren.

Karfreitagsgedanken. Der Feiertag ließ sie daran denken, dass nichts für immer Bestand hatte, dass Verlust ein Teil des Lebens war.

Als sie schließlich beide wieder aufwachten, war es hell, und der Regen hatte aufgehört. Aber es windete, auf eine Art, die eine unruhige Stimmung in der Luft verbreitete.

Sie spielten drei Runden Schere, Stein, Papier, um auszulosen, wer als Erster ins Bad musste, und Therese verlor. Sie beeilte sich, scheuchte hinterher Kilian auf und machte Frühstück. Frühstück zu zweit, denn Ole würde wohl wieder bis Mittag schlafen. Das hätte romantisch sein können, wäre nicht Karfreitag gewesen und sie nicht so melancholisch.

Sie wollte eine Kerze auf den Tisch stellen, wenigstens das, und suchte nach dem Kerzenständer, im Flurschrank, dem Sammelplatz für alle Dinge, die noch keinen festen Platz in der Wohnung hatten.

Und fand dort den Stoffhund, den ihnen diese junge Frau mit den Eheproblemen gebracht hatte!

»Den hatte ich doch weggeworfen!«, sagte sie zu Kilian, der gerade aus dem Bad kam, in einer Wolke aus Dampf und Rasierwasserduft.

Er nickte. »Ja. Ich hab ihn gerettet.«

»Und warum?«

»Weil Herr Havelock ihn mir geschenkt hat, und ich konnte ihn nun mal gut leiden.« Kilian nahm das Stofftier an sich, befühlte es. »Außerdem ist das zu schön, um es einfach wegzuwerfen. Ich will es irgendeinem Kind schenken. Hab bloß noch keins gefunden – hier im Haus ist Ole das jüngste Kind, stell dir vor!«

Therese nahm ihm den Stoffhund aus der Hand, betrachtete ihn und hatte das Gefühl, ihn das erste Mal wirklich zu sehen. »Als Kind hatte ich einen Hund, der fast genauso aussah«, sagte sie, fassungslos, dass ihr das jetzt erst einfiel. »Er hieß Flocky. Ich glaube, er war ein kleiner Terrier, ein Mischling, hatte auch so einen braunen Fleck auf der Schnauze, genau wie der hier.«

»Das hör ich zum ersten Mal«, sagte Kilian.

Karfreitagsgedanken. Erinnerungen. »Ich hab ewig nicht mehr an ihn gedacht. Dabei hab ich ihn so geliebt … Er ist gestorben, als ich sieben war.«

Erinnerungen. Sie drückte das Stofftier an sich. »Meine Eltern wollten nicht, dass ich es mir so zu Herzen nehme.« Ein Schluchzen, das aus vergessenen Tiefen in ihr hochstieg. »Sie haben gesagt, ich müsse Flocky *loslassen* …«

Sie hatte es versucht. Sie hatte sich wirklich Mühe gegeben, weil sie ein braves Mädchen sein wollte. Und ab da war Loslassen immer ihre Strategie gewesen, um den Schmerz zu besiegen … »Man kann den Schmerz nicht besiegen«, flüsterte sie. »Man kann ihn nur verdrängen.«

Dann weinte sie, lange, und Kilian hielt sie fest.

Als es vorbei war, legte sie den Stoffhund zurück in den Schrank und sagte: »Du hast recht. Wir werden ihn verschenken. Er ist wirklich hübsch, und ein Kind wird sich darüber freuen.«

Dann gingen sie wieder in die Küche. Therese erschrak, als sie auf die Uhr sah: Schon so spät!

Kilian goss ihnen beiden Kaffee ein. Ob sie es vielleicht doch bedaure, nicht mehr in der Oase zu leben, wollte er wissen. »Ich hab gedacht, ich finde vielleicht einen Job, der so gut bezahlt ist, dass wir uns wieder in so eine *Community* einkaufen können. Eine andere halt.«

Therese horchte in sich hinein, versuchte, auch diese Tiefen auszuloten, die sich vorhin aufgetan hatten. Doch schließlich schüttelte sie den Kopf. »Nein, Kilian, das ist es nicht wert. Wir hatten schöne Jahre dort, das stimmt, aber Ole zum Beispiel hat sich eher gelangweilt. Für ihn war's nicht besonders schön.«

»Gut«, sagte er. »Denn ehrlich gesagt glaub ich nicht mehr, dass ich das schaffe. Ich hab sogar Zweifel, dass ich *überhaupt wieder* einen bezahlten Job finde.«

Sie griff nach seiner Hand. »Meinetwegen brauchst du auch keinen. Mir ist es lieber, ich hab was von dir, solange du noch so knackig bist.«

Er grinste. »Oha. Was wird denn das?«

»Lass uns ganz spontan einen Ausflug machen«, schlug sie vor. »Wir packen eine Picknicktasche und fahren so weit aus der Stadt raus, bis der Bus sich weigert weiterzufahren!«

»Findest du, das ist das richtige Wetter dafür?«

»Dafür ist jedes Wetter richtig.«

Es gefiel ihr, wie lüstern er grinste, als sie das sagte. Wahrscheinlich stellte er sich schon vor, wie sie beide völlig durchnässt in irgendeinem Gebüsch Zuflucht suchten und wie dann eins zum anderen kam …

Sie zuckte zusammen, als es ausgerechnet in diesem Moment klingelte.

Bis Ahmad im Revier ankam, fand er seine Idee schon nicht mehr ganz so atemberaubend. Eher … *weit hergeholt*. Eher Kategorie *Griff nach letzten Strohhalmen*. Jedenfalls keine Idee, die man jemand anders erzählen konnte.

Zum Glück musste er das ja auch nicht. Er holte sich einen Kaffee, setzte sich an seinen Computer und schaute sich die Aufzeichnungen der Türkamera noch einmal genau an. Der ausgeleuchtete Plattenweg. Der dürre Baum. Der Bus, der gerade hielt, als die Hand auftauchte und die Linse beschmierte.

Ein Glück auch, dass heute Feiertag war und niemand sich allzu genau an die vereinbarten Dienstpläne gebunden fühlte: Er war noch ganz alleine im Büro. Das machte es leichter, zum Telefon zu greifen und die Busbetriebe Ruhrstadt anzurufen.

Allerdings erhöhte es auch die Wahrscheinlichkeit, dass er dort keine Menschenseele antreffen, sondern bei einer KI landen würde, die nicht begreifen würde, was er wollte.

Doch, o Wunder, er landete bei einem brummigen Menschen, der sich meldete mit: »Busbetriebe Ruhrstadt, Schaumann, wer stört?«

»Kriminalpolizei Ruhrstadt-Ost, Müller«, sagte Ahmad und grinste, weil er förmlich hören konnte, wie der Mann Haltung annahm. Dann erklärte er ihm, was er brauchte: »Die Videoaufzeichnungen des Busses, der am 22. März um 22 Uhr 57 die Pflichthaltestelle Alter Bahnhof 66 angefahren hat.«

Der Mann schrieb die Daten mit, wiederholte sie dabei und fragte dann: »Die Aufzeichnungen der Innenkameras oder der Außenkameras?«

»Beide.«

Raschel, raschel. »Also, ich hab’s mal notiert, aber die Dateien raussuchen, das muss unsere Technikerin machen, und ich weiß nicht, ob die heute kommt. Sie wissen ja, wie das ist mit Dienstplänen und Feiertagen.«

Ahmad betrachtete das leere Büro und nickte. »Schreiben Sie ihr doch bitte eine entsprechende Nachricht. Diese Aufnahmen könnten wichtig sein für die Aufklärung eines Mordfalls.«

»Oh, okay«, sagte der Mann. »Ja, mach ich.«

Wahrscheinlich aber, dachte Ahmad, brachte sie das auch nicht weiter. Er legte auf mit dem Gefühl, den Mann belogen zu haben.

Er holte den Dienstplan auf den Schirm. Die meisten hatten sich für heute abgemeldet, aber Pfenning hatte da sein wollen.

Na, gut, dass er es nicht war. Ahmad hatte keine Lust, sich von ihm auslachen zu lassen.

Kurz darauf hörte er Schritte im Flur, doch es war nicht Pfenning, der den Kopf zur Tür hereinstreckte, sondern – *Clemens*!

»Ich wollt nur mal sehen, wie’s dir so geht«, erklärte er. »In deinem neuen Traumjob.«

Da hatte sein alter Partner einen denkbar schlechten Augenblick erwischt. »Im Moment ist es eher nicht so traumhaft«, gestand Ahmad ihm. »Ich beiß mir die Zähne aus an meinem ersten Fall, alles ist schrecklich verworren. Vielleicht bin ich doch nicht so begabt dafür, wie ich gedacht hab. Gut möglich, dass ich bald wieder zurück bin. Erzähl mal, was gibt’s bei euch Neues?«

Clemens hockte sich auf eine Kante von Ahmads Schreibtisch. »Bei uns? Oh, wir hocken grade zu fünft an einer Sache … Ich weiß nicht, ob du von den Obdachlosen gehört hast, die im Hafen aufgegriffen worden sind?«

»Obdachlose?«, wiederholte Ahmad verwundert. »Wie geht *das*?«

»Gute Frage. Das dröseln wir grade auf. Zwei davon sind Flüchtlinge aus Nordafrika, die es irgendwie durch die EU-Außengrenzen geschafft und sich bis hierher durchgeschlagen haben, aber wir rätseln noch, wie – ohne Konto, ohne Geld? Drei andere sind ausgeraubt worden –«

»Ausgeraubt?«

Clemens nickte. »Ja, so richtig, mit Pistole an die Stirn, Pod in die Hand gedrückt, überweisen Sie all Ihr Geld da und da hin.«

»Das ist aber ein Gewaltverbrechen!«

»Deshalb ist ja auch euer Jo Braun bei uns im Team. Wir versuchen, den Weg des geraubten Gelds nachzuvollziehen, aber du weißt ja, wie das ist, sobald eine von diesen Steueroasen im Spiel ist.«

»Nur zu gut.«

»Mich regt das zunehmend auf, wenn ich so Berichte im TV sehe wie gestern Abend im Zwölften … wenn Politiker darüber reden, als seien Steueroasen eine Naturgegebenheit, die man einfach hinnehmen müsse …« Clemens warf die Hände in die Höhe. »Hast du dir mal die Cayman Islands auf ’ner Karte angeschaut? Wie klein die sind? Wo die liegen? Wenn die amerikanische Regierung morgen früh beschließen würde, der Sache ein Ende zu machen, dann wären die morgen Abend Geschichte!«

Ahmad nickte nur. Darüber hatten sie schon oft diskutiert. »Und was macht ihr nun mit den Leuten?«

Clemens seufzte. »Das wird gerade höheren Orts beraten. Da gibt’s irgendwelche Notfallfonds, und man überlegt, die Flüchtlinge gnadenhalber aufzunehmen, wenn sie Informationen rausrücken, wie sie’s angestellt haben. Du weißt ja, die große Angst, dass die ganze Welt nach Europa kommt und Freiheitsgeld haben will.« Sein Pod gab einen Glockenton von sich. »Ah«, sagte er nach einem kurzen Blick auf die Nachricht. »Die andern sind jetzt auch da. Ich muss dann mal wieder.«

»Ja, mach’s gut.« Ahmad sah seinem alten Partner nach und beneidete ihn beinahe.

In seinem Posteingang regte sich etwas: Tatsächlich schon die Aufnahmen von den Busbetrieben, komplett mit dem Fahrprotokoll des betreffenden Busses, das nicht nur dessen genaue Fahrtroute an jenem Tag

enthielt, sondern auch eine komplette Liste der ID-Nummern aller Fahrgäste, wann und wo diese ein- bzw. ausgestiegen waren und mit welchen Fahrzielen. Diese Angaben würde Ahmad zwar nicht brauchen, aber dass sie mit dabei waren, vermittelte doch den angenehmen Eindruck, dass sich da jemand redliche Mühe gegeben hatte.

Ahmad sichtete zunächst die Aufnahmen der Außenkameras, die hauptsächlich den Verkehr überwachten und dazu dienten, zu verhindern, dass der Bus etwas oder jemanden rammte. Eine der Kameras hatte einen flüchtigen Blick auf das Hochhaus getan, und man sah tatsächlich einen Schatten, der von hinten her an der Hauswand entlangglitt. Doch dann hielt der Bus, und der dürre Baum geriet zwischen Kamera und Hauseingang.

Mist.

Zwei Dateien waren noch übrig, die Aufzeichnungen der beiden Innenkameras. Da der Bus leer gewesen und im Inneren also nichts los gewesen war, hatte die vordere Kamera einen Transportroboter auf der gegenüberliegenden Straßenseite anvisiert, die hintere Kamera dagegen …

»Treffer, versenkt«, murmelte Ahmad und spürte sein Herz schneller schlagen.

Die hintere Kamera hatte auch nach draußen geschaut, und zwar auf den Mann, der sich in dem Moment am Eingang der »grünen Beule« zu schaffen machte. Ahmad hielt das Video an, ging es Bild für Bild zurück. Einen Frame gab es, in dem der Unbekannte in Richtung Bus blickte.

Bildausschnitt wählen. Vergrößern. Schärfe hochrechnen …

Ahmad gab unwillkürlich einen keuchenden Laut von sich.

Er *kannte* den Kerl, der da gerade die Kamera zuschmierte!

Es war niemand anders als der Messermann!

# Kapitel 31

*Karfreitag, 4. April 2064*

»Ja, das ist er«, sagte Clemens. »Eindeutig.«

Pfenning nahm seinen Pod vom Ohr, gab den Versuch auf, Jana Dobrev zu erreichen. »Also, gehen wir mal davon aus, dass sich am letzten Stand in Sachen Fahndung nach Gabriel Antonis nichts geändert hat«, meinte er. »Er dürfte immer noch spurlos verschwunden sein, wir können ihn also jedenfalls nicht fragen.«

»Ich hab noch etwas«, sagte Ahmad und rief ein anderes Dokument auf den Schirm. »Und zwar hab ich die Gesichtserkennung drüberlaufen lassen …«

»Und ihn identifiziert?« Pfenning sah nicht so aus, als erwarte er ein Ja auf diese Frage.

»Nein, das System findet keinen Namen dazu. Aber nach einem ähnlichen Gesicht wird im Zusammenhang mit einem ungeklärten Mord in Straßburg gefahndet.«

»Und was ist das für ein Mord?«

Ahmad wies auf das Dokument, das in französischer und englischer Sprache abgefasst war und – *nichts* aussagte. »Das ist es ja eben. Die Akte ist mit so ziemlich allen Sperrvermerken versehen, die es überhaupt gibt.«

»Oh«, machte Pfenning, beugte sich vor, studierte die Angaben und tippte sich dabei mit dem Nagel des Zeigefingers gegen die Schneidezähne, ein enervierendes Geräusch. »Das ist nicht gut. Das ist *gar* nicht gut.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Ahmad.

»Wir fordern die Unterlagen zu dem Fall an.«

»Die werden sie uns nicht geben. Nicht, wenn diese Sperrvermerke wirklich was zählen.«

»Dann gehen wir eine Etage höher. Dann soll die Keller sie anfordern. Und wenn die sie auch nicht kriegt … dann wissen wir, dass da was oberfaul ist.«

»Wissen wir das nicht schon jetzt?«, meinte Ahmad.

In diesem Augenblick erklang von der Tür her eine unglaublich tiefe, grollende Stimme, die fragte: »Wo ist was oberfaul?«

Ahmad fuhr herum. Dort stand ein Hüne von einem Mann, so groß und breit, dass er den Türrahmen praktisch ausfüllte. Ahmad hatte sich schon oft sagen lassen müssen, er sei ein »Schrank von einem Mann«, aber wenn der Vergleich stimmte, dann war dieser Koloss da eine Schrank*wand*! Er hatte Hände wie Baggerschaufeln, seine Unterarme waren dicker als Ahmads Oberschenkel, und eine lange Wikingermähne hätte ihm zweifellos gut gestanden: Tatsächlich war sein Schädel aber so kahl, dass er aussah wie poliert. Doch sein Blick kündete von ausgesprochener Friedfertigkeit. Solange man ihn nicht reizte, jedenfalls.

»Ah, Lutz!«, rief Pfenning aus. »Da bist du ja. Hast du noch hergefunden?«

»Ich bin einfach dem schlechten Geruch gefolgt«, erwiderte der Hüne.

»Ich darf vorstellen«, sagte Pfenning. »Das hier ist Ahmad Müller, unser jüngster Kollege – ganz neu in die Abteilung G gekommen und gleich in einen Jahrhundertfall verwickelt. Aber er schlägt sich wacker. Und das hier ist mein alter Freund Lutz Brackmann, früher beim Euro-Grenzschutz und beim Kommando Spezialkräfte, wo er Sachen gesehen und gemacht hat, über die er nicht mal mit mir redet, auch nicht nach zwei Flaschen Whisky. Lutz hat die Sicherheitsfreigabe und hilft ab und zu bei der Polizei aus, auf Anforderung, wie man so schön sagt. Wobei ich es war, der ihn angefordert hat, aber wenn ich die Keller von der Notwendigkeit überzeuge, gibt’s womöglich Geld dafür.«

»Das wär ja wie Ostern«, meinte Lutz und gab ein Lachen von sich, bei dem die Schreibtischplatte vibrierte.

»Angenehm«, sagte Ahmad und nickte dem Riesen zu, dann fragte er, an Pfenning gewandt: »Und worin besteht die Notwendigkeit?«

»Ich will, dass er mitkommt, wenn wir mit dem Durchsuchungsbeschluss für Havelocks Wohnung in die Oase gehen«, erklärte Pfenning. »Die Wachleute werden es *hassen*, uns auf dem Gelände zu haben, weil wir ihren Bericht anzweifeln, und Lutz ist der richtige Mann, sie uns vom Hals zu

halten, bis Okafor und ihre Leute mit dem ganz feinen Kamm durch alles gegangen sind.«

»Haben wir denn schon einen Durchsuchungsbeschluss?«

»Nein, aber das ist nur eine Frage der –«

Pfennings Pod signalisierte einen Anruf. Er nahm ihn an, hielt das Gerät ans Ohr. »Ja, Pfenning?« Er lauschte eine Weile, dann sagte er: »Okay, warten Sie vor dem Eingang auf uns. Wir kommen und holen Sie ab.«

Er beendete das Gespräch. »Das war dieser Jouvens. Valentin Jouvens. Ihm ist noch was eingefallen.« Zu Lutz Brackmann sagte er, indem er auf seinen Schreibtisch zeigte: »Du liest dich am besten schon mal in den Fall ein. Passwort kennst du; es geht um den Fall Leventheim.«

Dann schlüpfte er in seine Lederjacke und nickte Ahmad zu. »Also, los.«

Es war das reinste *Déjà-vu*: Therese öffnete die Tür, und es war *schon wieder* die Frau von neulich, die Frau mit dem Stoffhund und den Eheproblemen!

Und diesmal kam sie nicht allein, sondern hatte drei Männer bei sich. Einer, ein junger, sportlicher, war ihr Ehemann, die beiden anderen wiesen sich als Polizisten aus, von der Kriminalpolizei gar! Ein kräftiger Junger mit Kinnbart und ein hagerer Älterer mit langen, rotblonden Haaren, die er im Nacken zusammengebunden trug.

»Wird das jetzt zur Gewohnheit, dass Sie uns alle paar Tage heimsuchen?«, rief Therese aus. Sie sah sich hilfesuchend nach Kilian um. Polizei? Was hatten sie mit der Polizei zu schaffen?

Dann fiel ihr wieder ein, was Kilian über Havelocks Tod gesagt hatte, und auf einmal kam es ihr vor, als müsse das alles so sein, wie es war.

Karfreitagsgedanken.

»Wir haben ein paar Fragen«, erklärte der Polizist mit den roten Haaren und sah ihr dabei eindringlich in die Augen.

Sie spürte, wie ihre Schultern herabsanken, ihr Widerstand erlahmte. »Na, dann kommen Sie halt herein«, sagte sie und gab den Weg frei.

Das Wohnzimmer sah mit so vielen Leuten auf einmal winzig klein aus. Der rothaarige Polizist stellte den jungen Mann als Valentin Jouvens vor und erklärte, dass es sich dabei um Kilians Nachfolger handelte, was die physiotherapeutische Betreuung von Herrn Havelock anbelangte. Dann ließ er ihn eine lange, komplizierte Geschichte erzählen von einem Schleichweg durch die Kellergeschosse der Oase; Therese verstand nur die Hälfte davon, aber sie sah Kilian die ganze Zeit wissend nicken.

Und bemerkte, was den anderen sicher entging, nämlich dass Kilians innere Anspannung mit jedem Satz zunahm.

Ging es um das Geheimnis, von dem er gemeint hatte, es sei besser, sie wisse nicht zu viel darüber?

»Ja, den Weg kenne ich«, sagte Kilian schließlich auf eine entsprechende Frage des Polizisten. »Ich war es, der ihn ausgetüftelt hat.«

»Können Sie uns das ein bisschen genauer erklären?«, bat der Mann mit dem roten Pferdeschwanz. Eine tolle Lederjacke trug er. Bestimmt ein uraltes Erbstück, so verwittert, wie sie aussah.

Kilian überlegte. »Es war folgendermaßen«, erzählte er dann. »Herr Havelock wollte einen Besucher bei sich empfangen, ohne dass die Wachen etwas davon mitbekommen. An dem Sicherheitssystem der Oase vorbei also. Und er hatte einen Schlüssel, einen richtig alten, mechanischen Schlüssel, für ein Zylinderschloss, der zu irgendeiner Außentür gehörte. Damit hat er mich losgeschickt. Ich sollte herausfinden, zu welcher Tür, und auch, wie man von dort ungesehen zu ihm gelangen könnte. Und diesen Weg sollte ich ihm genau beschreiben und aufzeichnen.«

»Woher hatte er diesen Schlüssel?«

»Er hat so etwas angedeutet, dass er sich mal das ganze unterirdische System hat zeigen lassen. Bei dieser Gelegenheit hat er ihn wohl von einem Schlüsselbrett gestohlen, wo er an einem Haken mit der Aufschrift *Außen-2* hing.«

»Er hat Ihnen also sehr vertraut?«, fragte der andere Polizist.

»Ja«, sagte Kilian. »Ich habe ihn ein Jahrzehnt lang betreut. Wir waren so etwas wie Freunde. So weit das in unserer Situation möglich war.«

»Wussten Sie, wen er einladen wollte?«, fragte der rothaarige Polizist.

»Zuerst nicht«, sagte Kilian. »Erst, als er mich mit dem Brief losgeschickt hat.«

»*Sie* haben den Brief überbracht?«

»Ja. Ich sollte ihn Günter Leventheim persönlich übergeben. Das habe ich auch gemacht.«

»Wann war das?«

»Im Januar, an einem Samstag. Ich glaube, es war der neunzehnte.«

»Und? Hat Leventheim ihn besucht?«

»Ich war nicht dabei, aber Herr Havelock hat mir gesagt, dass alles prima geklappt habe.«

»Hat er Ihnen gesagt, worum es bei dem Treffen ging?«

Kilian schüttelte den Kopf. »Er meinte, es sei besser für mich, wenn ich das nicht wüsste.«

Therese lief eine Gänsehaut über den Rücken, als sie ihn das sagen hörte. In was für eine Geschichte waren sie hier verwickelt? Das war ja gruselig!

»Hat Leventheim ihn öfter besucht?«

»Ja, mehrmals. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, wann, darauf habe ich nicht geachtet.«

»Warum nicht?«

Kilian hob die Hände. »Na ja, ich hab gedacht, es betrifft die alte Feindschaft zwischen den beiden. Dass sie sich am Ende ihres Lebens noch einmal aussprechen wollten, sich versöhnen oder so, und ohne dass es publik wird. Ich dachte, es geht mich nichts an.« Er holte tief Luft. »Dass es vielleicht um etwas ganz anderes gegangen ist, denke ich erst, seit Herr Havelock mir seine Einstellung zum Freitod erklärt hat.«

Die beiden Polizisten wechselten einen erstaunten Blick. »Was hat er Ihnen da erklärt?«, wollte der Jüngere wissen.

»Er hat zu mir gesagt, ›Kilian, falls Sie je hören sollten, ich hätte den Freitod gewählt, dann können Sie sicher sein, dass das eine Lüge ist. Ich bin in der Hinsicht unverbesserlich altmodisch. Ich denke, der Mensch hat über das Ende seines Lebens so wenig zu bestimmen wie über dessen Anfang.‹«

»Mit anderen Worten, Sie glauben, er ist umgebracht worden?«

»Ohne jeden Zweifel«, sagte Kilian entschieden.

Der Rothaarige rieb sich den Hals. »Das ist interessant. Trotzdem müssen wir es erst *beweisen*.«

»Aus welchem Anlass hat er das denn zu Ihnen gesagt?«, fragte der andere Polizist. »Nach dem Tod seiner Urenkelin?«

»Nein, nein. Das hat ihn damals sehr bestürzt, und er war in der Zeit danach extrem verspannt, hat viel nachgedacht, zu viel. Nein, das hat er mir nach einem der geheimen Besuche gesagt. Ein paar Wochen bevor man mir gekündigt hat und wir die Oase verlassen mussten.«

»Was war der Anlass für diese Kündigung?«

Sie fragten und fragten, gnadenlos, und das an einem Feiertag! Wären sie nur früher aufgestanden, weggefahren … Therese konnte sehen, wie sich Kilian innerlich wand, wie ungern er über diese Angelegenheit sprach, diesen Schock, der immer noch in ihnen nachwirkte.

»Das Sportstudio im A-Bereich der Oase«, erklärte Kilian bedächtig, »hat Anfang des Jahres den Besitzer gewechselt. Früher war es einfach ein

Fitness-Center, seit Januar gehört es zur *Stay Young*-Kette. Die neue Chefin, Frau Damira Almassy, und ich haben uns nicht verstanden; sie konnte mich aber nicht entlassen, weil ich noch einen alten Vertrag mit der Oase selbst hatte. Es war eine unangenehme Situation, aber ich habe mich sicher gefühlt. Doch dann hat sie ein Scherbengericht beantragt, es wahrscheinlich auch manipuliert, und dadurch sind wir rausgeflogen. Offiziell, weil so viele Leute sich über unseren Sohn aufgeregt hätten.«

»Ein Scherbengericht?«, wunderte sich der jüngere der beiden Polizisten. »Was ist das?«

»Eine Sitte aus dem alten Athen. Damals haben sich die Bürger getroffen, jeder konnte den Namen von jemandem, den er nicht leiden konnte, auf eine Tonscherbe schreiben und in einen Krug legen, und derjenige, dessen Name am häufigsten darin war, wurde aus der Stadt verbannt.« Kilian verschränkte die Arme. »Das ist Teil der Verfassung einer Oase. Sie fliegen raus, wenn Sie die Miete nicht mehr zahlen können – oder aufgrund eines Scherbengerichts. Das sind die einzigen beiden Möglichkeiten, jemanden loszuwerden.«

Der junge Mann reckte plötzlich den Kopf und platzte mit der Frage heraus: »Mussten Sie auch jede Woche Blut spenden?«

Therese stutzte. Was war denn *das* für eine Frage?

Doch zu ihrem Entsetzen sagte Kilian: »Ja. Also, genauer gesagt war es eine Blutwäsche.«

»Fanden Sie es auch so anstrengend?«, fragte der junge Mann weiter.

»Ja, sehr«, gab Kilian zu.

»Wie bitte?« Therese sah ihn entgeistert an. »Davon hast du mir nie ein Wort erzählt!«

Er nickte bedrückt. »Ich wollte nicht, dass du dir Sorgen machst. Aber ja, das war es eigentlich, wofür es das viele Geld gab. Für diesen Stoff, den sie aus dem Blut von jungen, gesunden Leuten filtern.«

»Ein Prä-Hormon, hat mir Frau Almassy erklärt«, sagte dieser Herr Jouvens, Kilians Nachfolger.

»Ach, so hat sie Ihnen das erklärt?« Kilian schien das zu amüsieren. »Die Wahrheit ist, dass es ein Verjüngungsmittel ist, für das reiche alte Leute Unsummen zu zahlen bereit sind, weil es im Gegensatz zu vielen anderen Therapien wohl tatsächlich wirkt.«

»Ich hab das schon mal gehört, es aber immer für Schwindel gehalten«, meinte der junge Polizist skeptisch.

»Das kann man so sehen«, meinte Kilian. »Aber ich hab mich damals ein bisschen kundig gemacht und bin darauf gestoßen, dass man einen alten Organismus offenbar tatsächlich verjüngen kann, indem man ihm Blut von jungen Artgenossen zuführt. Das ist nicht mal neu, das hat man schon vor über hundert Jahren entdeckt. Vor fünfzig Jahren gab’s eine Firma in den USA, die daraus ein Geschäft gemacht hat; sie haben einfach das Blutplasma junger Leute an alte Leute verkauft. Später ist das nur verfeinert worden. Es gab Forschungen, um herauszufinden, welche Bestandteile im Blut diesen Verjüngungseffekt bewirken, und man hat angefangen, die gezielt herauszufiltern. Aber es ist immer noch ein eher dubioses Geschäft, und niemand redet viel darüber.«

»Hat Havelock solche Mittel genommen?«, fragte der rothaarige Polizist.

»Nein«, sagte Kilian entschieden. »Das hat er abgelehnt. Er wollte nichts am natürlichen Lauf des Lebens ändern. Einmal hat er gesagt, das sei etwas, das man in Gottes Hand lassen solle. Dabei war er eigentlich gar nicht religiös.«

»Kilian«, sagte Therese, »ich bin entsetzt, das zu erfahren.«

»Du wärst wahrscheinlich noch entsetzter, wenn ich auf das Ansinnen von Frau Almassy eingegangen wäre, außer Blut auch Sperma zu spenden«, erwiderte er. »Das ist wohl derzeit der letzte Schrei. Daraus gewinnen sie auch irgendein Mittel, mit dem sich das Altern aufhalten lässt. Aber ich habe gesagt, nein, das kann sie vergessen, das mache ich nicht. Und sie konnte mich nicht zwingen, weil es nicht im Vertrag stand. Sie konnte nur mehr Geld bieten. Hat sie auch.« Er lächelte maliziös. »Du glaubst nicht, wie reich wir jetzt sein könnten, wenn ich ihre Angebote angenommen hätte!«

Therese schüttelte sich. »Mich ekelt es bei dem Gedanken!«

»Stattdessen hat sie uns rauswerfen lassen.« Kilian ging rasch in die Küche und kam mit dem Stoffhund zurück, reichte ihn der jungen Frau. »Hier, nehmen Sie ihn wieder. Sie werden eines Tages Kinder haben, und die werden sich darüber freuen.«

Die Frau machte keine Anstalten, das Stofftier zu nehmen, sondern schlang die Arme um sich und schüttelte den Kopf. »Nein. Das Ding hat mir zu viel Kopfzerbrechen bereitet. Ich will’s nicht haben.«

»Geben Sie es meinem jungen Kollegen«, meinte der rothaarige Polizist. »Seine Freundin sammelt Stofftiere aller Art.«

Der andere Polizist sah ihn an, ein Bild glühender Eifersucht. »Woher *wissen* Sie das?«

Sein Kollege schmunzelte. »Ja, glauben Sie, ich vergesse meine Verhörtechniken, wenn ich mit einer hübschen Frau ausgehe? Gerade dann sind sie doch am nützlichsten!«

Schließlich nahm der junge Polizist den Stoffhund doch an sich, sichtlich sauer. Anschließend bedankte sich der Rothaarige für die Auskünfte, sie verabschiedeten sich und gingen wieder.

»Wir haben bei *Blutsaugern* gelebt?«, fragte Therese nach einer langen Weile fassungslosen Schweigens.

»Alles hat seinen Preis«, meinte Kilian.

Seine Eifersucht fühlte sich an wie glühende Lava, die von hinten gegen seine Augäpfel drückte, und Ahmad musste an sich halten, ihren Einflüsterungen nicht nachzugeben. Dass Franka Stofftiere sammelte, hatte er erst nach *Wochen* erfahren. Weil es ihr so peinlich war, hatte sie sie anfangs versteckt. Um sie erst zurück auf das Regal zu stellen, als klar war, dass das mit ihnen beiden was Ernsteres war.

Aber Ulf Pfenning erzählte sie am ersten oder zweiten Abend davon?

Ahmad holte tief Luft, um die Lava etwas abzukühlen. Vielleicht musste er einfach auch noch an seinen Verhörtechniken arbeiten. Mal einen Kurs belegen.

Sie brachten die Jouvens zur Oase zurück. Die kleine blonde Frau war es gewesen, die die Strehmingers ausfindig gemacht und sogar letzten Montag besucht hatte – *überfallen* traf es wohl besser –, aber sie hatte ihrem Mann erst auch nichts davon erzählt.

Schon seltsam, was Frauen für sich behielten und was nicht.

»Und wie geht es jetzt bei Ihnen weiter?«, erkundigte sich Pfenning, als sie am Haupteingang der Oase angekommen waren.

»Na ja, wir ziehen aus«, sagte Valentin Jouvens.

»Wir haben über das Ruhrstadtportal eine Wohnung in der Nordstadt gefunden«, ergänzte sie. »Nächsten Freitag ist Umzug. Heute in einer Woche.«

»Hauptsache, Sie bleiben vorläufig in der Stadt, für den Fall, dass wir noch Fragen haben«, sagte Pfenning. Sie versprachen es, stiegen aus, durchquerten die Drehgitter, die sich ihnen öffneten, als hätten sie sehnsüchtig auf ihre Rückkehr gewartet, und dahinter sahen sie die beiden dann entschwinden, Hand in Hand.

Pfenning gab dem Auto Anweisung, sie zurück zum Revier zu fahren, und meinte unterwegs: »Ich überlege, ob die Sache mit dem Blut eine Rolle spielen könnte. Als ich noch in Ausbildung war, hatten wir mal so einen Fall, in dem es um gefälschte Präparate dieser Art gegangen ist. Die waren irgendwie aus Tierblut gemacht oder so, jedenfalls, es gab Todesfälle. Aber es ist halt bei alten Menschen immer schwierig, zu beweisen, dass es wirklich *daran* lag.«

Er hielt inne, schüttelte dann den Kopf. »Nein, ich glaube nicht, dass uns das weiterbringt. Aber die Sache mit den Scherbengerichten – die sollten wir uns mal genauer anschauen. Das könnte tatsächlich eine Spur sein.«

»Wie denn?«, fragte Ahmad und betrachtete den Stoffhund in seinen Händen. Der eigentlich recht hübsch aussah.

»Angenommen, jemand ist rausgeflogen, weil Havelock ihn nicht leiden konnte und ein Scherbengericht beantragt hat«, setzte Pfenning seine Überlegungen fort. »Derjenige könnte ein Motiv gehabt haben, sich zu rächen, und dann hätte Havelocks Tod mit dem Leventheims gar nichts zu tun. Dann wären das zwei voneinander unabhängige Vorfälle, die sich nur zufällig gleichzeitig ereignet haben.« Er holte seinen Pod heraus. »Das könnte eigentlich gleich mit in den Durchsuchungsbeschluss. Dass die Oasenleitung uns diese Daten rausgeben soll.«

Er rief wieder die Staatsanwältin an, und diesmal erreichte er sie. Doch noch ehe er etwas sagen konnte, legte sie los, hörte gar nicht mehr auf. Ahmad verstand nicht, was sie sagte, aber es klang heftig, und Ulf Pfenning wurde auch auf eine Art und Weise immer blasser, die gar nicht zu ihm passte.

»Was ist?«, fragte Ahmad, als er die Verbindung beendet hatte.

Pfenning sagte erst nichts, presste nur den Kopf nach hinten gegen die Kopfstütze und atmete mehrmals geräuschvoll aus und ein.

»Sie hat uns angewiesen«, stieß er schließlich hervor, »alle Ermittlungen in diese Richtung unverzüglich einzustellen. Betonung auf *alle* und *unverzüglich*. Havelock hat den Freitod gewählt. Das ist durch den Bericht der Oasenwache zweifelsfrei bewiesen und offizielle Lesart, an der unter keinen Umständen gerüttelt wird, sagt sie. Und die Oase sei für uns *off limits*.«

# Kapitel 32

*Karfreitagabend, 4., und Ostersamstag, 5. April 2064*

Abends wurde es merklich kühler. Wind kam auf, und der Pod zeigte eine Unwetterwarnung mit immerhin vierzig Prozent Wahrscheinlichkeit.

Karfreitagswetter, sagten die Leute im Bus.

Ahmad liebte den Anblick, den das Haus, in dem Franka wohnte, bei Anbruch der Dämmerung bot: die düsteren, altehrwürdigen Ziegelmauern und darin die warm erleuchteten, pittoresken alten Fenster im ersten Stock. Wie der Wind durch diese Fenster pfiff und heulte, kriegte man von unten ja nicht mit, das hörte er erst, als er oben war und sie ihn einließ, frisch geduscht und duftend und warm und anschmiegsam.

»Ich hab was für deine Sammlung«, sagte er und holte den Stoffhund aus seiner Tragetasche, in der er außerdem Unterwäsche für morgen früh dabei hatte.

»Oh«, machte sie, ein ganz seltsames »Oh«.

Erst jetzt sah Ahmad, dass das Regal mit den Stofftieren leer war bis auf zwei armselige Blumentöpfe mit Grünlilien darin.

»Was ist passiert?«

»Ach«, meinte sie, »ich hab das Zeug weggegeben, an den Kindergarten unten am Kölner Platz.«

»Wieso das?«

Sie verschränkte die Arme, zog die Nase kraus. »Ich hab mich so geärgert, dass ich Ulf überhaupt davon erzählt habe. Der hat so eine Art, einen ins Reden zu bringen …« Sie schnaubte. »Jedenfalls, ich hatte keine Lust mehr darauf.«

»Ziemlich radikal.«

»Ach was, da war eh keine Leidenschaft dahinter, das hat sich nur irgendwie ergeben. Sobald du zwei ähnliche Dinge hast und Leute das

zufällig mitkriegen, denken sie, du sammelst, und schenken dir noch mehr davon.«

Ahmad betrachtete den Stoffhund ratlos. »Und was mach ich jetzt damit?«

»Behalt ihn«, schlug sie vor. »Falls du mal einem Kind eine Freude machen willst.«

Bei ihnen im Haus wohnte ein kleines Mädchen, fiel ihm ein. Der würde er den Stoffhund schenken, genau!

Am Ostersamstag war es ruhig im Gebäude, außer den Schutzpolizisten arbeitete heute kaum jemand.

Ahmad schon. Er wollte die Ruhe nutzen, um konzentriert Videoaufzeichnungen aus der Umgebung der Oase zu sichten und herauszufinden, wann genau Leventheim zu Havelock gekommen war. Was genau er sich davon versprach, hätte Ahmad gar nicht sagen können, außer dass er hoffte, auf irgendetwas zu stoßen, an das Ulf Pfenning nicht gedacht hatte.

Außerdem musste er sich beeilen, denn die Aufzeichnungen der meisten Kameras wurden routinemäßig nach zwei Monaten gelöscht.

Es war eine ermüdende Arbeit, denn die Oase war groß, und entsprechend viele Kameras gab es in ihrer Umgebung. Ahmad beanspruchte die Kaffeemaschine, als sei die ganze Abteilung anwesend, holte sich mittags nur zwei Sandwiches aus der Kantine, sichtete ein Video nach dem anderen.

Und dann, plötzlich, entdeckte er ihn: Günter Leventheim, wie er sich am Abend des 3. März kurz vor 22 Uhr auf die Rampe mit den Mülleimern zu bewegte. Er ging wie jemand, der sich auf gewohnten Pfaden befand, also deutlich nicht zum ersten Mal, und er trug allerhand Gepäck bei sich: eine längliche Umhängetasche, einen Rucksack und einen Ausrüstungskoffer. Alle drei Dinge hatten sie in seiner Wohnung sichergestellt; sie hatten Kameraausrüstung enthalten, Stative, LED-Lampen, nur die Kamera selber nicht.

Ahmad verfolgte, wie Leventheim die Straße entlangkam, wachsam nach allen Seiten blickend, aber nicht so, dass es auffällig gewesen wäre. Man merkte ihm die Erfahrung mit gefährlichen Situationen an; für seine Reportagen hatte er sich in jungen Jahren auch in brenzlige Gebiete gewagt.

Ein letzter Blick, dann ging er rasch die Rampe hinab, entlang der rechten Seite, im blinden Bereich also.

Ahmad zog seinen Notizblock heran und schrieb die Uhrzeit auf: 21 Uhr 49.

Und als er wieder aufblickte und das laufende Video anhalten wollte – sah er *schon wieder* den Messermann!

»Ja, zum …«

Ahmad verfolgte die Schritte des Mannes gebannt. Hatte er Leventheim verfolgt? Sah nicht so aus. Er verfolgte seine Spur rückwärts, lud die Aufzeichnungen der Kameras aus den Sektoren, aus denen er kam: Der Mann stieg aus einem Auto, das auf einem Parkplatz für das Oasenpersonal stand, ging einfach die Straße entlang und betrat dann die Oase durch einen Personaleingang, eine schmale graue Stahltür, zu der eine dreistufige Treppe hinaufführte und die mit einem Kartenschloss gesichert war.

Gehörte der Messermann zum Personal der Oase? War er ein Wachmann? Das würde erklären, warum er so gründlich hatte verschwinden können: Im Inneren der Oase gab es zwar Überwachung, aber die Polizei hatte darauf keinen Zugriff.

Trotzdem ergab das alles keinen Sinn, vor allem nicht der Angriff mit dem Messer.

Ahmad holte sich noch einen Kaffee und verlagerte sich darauf, in der Umgebung der Oase nach dem Messermann Ausschau zu halten. Dazu musste er einfach nur die Eingänge im Auge behalten, konnte sogar eine KI dazuschalten, die ihm die Momente herausfilterte, in denen sich dort etwas bewegte.

Manchmal war es der Messermann, der kam oder ging. Wenn auch sehr sporadisch. Zudem verstand er sich glänzend darauf, aus der Überwachung zu verschwinden, sobald er die Oase verlassen hatte; er schien alle blinden Stellen in der Umgebung zu kennen und zu wissen, wie man sie am besten ausnutzte.

Einmal erwischte Ahmad ihn, wie er in ein Auto stieg, einen Selbstlenker sogar, wie es aussah, und konnte ihn über das Verkehrsüberwachungssystem verfolgen, wie er die Stadt verließ, immer weiter und weiter hinausfuhr, bis in Gegenden, wo nichts mehr war, nur noch aufgegebene, verfallende Bauernhöfe und das Reservat des Naturparks Teuto am Horizont, und schließlich nicht einmal mehr Kameras: Weg war er.

Das war letzte Woche gewesen, am Donnerstag, dem 27. März. Danach sah er ihn nicht mehr.

Was hatte das alles zu bedeuten? Ahmad starrte Löcher in die Luft, während er versuchte, aus alldem schlau zu werden, doch zwei Kaffee später gab er es auf, griff zum Telefon und rief Pfenning an, um ihm alles zu erzählen.

»Grandios«, meinte der, offensichtlich bester Laune. »Da stellen wir uns jetzt ganz dumm und fragen einfach. Drucken Sie ein Bild von dem Mann aus, wie er die Oase betritt, und wir treffen uns dort in einer Stunde vor dem Haupteingang!«

Diesmal kamen sie nicht einmal durch die Pforte. Die Wachleute blockten. »Wenn Sie keine Einladung eines Bewohners haben und kein Notfall vorliegt, können wir Sie nicht reinlassen«, sagten die Wachleute am Haupteingang ungefähr ein Dutzend Mal.

Also zückten sie das Bild des Messermanns, aber auch das löste nur Kopfschütteln aus.

»Nie gesehen.«

»Kenn ich nicht.«

»Wer soll das sein?«

Ihr Ansinnen, auch die Kollegen zu fragen, wurde glatt abgewiesen; die hätten frei und seien nicht da.

Dann tauchte die Managerin auf, jung, klein, dunkelhäutig, drahtig – und zornig. »Sie haben sich neulich schon einmal unberechtigt Zutritt verschafft und für helle Aufregung gesorgt«, blaffte sie Pfenning an. »Also hören Sie auf, meine Leute zu belästigen, und verziehen Sie sich.«

Damit rauschte sie wieder hinaus, und die grobschlächtigen Männer in den Uniformen der Oase grinsten sich eins. »Also, Jungs, ihr habt’s gehört«, meinte einer von ihnen, ein Zweimetermann mit Tätowierungen bis zum Kinn. »Hier ist die Oase, hier sorgen *wir* für Recht und Ordnung, und ihr habt hier nichts verloren. Also, schleicht’s euch.«

Ahmad war fassungslos. Da standen sie, zwei Vertreter der Staatsgewalt, und diese Kerle hinter den Glasscheiben lachten sie nur aus! Wie konnte es so etwas geben?

Pfenning packte ihn am Arm, zog ihn ein Stück vom Eingang und den feixenden Gesichtern weg. »Was wir tun können, ist, die Ausgänge unter Beobachtung zu stellen«, überlegte er halblaut. »Irgendwann wollen die auch mal raus in die Stadt, und dann schnappen wir sie uns, schleifen sie aufs Revier und verhören sie, bis sie was ausspucken.«

Sein Pod meldete sich. Ein Anruf.

»Oh, die Staatsanwältin.« Pfenning verzog das Gesicht. »Jede Wette, dass die kleine Tussi gepetzt hat.« Er nahm den Anruf an, stellte auf laut, damit Ahmad mithören konnte.

»Hauptkommissar Pfenning, hier ist Staatsanwältin Krantz«, erklang eine Stimme wie schwirrender Eisendraht. »Gerade erreicht mich eine Beschwerde, dass Sie entgegen meiner ausdrücklichen Anweisung gestern versuchten, sich Zutritt zur Oase zu verschaffen. Was haben Sie dazu zu sagen?«

»Frau Krantz, das hier hat mit meiner gestrigen Bitte nichts zu tun, es handelt sich um einen gänzlich anderen Fall«, erklärte Pfenning rasch. »Es geht um die Fahndung nach dem Mann, der vor rund fünf Wochen einen Polizisten mit einem Messer angegriffen und lebensgefährlich verletzt hat. Diesen Mann haben wir auf Überwachungsvideos mehrfach in der Nähe der Oase gesichtet, und nun wollten wir wissen, ob die Wachleute irgendwelche Beobachtungen gemacht haben, die uns weiterhelfen.«

»Und?«, bellte sie. »Haben sie?«

Pfenning wechselte einen entnervten Blick mit Ahmad. »Diejenigen, die wir angetroffen haben, sagen Nein.«

»Dann lassen Sie es dabei bewenden«, befahl die Staatsanwältin. »Ach, und übrigens, diese Akte aus Straßburg, die Sie angefordert haben …«

»Ja?«

»Ich habe die Anfrage gestoppt. Es handelt sich um einen Fall, in dem so viele Verfahrensfehler gemacht wurden, dass er nicht mehr zu gewinnen ist.«

»Aber –«

»Ich nehme an, Sie haben genug andere offene Fälle«, unterbrach sie ihn scharf. »Kümmern Sie sich bitte um die. Andernfalls machen Sie Osterurlaub. Haben wir uns verstanden?«

Pfenning sagte nur: »Ja, alles klar.« Dann unterbrach er die Verbindung und sagte: »Wir sind irgendjemand weit oben auf die Zehen getreten. Und ich hab so eine Ahnung, wo derjenige zu finden wäre.« Er sah sich zur Oase um. Die Wachleute hockten immer noch in ihrem Glaskasten und ließen sie nicht aus den Augen.

»Und jetzt?«, fragte Ahmad und kam sich so hilflos und unerfahren vor, wie er wahrscheinlich tatsächlich war.

Pfenning klopfte sich ungeduldig mit dem Pod gegen den Oberschenkel, während er grübelte. »Ich bin sauer«, sagte er dann. »Ich bin richtig, richtig

stinksauer.«

*Immerhin*, dachte Ahmad. Irgendwie beruhigte es ihn, dass der erfahrene Ermittler gerade auch mit seinem Latein am Ende war.

»Gehen wir«, meinte Pfenning, und so ließen sie den Haupteingang der Oase hinter sich zurück. Ihr Dienstwagen hatte sich ein paar hundert Meter weiter die Straße hinab geparkt; mit Wenden und so weiter hätte es länger gedauert, ihn zu rufen, als zu ihm hinzugehen.

Auf halbem Weg begann Pfenning zu telefonieren. »Hallo, Lutz«, sagte er. »Sag mal, hast du an Ostern schon was vor? Hmm? Sagen wir so – es geht darum, ein Osterei zu finden und zu knacken. Wie in den alten Zeiten, genau. Und?« Kurze Pause, dann: »Okay, alles klar. Dann hol ich dich gleich ab.« Er steckte seinen Pod wieder ein.

»Was haben Sie vor?«, fragte Ahmad.

Pfenning schüttelte den Kopf. »Das müssen Sie nicht wissen.«

Ahmad meinte zu spüren, wie sich seine Nackenhaare aufstellten. Da war es wieder, diese Arroganz des berühmten, erfahrenen, europaweit gefragten Ermittlers, der keine Lust hatte, anderen auf Augenhöhe zu begegnen.

»Ich wüsste es trotzdem gern«, sagte er. Sie hatten den Wagen erreicht. »Ich behalt’s auch für mich.«

Pfenning sah sich um, als fürchte er, dass jemand mithörte, räusperte sich dann und sagte: »Na gut. Ich will endlich wissen, was zum Geier hier eigentlich vor sich geht. Deswegen werde ich mich zusammen mit Lutz auf die Lauer legen. Morgen ist Ostern, jede Menge Feste, jede Menge los in der Stadt. Wenn Ihr Messermann auftaucht, schnappen wir ihn uns und quetschen ihn aus. *Off the records*. Nur, um endlich durchzublicken. Robuste Befragung nennt man das.«

»Kann ich mitkommen?«

Pfenning lächelte, klopfte ihm väterlich auf die Schulter und meinte: »Für diese Art Dienstvergehen sind Sie noch ein bisschen zu jung. Verbringen Sie die Feiertage lieber mit Ihrer hübschen Freundin.«

Danach hatte Ahmad in dieser Angelegenheit nichts mehr zu sagen, und er hütete sich wohlweislich, es zu versuchen. Sie holten Lutz Brackmann ab, der im Bruchviertel wohnte, dann fuhren sie zum Revier. Dort ließen sie sich von Ahmad das komplette Dossier seiner Sichtungen des Messermanns aushändigen, anschließend gingen sie sich ausrüsten.

Ahmad blieb im leeren Büro der Abteilung G zurück. Vom Fenster aus sah er zu, wie sie das Gebäude wieder verließen, gewaltbereite männliche Überlegenheit ausstrahlend, wie sie in den Wagen einstiegen und davonfuhren.

Danach war irgendwie die Luft raus. Er holte sich einen Kaffee, aber das half auch nichts; er wusste schlicht nicht mehr, was er noch machen sollte, um den Fall voranzubringen. Vielleicht war es tatsächlich am besten, es für heute gut sein zu lassen und die Feiertage zu nutzen, um abzuschalten.

Er machte den Computer aus, räumte auf, spülte seine Kaffeetasse gründlich aus und hängte sie zum Trocknen ins Regal. Dann zog er seine Jacke an und ging.

Am Aufzug traf er Maria Okafor, die KTU-Chefin. »*Eha*, Sie sind's auch noch hier?«, fragte sie und lachte. »Ich dacht scho', ich bin die Einzige, die heut arbeitet.«

Ahmad hob ratlos die Schultern. »Ich weiß nicht, ob man es wirklich ›arbeiten‹ nennen kann, aber zumindest war ich da.«

»*Bassd scho'*. Und, haben's was vor über Ostern?«

»Ich werd die Tage einfach bei meiner Freundin sein. Und Sie? Haben Sie Pläne?«

»Mia fahr'n nach München, meine Eltern b'suchen.«

Der Aufzug kam, öffnete einladend die Türen. Sie stiegen beide ein, Ahmad drückte die Taste fürs Erdgeschoss.

»Ah, da fällt mir ein …«, fuhr die KTU-Chefin fort, als sich die Kabine ruckelnd in Bewegung setzte. »Mir haben doch am Tatort Leventheim Pollen g'funden. Von einer Zimmerpflanze, hab ich euch damals g'sagt.«

»Ja, ich erinnere mich«, sagte Ahmad, mit schlechtem Gewissen, weil er sich vorgenommen hatte, Gärtnereien dazu zu befragen, es aber nicht getan hatte. Wobei es wahrscheinlich ohnehin wenig gebracht hätte.

»Ich hab mir die Pollen noch mal genauer ang'schaut. Es sind gar nicht die Pollen der Tillandsie, sondern die einer Wildform, und zwar der *Bromelia braunii*.«

»Aha«, sagte Ahmad, ratlos, was er mit dieser Information anfangen sollte.

Sie hatten das Erdgeschoss erreicht, die Türen öffneten sich gemächlich.

»Das Narrische dran ist«, erklärte Maria Okafor beim Aussteigen, »dass diese Pflanze bloß in Brasilien vorkommt, und dort auch bloß in einem einzigen Bundesstaat, in Tocantins. In ganz Europa gibt's nur eine Stelle, wo

man weiß, dass sie wächst. Und zwar ist da mal ein Treibhaus von einem Sturm zertrümmert worden – is' scho' lang her; des war, als es damals ernst g'worden ist mit dem Klimawandel. Aber die Pflanze drin hat überlebt und sich ausgebreitet.«

Ahmad sah sie ungläubig an. »Das wäre ja eine Spur!« Er streckte rasch die Hand zwischen die Aufzugtüren, um sie daran zu hindern, sich wieder zu schließen. »Dieses Gewächshaus, wo ist das?«

»Ja, wie g'sagt, das gibt's nimmer. Aber der Ort … Also, Sie müssten selber nachschau'n, wo das ist; der Name war jedenfalls *Knickenhagen*.«

»Knickenhagen!« Ahmad hatte nicht die leiseste Ahnung, wo das sein mochte. »Das schau ich sofort nach.«

»Ja, tun's das. Ich muss aber, sonst verpass ich den Zug! Mein Mann wart' scho'.«

»Ja, kein Problem, danke«, sagte Ahmad und trat zurück in die Kabine. »Gute Fahrt!«

Sie rief noch: »Ich schreib euch nächste Woche 'n Bericht!«, dann schlossen sich die Türen, und der Aufzug fuhr wieder hinauf.

Oben angekommen eilte Ahmad aufgeregt zurück an seinen Schreibtisch, warf sich in den Sessel, schaltete den Computer ein. Knickenhagen! Das, fand er heraus, war eine Anhöhe etwa in der Mitte des Naturreservats Teuto, 314 Meter hoch gelegen. *Über dem Meeresspiegel* hatte man früher gesagt, aber seitdem war der Meeresspiegel gestiegen und nicht mehr identisch mit Normalnull.

Die Karte gab nicht viel her. Wald eben, der in seinen Einzelheiten nicht mehr kartografiert wurde. Wildnis. Er würde eine Sondererlaubnis brauchen, um vor Ort Nachforschungen anzustellen.

Und nicht bekommen. Nicht nur, weil irgendjemand mit Einfluss ihre Ermittlungen behinderte: Der Zugang zu den Reservaten war streng reglementiert, und wenn er nicht mindestens gerichtsfeste Beweise vorlegen konnte, dass dort und nur dort ein für die Aufklärung eines Mords relevantes Beweisstück gefunden werden konnte, würde das Naturschutzamt den Antrag ablehnen. Und Pollen einer brasilianischen Pflanze … das kam nicht mal ihm selber wie ein Beweis vor. Wie eine Spur, ja, aber auch nur vielleicht. Ungefähr so überzeugend wie Eriks Theorie von einem Landeplatz für Aliens mitten im Reservat.

Er wippte eine Weile gedankenverloren mit seinem Sessel vor und zurück. Was für eine Verbindung war vorstellbar zwischen dem Messermann

und diesem Ort mitten im Reservat? War es womöglich gar kein Zufall, dass er so weit Richtung Osten gefahren war, auf das Reservat zu? Handelte es sich um jemand, der eine Sondergenehmigung *besaß*, das Reservat zu betreten? Das würde den Kreis der Verdächtigen enorm einschränken.

Und an diese Liste sollte heranzukommen sein.

Ahmad griff zum Telefon, war schon im Begriff, Pfenning anzurufen, ließ es dann aber. Das hatte auch noch bis nächste Woche Zeit. Nicht, dass er sich womöglich durch übermäßigen Ehrgeiz das Ostern mit Franka ruinierte; das würde sie ihm übel nehmen.

Und womöglich fanden Pfenning und sein riesiger Freund ja bis dahin etwas heraus, das sie weiterbrachte.

Ahmad schaltete den Computer wieder aus und ging.

# Kapitel 33

*Ostermontag, 7., und Dienstag, 8. April 2064*

Es dämmerte schon, als Ahmad am Ostermontag nach Hause kam, rundum glücklich und zufrieden. Franka und er hatten ein wunderbares Wochenende miteinander verbracht: Sie waren spazieren gegangen, hatten Badminton in der Halle gespielt, waren schwimmen gewesen und am Sonntagabend in einem guten Restaurant. Heute Mittag hatten sie selber gekocht und einen sündhaft teuren Wein dazu getrunken …

Und vor allem hatten sie jede Menge Sex gehabt. Franka hatte gar nicht genug kriegen können von ihm, und er nicht von ihr.

Zwei wunderbare Tage. Franka war die Frau seines Lebens, das stand fest. Er musste sie nur noch dazu bringen, ihn zu heiraten.

»Ah, der Herr Kommissar«, begrüßte Großvater ihn, wie immer hinter seiner Zeitung verborgen. »Hat den Weg nach Hause gefunden.«

»Hast du dich etwa gelangweilt ohne mich?«, fragte Ahmad und spürte, dass er immer noch dieses zufriedene Grinsen im Gesicht hatte, das er so schnell wohl nicht verlieren würde.

»Gelangweilt? Nein. Ehrlich gesagt war ich die meiste Zeit auch nicht da.«

»Sag bloß. Hast du wieder deine alte Bekanntschaft besucht?«

Großvater linste über den Rand seiner *Morgenpost* hinweg. »Ich verweigere die Aussage.«

Ahmad lachte. Dabei fiel ihm ein, dass er sich für heute noch vorgenommen hatte, den Stoffhund zu verschenken, an das Mädchen im dritten Stock, von dem er, peinlich genug, gar nicht wusste, wie sie hieß. Aber sie würde sich bestimmt freuen, erst recht, da ja immer noch Ostern war, eine Weile noch zumindest.

Er holte das Stofftier aus seinem Zimmer, sagte: »Bin gleich wieder da«, und rannte die Treppen hinab. Klingelte.

Und dann machte jemand ganz anderes auf, ein Mann, den er noch nie gesehen hatte. Das Mädchen? Nein, erklärte er, die wohne nicht mehr hier, sei mit ihren Müttern ausgezogen, schon Ende März.

»Wusstest du, dass die ausgezogen sind?«, fragte Ahmad seinen Großvater, als er wieder zurückkam.

»Die Frauen-WG mit dem Mädchen?«, sagte Großvater. Tatsächlich waren es drei miteinander verheiratete Frauen gewesen, eine davon die Mutter des Mädchens, aber für Großvater waren gleichgeschlechtliche Ehen etwas, über das er nicht sprach, wenn er nicht musste. »Ja, die sind nicht mehr da. Ist dir nicht aufgefallen, wie still es im Haus geworden ist?« Er faltete die Zeitung zusammen, und Traurigkeit schlich sich in seine Stimme. »Ich mochte es immer, die Kleine lachen zu hören. Sie klang wie deine Mutter als Kind. Jetzt lacht gar niemand mehr im Haus.«

Sonst gab es keine Kinder in der Nachbarschaft. Ahmad fand es bestürzend, wie wenig Kinder er kannte.

Großvater wollte wissen, woher er den Stoffhund überhaupt hatte, und Ahmad erzählte ihm die Geschichte, zumindest in groben Zügen.

»Havelock?«, wunderte sich Großvater. »Hmm. Schon bitter, was das Alter mit einem macht. Ich erinnere mich, als Havelock noch Bundeskanzler war, da hieß es immer, was der für ein sagenhaftes Personengedächtnis hat. Der hat von jedem, den er je getroffen hat, nicht nur den Namen gewusst, sondern auch den Beruf, den Namen der Ehefrau oder des Ehemanns, die Namen der Kinder, wie alt sie waren, alles. Und dann vertut er sich so mit dem Sohn seines Pflegers. Das ist schon peinlich.«

»Ja«, meinte Ahmad und sah dem Stoffhund in die dunklen Glasaugen. »Aber wer weiß, wie es uns mal geht, wenn wir fünfundneunzig sind.«

In der Nacht auf Dienstag regnete es so heftig, als habe sich der Regen über die Ostertage aufgestaut, um nun umso heftiger herab zu platzen. Morgens im Bus redeten die Leute von nichts anderem als von den Überschwemmungen in der Unterstadt.

Auch im Polizeigebäude herrschte eine merkwürdige Stimmung. Als er sich an seinen Schreibtisch setzen und den Computer einschalten wollte, schwang sich Jo Braun, ein ungewohnter Anblick im Büro, mitsamt seinem

Sessel herum und sagte: »Müller, nicht wahr? Sie sollen zur Chefin kommen. *Sofort*, hieß es.«

»Und worum geht's?«, fragte Ahmad.

Der Ermittler hob nur die Augenbrauen. »Ich würd an Ihrer Stelle nicht lang fragen.«

Ahmad ging hinauf in den obersten Stock, ebenso beunruhigt wie neugierig. Frau Kellers Sekretär riss die Augen auf, als er ihn sah, und sagte hastig: »Sie gehen am besten gleich rein!«

Das tat er. Die Revierleiterin, ganz Pokerface, wies ihn an, sich zu setzen, und rief dann jemanden an, er solle nun kommen.

Gleich darauf kam ein Mann herein, der auf den ersten Blick aussah wie ein Buchhalter, der sich in der Tür geirrt hatte: peinlich akkurat gekleidet, eine altmodische Krawatte um den Hals, eine Weste unter dem Jackett, die Haare straff nach hinten gekämmt und mit Gel fixiert. Der dicke Voice-Memo-Ring an seiner rechten Hand schien das einzige Zugeständnis daran zu sein, im 21. Jahrhundert zu leben.

»Herr Müller, ich darf Sie mit Herrn Gerolf Jäger bekannt machen, aus der Abteilung R«, erklärte Helene Keller kühl. »Er wird an diesem Gespräch teilnehmen.«

Abteilung R? Das war die Innenrevision. Mit denen bekam man es zu tun, wenn man massiv gegen Vorschriften verstoßen hatte …

Also ging es um ihre gescheiterten Versuche, noch einmal in die Oase zu gelangen und den Tod Havelocks genauer zu untersuchen. Die Staatsanwältin hatte es nicht bei dem Anschiss belassen, sondern gleich die richtig großen Räder gedreht.

Ahmad atmete tief durch. Nur die Ruhe jetzt. »Okay«, sagte er. »Ich bin ganz Ohr.«

»Herr Müller«, begann die Revierleiterin, indem sie die Hände faltete, »kennen Sie den Hindu-Tempel in der Rosenstraße?«

»Ja, natürlich.« Wer kannte den nicht? Das farbenprächtige Gebäude war nicht nur unübersehbar, es zierte fast alle Publikationen über die Attraktionen Ruhrstadts und auch das Ruhstadt-Portal.

Und zusammen mit Clemens war er einmal dort gewesen für eine Steuerprüfung. Die keine Unregelmäßigkeiten ergeben hatte, das wusste er noch.

»Gestern Morgen sind auf dem Parkplatz hinter dem Tempel der Kollege Ulf Pfenning sowie dessen Freund Lutz Brackmann tot in ihrem Dienstwagen

aufgefunden worden«, erklärte Helene Keller. »Sie wurden erschossen. Im Kofferraum des Wagens fand man überdies zwei Reisetaschen, randvoll mit illegalen Devisen, US-Dollar vor allem, im Wert von etwa drei Millionen Euro.« Sie presste kurz die Lippen zusammen. »Was haben Sie dazu zu sagen?«

# Kapitel 34

*Dienstag, 8. April 2064*

Es war, als sei eine Bombe explodiert und sein Trommelfell geplatzt. Einen endlosen Moment lang schien die Welt stillzustehen, das Universum den Atem anzuhalten und darauf zu warten, dass er begriff, was das hieß, was da passiert war und warum. Aber – er wusste es nicht. Ulf Pfenning tot? Das überstieg sein Vorstellungsvermögen. Wie sollte das geschehen sein? Der Mann war eine Legende. Jemand, der alles schon gesehen hatte, der jeden dreckigen Trick kannte …

Sie hatten den Messermann jagen wollen. Ihm auflauern, ihn zum Reden bringen. Konnte das derart schiefgegangen sein? Zwei so erfahrene Leute? Und dieser Lutz, der hatte doch ausgesehen, als könne er mit bloßen Händen Eisenbahnschwellen biegen: Wie sollte dem eine Kugel was anhaben können?

Dann endete die Taubheit. Die Welt drehte sich weiter, und er spürte sein Herz wieder schlagen, heftiger natürlich.

Und er begriff, dass er jetzt den Ahnungslosen geben musste. Auf keinen Fall durfte er verraten, dass er gewusst hatte, was die beiden vorgehabt hatten!

»Ulf Pfenning … ist *tot*?«, war trotzdem das Erste, was aus seinem Mund kam, fast gegen seinen Willen. Dann fing er sich, blinzelte, versuchte, seine Fassung zurückzugewinnen, seine polizeiliche Professionalität, und dazu musste er nicht schauspielern, ganz und gar nicht. »Also … zuletzt gesehen habe ich ihn am Samstagnachmittag. Wir sind von einer … ähm, Zeugenbefragung zurückgekommen. Er hat mich im Revier abgesetzt und ist weiter. Ich war noch ein bisschen im Büro, eine halbe Stunde vielleicht, dann hab ich auch Feierabend gemacht.«

»Was hat es mit diesem Lutz Brackmann auf sich?«, fragte der Mann von der Innenrevision. Seine Stimme ließ Ahmad an knackendes Holz denken.

»Über den weiß ich nichts. Pfenning hat ihn als seinen Freund vorgestellt, gesagt, dass er auch mal bei der Polizei gewesen sei.«

»War er am Samstagnachmittag auch dabei?«

»Ja.« Jetzt nichts Falsches sagen. »Pfenning hat ihn auf dem Rückweg zum Revier zu Hause abgeholt. Die beiden hatten irgendwas vor, eine Kneipentour, soweit ich es verstanden habe.«

»Haben sie gesagt, in welche Kneipe sie wollten?«

»Nein«, erklärte Ahmad und sagte sich, dass das ja nicht gelogen war.

Er sah, wie die Keller und der Innenrevisor einen Blick wechselten, den er allerdings nicht deuten konnte. Aber was gab es noch zu sagen? Das war ja wirklich alles, was er wusste, bis auf die Tatsache, dass Pfenning ihm gesagt hatte, dass sie vorgehabt hatten, den Messermann zu stellen und auf die harte Tour zum Reden zu bringen. Aber das hatte er versprochen, niemandem zu verraten.

Die Revierleiterin beugte sich vor, sah ihn durchdringend an. »Stimmt es«, fragte sie, »dass es zwischen dem Kollegen Pfenning und Ihnen Streit um eine Frau gegeben hat?«

Heute war offenbar der Tag der unsichtbaren Sandsäcke, die ihn aus dem Nichts heraus trafen, und zwar mit voller Wucht.

»Wie bitte?«, stieß er hervor.

»Der Kollege Pfenning«, erläuterte sie, »war mehrmals mit einer gewissen Franka Castagnoli aus und hat auch öfter mit ihr telefoniert. Dieselbe Franka Castagnoli, die Ihre Kollegen aus Abteilung S als Ihre Freundin kennen.«

Ahmad klappte das Kinn herab. Ihm war klar, dass sie das wussten, weil sie die Bewegungsdaten ihrer Pods ausgewertet hatten und die Kontobewegungen. Aber das alles fühlte sich verdammt anders an – verdammt beschissener –, wenn man selber betroffen war.

»Das ist ein, wie soll ich sagen …? Das ist ein falscher Eindruck«, erklärte er. »Was stimmt, ist, dass Frau Castagnoli ein paarmal mit ihm ausgegangen ist. Aber sie hat sich dann entschieden, wieder zu mir zurückzukommen, und damit war die Sache erledigt. Auch für Pfenning. Ich meine, er hätte mich ja jederzeit aus dem Team werfen können, oder? Ich war neu dabei – er hätte nur zu sagen brauchen, ich kann es nicht, und ruckzuck wäre ich wieder in meiner alten Abteilung gewesen.« Er hob die Hände.

»Und welchen Grund hätte Pfenning gehabt, eifersüchtig zu sein? Jeder weiß, dass der Mann an jedem Finger zehn Freundinnen hat. Hatte«, korrigierte er sich und spürte einen Stich. Irgendwie hatte er den Mann doch schätzen gelernt, bei aller Konkurrenz.

»Die Frage ist nicht, ob Pfenning eifersüchtig war auf Sie«, sagte Helene Keller, »sondern, ob Sie eifersüchtig waren auf ihn.«

»Ich?« Ahmad stutzte. »Wieso hätte ich …?«

»Weil er Ihnen beinahe die Freundin ausgespannt hätte?«

»Hat er ja nicht.«

»Sie haben am Abend des 29. März mit dem Kollegen Nakowski Nachrichten ausgetauscht, in denen Sie ihm erzählen, dass Ihre Freundin mit dem Kollegen Ulf Pfenning ausginge und Sie, Zitat, sich wünschen, ›es wäre nicht außer Mode, Rivalen zum Duell zu fordern‹. Und dass Sie Ihre, Zitat, ›Elefantenbüchse polieren‹.«

»Nein, das war doch …« Ahmad verschlug es den Atem. »Also gut, an dem Abend war ich ein bisschen schräg drauf. Aber wie gesagt, nach dem Treffen mit Pfenning ist sie zu mir zurückgekommen, und damit war alles gut!«

»Herr Müller«, mischte sich der Innenrevisor ein, »ist Ihnen bekannt, dass die Positionsdaten eines Polizeifahrzeugs strenger Geheimhaltung unterliegen?«

Ahmad sah ihn irritiert an. »Ja, natürlich. Wieso?«

»Weil in der Nacht auf den Ostersonntag immer wieder die Position von Pfennings Dienstwagen abgefragt worden ist – und zwar von Ihrem Account aus!«

»Von meinem …?« Ahmad fiel nach hinten, gegen die Lehne seines Sessels, komplett fassungslos. »Das kann nicht sein.«

»Die Protokolle sind in dieser Hinsicht eindeutig.«

»Dann … dann muss jemand anders hier gewesen sein und sich mit meinem Code eingeloggt haben. Ich jedenfalls war die ganze Nacht bei meiner Freundin. Sie kann das bezeugen!«

»Den Protokolldaten nach haben Sie die Position des Fahrzeugs über Ihren Pod abgefragt«, präzisierte der Innenrevisor. »Und dieser Pod, auch das zeigen die Protokolldaten, hat sich die ganze Nacht durch die Stadt bewegt, immer dem Wagen von Pfenning und Brackmann nach.«

»Das stimmt nicht!«, begehrte Ahmad auf. »Dann hat diese Auswertung ein Idiot gemacht. Ich war die ganze Nacht bei meiner Freundin, und mein

Pod war bei mir!«

»*Ich* habe diese Auswertung gemacht«, sagte der Mann spitz, »und die Daten sind, wie sie sind.«

»Dann hat sie jemand manipuliert!«

Der Innenrevisor lächelte nur dünn.

»Wir werden den Fall nach den dafür vorgesehenen Regeln behandeln«, entschied die Revierleiterin und streckte die Hand aus. »Für die Dauer der Untersuchung muss ich Sie vom Dienst suspendieren. Geben Sie mir jetzt Ihren Ausweis und Ihre Waffe. Ihr Account ist bereits gesperrt.«

Danach musste Ahmad drei Stunden in einem kleinen, für vertrauliche Gespräche vorgesehenen Raum warten, bis sein Pflichtanwalt auftauchte. Der hieß Arnout Van Bokhoven und sah geradezu unverschämt gut aus: gewelltes, goldblondes, in sportliche Form geföhntes Haar, ausdrucksvolle Lippen und erste kleine Fältchen um die graublauen Augen, was ihn aber nur noch interessanter aussehen ließ. Er hätte Fotomodell werden können anstatt Anwalt, und Ahmad meinte, sich zu erinnern, ihn schon in mehreren Artikeln eindrucksvoll abgelichtet gesehen zu haben.

In einer Anwaltsrobe würde er jedenfalls zweifellos eine gute Figur machen, doch an diesem Morgen trug er nur einen grauen Trainingsanzug und hatte eine gepackte Sporttasche dabei. »Ich bin nachher zum Squash verabredet«, erklärte er Ahmad, ehe er sich die Unterlagen auf sein ebenfalls höchst stylisches Lesegerät lud und durchging.

Ahmad beobachtete ihn bei seiner Lektüre und verfolgte, wie der Optimismus, den der Anwalt anfangs ausgestrahlt hatte, zusehends schwand.

»Tja, Herr Müller, ich kann Ihnen da wenig Hoffnung machen«, meinte er schließlich, die Ellbogen rechts und links des Lesegeräts aufgestützt, die Hände gefaltet. »Selbst falls die Revision keine weiteren Beweise für Ihre Beteiligung am Tod Ihrer Kollegen beibringen kann, die Bewegungsdaten Ihres Pods und die damit getätigten Abfragen wiegen schwer. Für einen sauberen Freispruch müssten wir beweisen, dass diese Daten manipuliert wurden, und ich wüsste nicht, wie wir das bewerkstelligen sollten. Wenn Sie wenigstens einen einzigen Anruf von der Wohnung Ihrer Freundin aus getätigt hätten!«

»Ich hatte anderes zu tun«, brummte Ahmad.

»Ja, natürlich.« Der Anwalt nestelte an seinem Lesegerät herum. »Der beste Fall, auf den Sie hoffen können, ist der, dass dem Richter die

Bewegungsdaten nicht genügen. Aber das wäre dann nur ein Freispruch aus Mangel an Beweisen. Sie kämen dann nicht ins Gefängnis – aber Sie kämen auch nicht in den Polizeidienst zurück.«

Danach geleitete ihn ein Kollege von der Schutzpolizei aus dem Gebäude, und das war es: Ohne seinen Ausweis konnte er es nicht mehr betreten.

Er orderte einen Bus, und während er wartete, rief er Franka an. »Wo bist du?«, fragte er.

»Auf einer Baustelle natürlich, wo sonst?«, gab sie fröhlich zurück. Im Hintergrund rumpelte es mächtig.

»Sag mir die Adresse. Ich … ich muss dir was erzählen.«

»Westfurt 105, elfter Stock, Wohnung sieben. Das ist im Hafenviertel.«

»Der Bus wird's schon finden.«

»Du könntest was zu essen mitbringen. Am liebsten einen Döner. Einen großen!«

»Ich schau mal, was ich auftreiben kann unterwegs.« Ein Bus rollte heran. »Bis nachher.«

Er stieg ein, setzte sich, gab die Zieladresse ein. Viermal umsteigen, na großartig. Er rief die Karten der Umsteigestellen auf und sah, dass es an einem der Plätze tatsächlich einen Dönerladen gab. Wenigstens etwas.

Das Haus Westfurt 105 war ein Riesenklotz, und es stand eine ganze Armada von Handwerkerautos davor. Ahmad fuhr in den elften Stock, wo sie offenbar alle zugange waren. Dort fand er Franka in einem Badezimmer voller Werkzeuge, Staub und Abfall. Ihr Fugenroboter krabbelte gerade über eine Wand grauer Fliesen, während sie eine Waschbeckenarmatur anschraubte.

»Döner, tatsächlich!«, rief sie aus, als sie ihn bemerkte und das, was er dabei hatte. »Du bist der Beste.« Sie fiel ihm um den Hals, gab ihm einen langen, nach Steinstaub und Kleber schmeckenden Kuss und sah schöner aus denn je.

»Können wir irgendwohin gehen?«, fragte Ahmad.

Sie musterte ihn aufmerksam. »Was ist los? Ist jemand gestorben? Haben sie dich rausgeschmissen?«

»Beides«, sagte Ahmad.

Sie fuhren aufs Dach hinauf, und dort erzählte er ihr alles. Von Pfennings Absichten, seinem Tod und seiner, Ahmads, Suspendierung, weil sein Pod sich offenbar ohne ihn durch die Stadt bewegt hatte.

Die Nachricht von Pfennings Tod schockierte Franka sichtlich. »Ulf ist tot? Das ist ja schrecklich.« Sie starrte ins Leere, den eingepackten Döner in der Hand. »Mann, grade mal zwei Wochen her, dass ich seinen Wasserhahn repariert hab! Nicht zu fassen.«

Sie saßen eine Weile schweigend beisammen, eine Art spontane Gedenkminute.

»Er war ein cooler Typ«, meinte Ahmad schließlich.

»Er konnte so charmant sein«, sagte Franka und seufzte. Dann fing sie an, ihren Döner auszupacken. »Trotzdem muss ich jetzt was essen, sonst kipp ich um.«

Sie aßen beide, hockten einträchtig kauend beisammen.

»Aber so richtig war es nicht, was die beiden vorhatten, oder?«, fragte Franka.

»Absolut nicht. Wenn die Keller Wind davon gekriegt hätte, säßen jetzt beide im Gefängnis.«

»Ja, aber sie gleich erschießen … das ist auch nicht okay.«

Der Döner schmeckte richtig gut. Ahmad hatte fast ein schlechtes Gewissen deswegen. Ulf Pfenning war tot, und er saß hier und ließ es sich schmecken.

»Ich weiß nicht, was ich jetzt machen soll«, sagte er nach einer Weile. »Ich muss hoffen, dass ich nicht ins Gefängnis komme für etwas, das ich nicht getan habe. Und selbst wenn nicht – was dann? Ich wollte immer nur Polizist sein.«

»Na, du hast aber wenig Vertrauen in deine Kollegen«, sagte Franka kauend.

»Wie meinst du das?«

»Ich denk, die sind genauso schlau wie du. Wenn die den Fall genauer untersuchen, werden sie irgendwann auch merken, dass da was nicht stimmen kann.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich glaub nicht, dass du ins Gefängnis kommst.«

»Ja, gut, das vielleicht nicht. Aber wenn ich kein Polizist mehr sein kann …«

»… kannst du dich ja stattdessen um dein Kind kümmern.«

Er sah sie konsterniert an. »Was für ein Kind?«

Sie wischte sich etwas Knoblauchsoße aus dem Mundwinkel und grinste. »Ich bin schwanger. Im dritten Monat.«

# Kapitel 35

*Mittwoch, 9. April 2064*

Am nächsten Morgen wollte er sie gar nicht gehen lassen.

»Ich muss, Ahmad«, sagte Franka und lachte. »Ich hab Aufträge angenommen! Wenn ich da einfach aussteige, ist mein guter Ruf für alle Zeiten dahin.«

»Schon, aber in deinem Zustand mit einem Bohrhammer hantieren … Ist das nicht riskant?«

Sie tätschelte seine Wange. »Du hast da ein bisschen antiquierte Vorstellungen, wie solche Geräte heutzutage funktionieren. Ich pass schon auf, keine Sorge.«

Sie hatten abends gefeiert, Großvater hatte ihnen seinen Tee gemacht und sich gefreut. Und sich gewundert. »Ich kenne das so, dass es Frauen erst mal schlecht wird, wenn sie schwanger geworden sind«, hatte er gesagt. »Das war bei Juliane so, als sie mit Latifa schwanger war, und bei Latifa mit Ahmad genauso. Wobei, bei ihr war es nicht ganz so schlimm.«

»Ja, aber das passiert immer seltener«, hatte Franka erwidert. »Die Frauenärztin in der Klinik hat mir das erklärt. Es hat mit den Hormonen in der Umwelt zu tun und mit der Ernährung, die sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert hat.« Sie hatte wunderschön gelacht, ein Funkeln in den Augen. »Aber wisst ihr, was seltsam ist? Ich wollte ja ein Kind. Klar. Aber irgendwie – ab dem Moment, in dem es passiert sein muss, war ich auf einmal ganz *wild drauf*, ein Kind zu kriegen!«

Großvater hatte geschmunzelt. »Na, das ist doch gut eingerichtet!«

Über Ahmads missliche Lage hatten sie nur kurz geredet; auch Großvater war überzeugt, dass sich das alles aufklären würde. Stattdessen hatten sie darüber gesprochen, was nun werden sollte: Wo und wie sie wohnen wollten, was aus Großvater werden sollte und dergleichen. Auch alles nicht so

einfach. Frankas Wohnung wäre groß genug gewesen, aber sie musste ja raus, und im Winter war es bei ihr ohnehin zu kalt und zugig. Großvater erklärte, um ihn bräuchten sie sich keine Gedanken zu machen; er hätte da eine Bekannte, die gern wolle, dass er bei ihr einziehe …

Und nun sah Ahmad Franka nach, wie sie zum Aufzug ging und schöner war denn je. Ein letzter Blick, und fort war sie, die Mutter ihres Kindes.

Als Ahmad zurück in die Küche kam, zog Großvater gerade sein Ausgehjackett an.

»Gehst du auch fort?«, fragte er.

»In die Moschee. Hab mich breitschlagen lassen, bei den Vorbereitungen für Aschura zu helfen. Warte nicht mit dem Essen. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird.«

Das hatte Ahmad ganz vergessen in all der Aufregung. In einer guten Woche begann ja Muharram, der erste Monat des islamischen Kalenders, der zweitheiligste Monat nach Ramadan, dessen zehnten Tag, Aschura, man feierlich beging.

Also verabschiedete er auch noch seinen Großvater, und dann war er allein. Hatte einen ganzen Tag vor sich, von dem er nicht wusste, was er damit anfangen sollte.

Die Stille in einer Wohnung war seltsam anders, wenn man wusste, dass man allein war und beliebig viel Zeit hatte. Ahmad setzte noch einmal Wasser auf für einen frischen Tee. Jetzt konnte er ja mal in Ruhe nachdenken, und zum Nachdenken brauchte man einen Tee.

Er maß die getrockneten Kräuter ab, bröselte sie in das Teesieb. Wie sie rochen – fruchtig und wie frisch geerntet. Dabei war der Tee Jahre alt. Es kam ihm auch vor, als seien seine Hände empfindlicher als sonst, oder fühlte sich das Porzellan rauer an? Nein, das kam alles daher, dass er innerlich aufgewühlt war.

Das Wasser kochte. Er goss es auf, stellte die Tasse auf den Tisch, Zucker dazu, ein Löffel, eine Schale für das Teesieb. Dann ließ er sich in dem Sessel am Fenster nieder, seinem Lieblingsplatz.

Draußen zogen wilde Wolken über den Himmel, getrieben von einem Wind, der droben auf dem Dach an irgendetwas zerrte und dabei heulende Geräusche machte. In der Wohnung unter ihm knallte eine Tür zu, bestimmt von einem Durchzug.

Nun wurde er also Vater. Wie großartig … und wie furchteinflößend! Ob er ein guter Vater sein würde? Wie würden Franka und er miteinander

auskommen, wenn das Baby erst einmal da war? Es gab so viele Paare, die sich wieder trennten, sogar Paare mit gemeinsamen Kindern; als Polizist hatte er schrecklich viele solcher Fälle gesehen …

Polizist, ja. Wie lange würde er das wohl noch sein?

Was war da nur über ihn hereingebrochen? Er hatte ab Samstagabend das ganze Osterwochenende bei Franka verbracht, war erst am Montagnachmittag gegangen. Und natürlich hatte er nicht alle fünf Minuten nachgeschaut, ob sein Pod noch in der Tasche steckte, schon gar nicht nachts, aber wo hätte er denn sonst sein sollen? Wie glaubhaft war es, dass jemand seinen Pod unbemerkt aus Frankas Wohnung stahl, über seinen Account Pfennings Wagen verfolgte – und das Gerät am Schluss auch wieder *zurückbrachte*? Völlig undenkbar.

Dagegen war vorstellbar, dass jemand die Protokolldaten direkt manipuliert hatte, um ihm die Sache in die Schuhe zu schieben. Aber wer konnte das? Es musste jemand sein, der Zugriff darauf hatte. Ein Personenkreis, der bestimmt nicht groß war. Bloß – wie wollte man beweisen, dass es so gewesen war? Computerdaten waren letzten Endes nur eine Ansammlung bestimmter Speicherzustände, die berühmten Nullen und Einsen in Geräten, die dafür gebaut waren, solche Zustände jederzeit zu ändern. Physikalisch war selbst das, was man mit dem Finger in Sand schrieb, dauerhafter.

Ahmad nahm das Teesieb heraus, legte es in die Schale, rührte sich Zucker in den Tee und dachte nach. Wem war er auf die Füße getreten, um so hereingelegt zu werden? Und vor allem: womit? Er hatte nicht den Hauch einer Idee.

Sie würden ihm den Mord an Pfenning und diesem Lutz nicht allein aufgrund der Protokolldaten anhängen, das war zu dünn. Aber wer Protokolle fälschen konnte, der konnte auch noch andere Beweise fälschen, handfestere. Womöglich tauchte eine Pistole mit seinen Fingerabdrücken auf. Die Aufnahme einer Überwachungskamera, wie er dastand und abdrückte. Er allein würde wissen, dass er unschuldig war. Und vielleicht würde er selber irgendwann anfangen, an sich zu zweifeln, sich zu überlegen, ob er womöglich eine gespaltene Persönlichkeit war, ohne es zu wissen …

Er trank den ersten Schluck, und der Geruch und der Geschmack riefen ihm den vorigen Abend wieder in Erinnerung. Wie sie hier gesessen und Franka gefeiert hatten. Franka, die Mutter wurde. Sie wollte die laufenden Aufträge noch abschließen, aber keine neuen mehr annehmen, hatte sie

überlegt, und die Zeit bis zur Geburt in aller Ruhe verbringen. Es waren ja auch allerlei Vorbereitungen zu treffen.

Ahmad stutzte, als ihm Teile des Gesprächs wieder einfielen. Franka hatte erzählt, dass sie nach dem Ausbleiben ihrer Regel erst mal einen Test gemacht hatte, am Karfreitag ausgerechnet. Der positiv gewesen war, worauf sie gleich einen Termin in der Klinik vereinbart hatte, am Dienstag. Die Gynäkologin hatte es dann bestätigt.

Also hatte es Franka, als er am Freitagabend mit dem Stoffhund bei ihr angekommen war, schon geahnt! Hatte sie deshalb gesagt, er solle ihn aufbewahren für den Fall, »dass er mal einem Kind eine Freude machen« wolle?

Nun würde es ihr eigenes Kind sein. Umso besser.

Wo war das Ding überhaupt? Ahmad stand auf, holte es aus seinem Kleiderschrank, wo er den Stoffhund zwischen Pullover und Hosen gestopft hatte. Für den Fall, dass sich die Gelegenheit bot, ihn einem Kind zu schenken.

Ahmad betrachtete das Stofftier und versuchte, sich vorzustellen, wie ein Baby daran nuckeln und herumzerren würde … War es dafür überhaupt geeignet? Nicht, dass irgendwas dran war, das sich lösen und verschluckt werden konnte. Er suchte nach einem Etikett, das darüber Aufschluss gab.

Es waren zwei bedruckte Streifen angenäht, beide eng zusammengerollt. Das eine enthielt ein Gütesiegel, das ihm nichts sagte, einen altmodischen QR-Code, falls er Pflegehinweise und dergleichen lesen wollte, und die Angabe *ab 0 Jahre – babysicher*. Das andere Etikett trug einfach ein Logo und die Inschrift *Boutique der Oase*.

Die Oase. Richtig. Einen Moment lang hatte er ganz ausgeblendet, woher das Stofftier überhaupt stammte. Dass Altpräsident Robert Havelock es gekauft und seinem langjährigen Pfleger Kilian Strehminger geschenkt hatte, für dessen Sohn Ole. Der da aber schon sechzehn Jahre alt gewesen war.

Irgendwie passte da was nicht. Er musste daran denken, was Großvater über das legendäre Personengedächtnis Havelocks erzählt hatte. Wieso schenkte so jemand seinem Pfleger und Krankengymnast, seinem *Vertrauten*, dem Mann, den er in seine geheimsten Pläne eingeweiht hatte, ausgerechnet einen *Stoffhund*? Warum hatte er ihn nicht gefragt, womit er seinem Sohn eine Freude machen könnte? Warum hatte er ihm nicht einfach einen *Fußball* geschenkt?

Rätselhaft. Ahmad drehte den Stoffhund hin und her, strich ihm über das wollige Fell, knautschte den stramm ausgestopften Leib.

Was, wenn es keine Demenz gewesen war, kein Versehen? Sowohl der alte wie der neue Pfleger hatten gesagt, Havelock sei geistig noch topfit gewesen. Auch auf der Tonaufnahme hatte der Altpräsident völlig klar gewirkt.

Seine Finger fuhren über eine Naht, die sich anders anfühlte als der Rest des Stofftiers. Dort, wo das linke Vorderbein in den Körper überging, war eine Stelle, die aussah, als sei der Stoffhund da mal aufgetrennt und etwas ungeschickt wieder zusammengenäht worden.

Ahmad zögerte einen Moment, dann setzte er sich in Bewegung. Ging mit dem Stofftier in der Hand ins Bad, nahm die Nagelschere von der Ablage und trennte die Naht behutsam auf.

Dickes, flauschiges Zeug quoll heraus, synthetische Kapokfasern laut Etikett. Ahmad steckte den Finger hinein, tastete darin herum …

Da war was. Ein flacher, harter Gegenstand.

Er legte die Schere zurück, nahm die Pinzette und zog ein Plastikrechteck heraus, nur wenig größer als ein Daumennagel. Darauf stand, winzig klein und kaum zu entziffern: *3i Video Memory Card – 128 GB.*

In der Woche nach Ostern war schulfrei, aber am Mittwoch traf sich Ole mit ein paar Mitschülern, um gemeinsam für eine wichtige Prüfung zu lernen. Sagte er zumindest. Gut möglich, dass sie in Wirklichkeit irgendwas unternehmen wollten, von denen die Eltern nichts wissen sollten – er hatte so etwas ausgestrahlt, als er gegangen war.

Jedenfalls konnte man sagen, dass er sich mit ihrem neuen Leben arrangiert hatte, vielleicht sogar am besten von ihnen.

»Und? Was machen wir heute?«, fragte Therese und spähte aus dem Fenster. Es würde ein stürmischer Tag werden, aus der Ferne hörte man Donnergrollen – nicht das richtige Wetter für einen Ausflug in die Natur.

»Ich denke immer noch darüber nach, ob wir uns nicht Fahrräder zulegen sollten«, meinte Kilian. »Wir könnten doch in den Showroom in der Stadt fahren und die verschiedenen Modelle antesten.«

»Hmm«, machte Therese und horchte in sich hinein, ob sie dazu Lust hatte. Eher nicht. Aber sie hatte auch keine bessere Idee.

In diesem Moment signalisierte Kilians Pod einen Anruf. Er nahm ab, sagte: »Ja?«, lauschte eine Weile, dann legte er die Hand darauf und sah sie

an: »Es ist wieder einer von diesen Polizisten. Er fragt, ob wir Zeit haben. Er würde gern vorbeikommen, um uns was zu zeigen und noch ein paar Fragen zu stellen.«

Therese zuckte mit den Schultern. »Warum nicht?« War ihr lieber, als sich jetzt hundert Fahrräder anzuschauen; sie wusste, wie sich Kilian in so etwas reinsteigern konnte.

»In Ordnung, kommen Sie«, gab Kilian an den Polizisten weiter. »Wir sind da.«

Eine gute Stunde später – sie hatten rasch noch ein bisschen aufgeräumt – klingelte es. Doch es war nicht nur der Polizist, der kam, er brachte auch noch Leute mit: eine hübsche junge Frau in einem Arbeitsoverall, die junge Frau, die damals den Stoffhund angebracht hatte, und ihren Mann, und dann noch einen blassen, schläfrig wirkenden Typ, den der Polizist als seinen Bruder vorstellte. Außerdem hatten sie eine Kiste mit verschiedenen Kaffee-Mixgetränken dabei und einen Kuchen!

»Oh«, entfuhr es Therese. »Wollen Sie eine Party bei uns veranstalten?« Gar nicht schlecht als Idee, fand sie.

Es war nicht der Polizist mit den roten Haaren, sondern sein junger Kollege, und er strahlte eigentlich keine Partystimmung aus, ganz im Gegenteil. »Ich muss mich entschuldigen für den Überfall«, sagte er ernst. »Aber es wird ein bisschen länger dauern, und da dachte ich, vielleicht entschädigt Sie das ein bisschen.«

Er wirkte tatsächlich nicht wie jemand, der etwas zu feiern hatte – irgendwie aber doch. Sehr verwirrend.

»Na, jetzt kommen Sie alle erst mal rein«, meinte Therese, und irgendwie wälzte sich der ganze Trupp durch den Flur bis ins Wohnzimmer und verteilte sich auf den Sitzgelegenheiten; Kilian holte Gläser und Teller. Es reichte gerade, was sie an Geschirr hatten. Die Frau im Overall schnitt den Kuchen schon mal an.

Leben im Haus. Das gefiel Therese. Sie raunte Kilian zu, als sie einen Moment beide in der Küche waren: »Ein bisschen so wie in diesen alten Kriminalfilmen, oder? Der Kommissar versammelt alle Verdächtigen in einem Raum, um den Schuldigen zu entlarven.«

Kilian schmunzelte. »Ich wusste gar nicht, dass wir verdächtig sind.«

Es sah tatsächlich so aus, als ob der Polizist so eine Szene im Kopf hatte, denn als sie alle saßen und jeder ein Stück Kuchen und etwas zu trinken hatte, stellte er sich in die Mitte, vor den Fernseher, und sah ganz so aus, als

wolle er nun mit seiner Ansprache beginnen. Aber wahrscheinlich wurde man nicht Polizist, wenn einem Kriminalfilme nicht gefielen, überlegte Therese. Sie war gespannt, was nun passieren würde.

Der Polizist – wie hieß er noch mal? Müller? Ja, Müller – schien nicht recht zu wissen, wie er anfangen sollte. »Sie fragen sich … Ihr fragt euch wahrscheinlich … warum ich das hier veranstalte. Was das alles soll. Vielleicht sogar, ob ich jetzt hier gleich den Hercule Poirot gebe und eine Indizienkette präsentiere, um den Schuldigen zu überführen.«

Kilian schmunzelte. Die junge Frau aus der Oase flüsterte ihrem Mann zu: »Wer ist Hercule Poirot?«

»Aber der Grund ist ein ganz anderer«, fuhr der Polizist fort. »Der Grund ist, dass ich Hilfe brauche.«

*Oha*, dachte Therese.

»Es geht natürlich immer noch um die Fälle Havelock und Leventheim. Der Tod des Journalisten Günter Leventheim sah zuerst aus wie ein Mord, war aber wohl keiner. Der angebliche Freitod des Altpräsidenten dagegen mag tatsächlich ein Mord gewesen sein, aber man hat unsere Ermittlungen in diese Richtung massiv behindert. Es ist uns nicht gelungen, Havelocks Wohnung von unseren Kriminaltechnikern untersuchen zu lassen, es ist uns nicht einmal gelungen, sie zu *betreten*! Jemand hat Einfluss auf die höchsten Ränge genommen, um uns das zu verwehren. Die Staatsanwaltschaft ist weisungsbefugt gegenüber der Kriminalpolizei, ihrerseits muss sie aber Weisungen des Innenministeriums gehorchen, und das wiederum … Nun, jedenfalls sind wir nicht weitergekommen. Mein Kollege, mit dem zusammen ich das letzte Mal hier war – Ulf Pfenning, der mit den langen roten Haaren –, hat an Ostern versucht, unter, sagen wir, Umgehung der Dienstwege etwas mehr herauszufinden. Doch am Ostermontag wurden er und ein Freund, der ihn begleitet hat, tot aufgefunden, erschossen.«

Ein heißer Schreck durchfuhr Therese. Sie sah den Mann noch vor sich, wie er da gestanden hatte, erst letzten Freitag! Und so eine eindrucksvolle Erscheinung mit seiner Lederjacke und dem wilden Haar …

»Ist das wahr?«, fragte jemand, der Ehemann der jungen Frau.

Der Polizist nickte. »Ja, und nicht nur das – man versucht mithilfe gefälschter Protokolldaten, *mir* den Mord anzuhängen!«

Das wurde ja immer unheimlicher.

»Ich bin im Moment vom Dienst suspendiert, das heißt, ich habe keinen Dienstausweis, den ich vorzeigen könnte, keine Waffe, ich darf das

Polizeigebäude nicht einmal betreten, solange mein Fall untersucht wird. Und ich befürchte das Schlimmste. Jemand, der die Bewegungsdaten eines Pods und das Anmeldeprotokoll des Polizeicomputers fälschen kann, der kann womöglich auch noch mehr falsche Beweise produzieren. Ich muss also durchaus damit rechnen, als Polizistenmörder im Gefängnis zu landen.«

Die Frau im Overall schaute sehr betrübt drein bei diesen Worten, fiel Therese auf.

»Das ist jetzt aber schon ein bisschen wie im Film, oder?«, meinte Kilian.

»Ja, genau«, pflichtete ihm der Polizist bei. »Genau so eine Situation ist das jetzt. Ich bin gezwungen, den Fall auf eigene Faust zu lösen und den wahren Mörder zu finden, und ich weiß nicht, wie viel Zeit mir dafür bleibt.«

Sie wechselten ratlose Blicke, sie alle, wie sie da saßen, und dann fragte Therese: »Und wie können wir Ihnen dabei helfen?«

Der Mann seufzte. »Ehrlich gesagt weiß ich das auch nicht so genau. Ich dachte nur, es ist besser, überhaupt etwas zu unternehmen, als nur dazusitzen und mich in mein Schicksal zu ergeben. Und vielleicht – so meine Hoffnung – ergibt sich etwas daraus, dass ich hier die Fälle noch einmal darlege. Zum Beispiel könnte einem von Ihnen noch ein entscheidendes Detail einfallen!«

Allgemeines Atemholen. Sie hatten doch alles gesagt, was sie wussten!

»Beginnen wir mit dem Mann, den Ulf Pfenning und ich gesucht haben.« Er holte ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche, faltete es auseinander und hielt es ihnen hin. Es war ein Foto, wohl von einer Überwachungskamera. Es zeigte einen Mann mit einem kantigen Gesicht, ausgeprägten Augenbrauen, einer gewaltigen Nase und stramm nach hinten gekämmten Haaren.

»Ursprünglich«, erklärte der Polizist, »wurde der Mann gesucht, weil er mich im Rahmen einer Routinekontrolle mit einem Messer angegriffen und schwer verletzt hat. Ich war danach zwei Wochen im Krankenhaus. Derselbe Mann war aber bei Günter Leventheim an dem Abend, als dieser gestorben ist – *und* er hat irgendetwas mit der Oase zu tun. Zumindest geht er dort ein und aus, und zwar durch die Personaleingänge.«

»Ja«, sagte Kilian. »Mir ist so, als hätte ich den ab und zu gesehen.«

Therese schüttelte den Kopf. Nein, ihr war der Mann ganz unbekannt. Auch die beiden jungen Leute, ihre Nachfolger in der Oase, schüttelten einträchtig die Köpfe.

»Gehört er zu den Wachleuten?«, fragte der Polizist.

Kilian sah grübelnd ins Leere. »Wenn, dann gehört er nicht zum gewöhnlichen Personal. Keiner, der an der Pforte sitzt oder an Türen klopft, wenn es irgendwo zu laut wird. Aber ich meine, ich habe ihn ab und zu mit Frau Vogt gesehen. Das ist die Managerin der Oase, die Chefin von allem gewissermaßen. Und wenn ich mich recht entsinne, ist es bei einem Gespräch, von dem ich ein paar Brocken mitgehört habe … wo und wann war das? Ist schon lange her. Im Winter, meine ich, und sie waren in der A-Zone unterwegs. Ich bin gerade von einem Klienten gekommen … Jedenfalls, es ging um Sicherheitsfragen. Er könnte ein Berater sein oder so.«

»Trug er eine Uniform? Irgendetwas mit einem Logo darauf?«

Kilian schüttelte langsam den Kopf. »Nein. Er trug einfach eine Winterjacke. Ein teures Modell, so kam es mir vor.«

»Gut. Danke.« Der Polizist machte sich eine Notiz, nicht auf seinem Pod, sondern in ein Notizbuch. »Ich werde versuchen, herauszufinden, mit welchen Firmen die Oase zusammenarbeitet, und die dann unter die Lupe nehmen.«

Therese hatte immer noch etwas von dem Kuchenstück, das sie sich genommen hatte, auf ihrem Teller, aber nun war ihr der Appetit vergangen. Irgendwie fühlte es sich falsch an, den Kuchen dieses Mannes zu essen, wenn sie ihm so wenig helfen konnten. Ganz abgesehen davon, wie schrecklich es war, dass es solche Intrigen geben sollte, noch dazu, ohne dass man verstand, wozu eigentlich!

»Dann habe ich noch etwas«, fuhr der Polizist fort. »Und zwar hat es mit dem Stoffhund, den Havelock Ihnen, Herr Strehminger, geschenkt hat, eine besondere Bewandtnis. Das Stofftier ist ja bei mir gelandet, und heute früh habe ich entdeckt, dass darin das hier eingenäht war!« Er hielt ein winziges rotes Plastikrechteck in die Höhe, das aussah wie ein Tütenverschluss oder so. »Das ist ein 3i-Speicherchip. 3i ist ein Videosystem, das vor etwa zwanzig Jahren sehr beliebt war, heute allerdings als veraltet gilt. Leventheim muss aber offenbar eine 3i-Kamera besessen haben, jedenfalls kann man das aus dem Zubehör schließen, das wir in seiner Wohnung gefunden haben – die Kamera selber hat gefehlt.«

»Das heißt«, rief Therese aus, »Leventheim hat vielleicht Videoaufnahmen von Havelock gemacht!«

»Genau das ist meine Vermutung«, sagte der Polizist und holte ein kleines schwarzes Kästchen aus der Tasche. »Bei mir im Haus wohnt jemand, der altes Kamerazubehör sammelt, und der hat mir freundlicherweise ein

Gerät geliehen, mit dem sich die alten Speicherkarten abspielen lassen. Pavel«, ergänzte er, an seinen Bruder gerichtet.

Der nickte verstehend. »Ach, der.«

»Das Problem ist, dass man einen Bildschirm anschließen muss«, fuhr er fort, »und die meisten Bildschirme – TV-Geräte etwa – sind in Wahrheit Computer, die fest mit dem Internet verbunden sind.«

»Sie meinen, es könnte jemand mitkriegen, dass Sie diese Karte abspielen?«, fragte Kilian.

»Ja, und schlimmer: Derjenige könnte den Inhalt der Karte löschen. Wie gesagt, ich habe es mit Leuten zu tun, die Daten fälschen können, auf die man eigentlich überhaupt keinen Zugriff haben sollte.« Er hob die Hand. »Aber da sind Sie mir eingefallen!«

»Wir?«, erwiderte Therese verdutzt.

»Besser gesagt, Ihr TV-Gerät.« Er drehte sich herum. »Es ist eins von den alten Geräten, die man noch vom Internet abstecken kann. Das fiel mir schon das letzte Mal auf, als wir da waren.«

»So etwas fällt Ihnen auf?«

»Ich war früher in der Abteilung Steuerbetrug und Schwarzarbeit. Da lernt man so etwas.« Er trat neben den Bildschirm. »Ich darf?«

»Ja, bitte«, sagte Therese und merkte, wie Aufregung von ihr Besitz ergriff.

»Was denken Sie, was auf der Speicherkarte drauf ist?«, fragte der junge Mann – Valentin, wenn sie es recht verstanden hatte.

Der Polizist zog den Internetstecker ab und stöpselte stattdessen seine kleine schwarze Box ein. »Die Kameras der Firma 3i hatten jeweils zwei Steckplätze für solche Karten, und es war sehr einfach, eine Kopie von einer Aufnahme anzufertigen«, erklärte er, während er eine Steckdose für das Stromkabel suchte. »Ich vermute stark, dass Leventheim Havelock interviewt und das Ganze auf Video aufgezeichnet hat, und Havelock wollte seine Kopie des Gesprächs außerhalb seiner Wohnung unterbringen. Also hat er die Speicherkarte in den Stoffhund eingenäht, und ich könnte mir vorstellen, dass seine Überlegung war, dass Sie sein Geschenk in Ehren halten würden, auch wenn es nicht das Richtige für Ihren Sohn war. Dass er Ihnen *absichtlich* kein passendes Geschenk gemacht hat, weil das leichter hätte verloren gehen können.«

Kilian schüttelte bekümmert den Kopf. »Ich weiß nicht … Ich versteh das nicht. Wieso hat er mir das nicht einfach *gesagt*? Er hätte mich doch einfach

bitten können, diese Speicherkarte für ihn aufzubewahren!«

Der Polizist sah ihn ernst an. »Ich denke, er hat es nicht gemacht, weil er sie nicht *gefährden* wollte. Denken Sie daran, falls meine Vermutungen stimmen, sind Menschen gestorben, damit dieses Video nicht wieder auftaucht!«

Dann schaltete er ein, und der Bildschirm wurde hell.

# Kapitel 36

*Mittwoch, 9. April 2064*

Havelock trug ein dezentes graues Hemd, hatte die Hände auf den übereinandergeschlagenen Knien, bildfüllend. Dann veränderte sich der Ausschnitt. Man sah ein Stativ mit einer Leuchte daran, die Bücherwand hinter ihm erhellend; gleich darauf verengte sich der Ausschnitt wieder, sodass die Leuchte nicht mehr zu sehen war.

Havelock sah geduldig jemandem zu, der hinter der Kamera agierte, dann selber ins Bild kam – es handelte sich unverkennbar um Günter Leventheim –, ein Messgerät vor Havelocks Gesicht hielt und wieder verschwand. Gleich darauf veränderte sich das Licht merklich, wurde weniger scharf, schmeichelhafter für die Gesichtszüge des greisen Altpräsidenten.

»Den Anfang schneide ich später natürlich weg«, hörte man Leventheim sagen.

Havelock nickte geduldig. »Das denke ich mir schon.«

Man hörte Schritte, Rascheln, dann kam Leventheim wieder ins Bild und setzte sich, auf einen Stuhl ganz am Rand des Ausschnitts, der einem bis zu diesem Moment gar nicht aufgefallen war. Er saß so, dass man ihn im Profil sah, und hatte etwas auf dem Schoß, ein Tablet oder ein Notizbuch, das war nicht zu erkennen.

Er nestelte eine Packung Zigaretten aus der Brusttasche, zündete sich eine an, inhalierte tief und ließ den Rauch dann langsam entweichen, ein Ritual, das ihn sichtlich entspannte. Havelock sagte nichts dazu, wartete nur ab.

Dann hob Leventheim die Hand, zeigte drei Finger, zwei, einen, drehte sich zur Kamera um und begann: »Heute ist Montag, der 11. Februar 2064. Ich bin zu Gast bei Robert Havelock, Bundeskanzler a.D., EU-Präsident a.D.,

vor allem aber der ›Vater des Freiheitsgelds‹. Und das Freiheitsgeld soll auch das Thema unseres heutigen Gesprächs sein. Herr Havelock …?«

Havelock nickte, sammelte sich. Er war unübersehbar alt und gebrechlich, doch in diesen Momenten merkte man ihm seine lebenslange Erfahrung in öffentlichen Auftritten deutlich an. »Zu Beginn sollten wir uns, glaube ich, noch einmal ins Gedächtnis rufen, *warum* das Freiheitsgeld damals eingeführt wurde«, hob er an, jedes Wort präzise betonend. »Oder besser gesagt, warum es *möglich* war, es einzuführen.«

Er hob die Hände leicht an. »Da hat es viele wohlklingende Begründungen gegeben. Ein Argument war, dass wir Menschen umso besser arbeiten, je selbstbestimmter wir das tun, und dass die Arbeit, die wir verrichten, auch nur dann erfüllend sein kann, wenn wir eine innere Beziehung dazu haben, wenn wir uns darin wiederfinden – wenn wir, kurz gesagt, etwas tun, von dem wir das Gefühl haben, es ist das, wozu wir in diese Welt gestellt wurden.«

Leventheim nickte bestätigend, sagte aber nichts.

»Die Beobachtung war, dass viele Menschen in einem Job bleiben, in dem sie ihr Potenzial nicht ausschöpfen können, weil es ihnen zu riskant ist, aus ihrem bestehenden Arbeitsverhältnis auszuscheiden und etwas anderes zu machen, bei dem sie vielleicht glücklicher wären und mehr leisten könnten.«

»Ich habe mich immer gefragt, welches Argument das wichtigere war – das Mehr an Glück oder das Mehr an Leistung«, warf Leventheim ein.

»Das kam wohl drauf an, wer es zu hören bekam. Man hatte es ja mit mindestens zwei Seiten zu tun, die es zu überzeugen galt. Für die meisten Menschen sollte das Freiheitsgeld etwas sein, das sie aus der Fremdbestimmung befreite und jeden Einzelnen ermächtigte, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen.«

»Durch Verminderung des Risikos eines solchen Schrittes«, sagte Leventheim und streifte die Asche seiner Zigarette in dem Aschenbecher ab, den er neben sich auf einem Tischchen stehen hatte. »Das war der Kern des Versprechens. Du kannst machen, was immer du willst – auch gar nichts –, es wird dich nicht ruinieren. Du wirst nicht verhungern und auch nicht auf der Straße landen.«

»Genau«, sagte Havelock.

»Wobei es auch in der Zeit vor dem Freiheitsgeld staatliche Hilfen gegen solcherlei Not gab. Es musste auch damals niemand verhungern oder obdachlos werden. Hilfen, die sich das Gemeinwesen viel Geld hat kosten

lassen, die allerdings auch nicht immer angenommen wurden. Es *gab* ja Obdachlose, gescheiterte Existenzen … und es gibt sie heute auch noch. Leute, die mit Geld nicht umgehen können. Die es verspielen, es sich von Betrügern abluchsen lassen und so weiter.«

»Ja, aber das sind Ausnahmen. Und es gibt viel weniger solcher Fälle als früher. Der entscheidende Unterschied ist der, dass es damals ein Stigma war, auf die Sozialhilfe angewiesen zu sein, ein Zeichen, dass man ein Verlierer war. Heute dagegen ist es für die meisten eine ganz normale Phase im Leben, zu sagen, ich höre auf, diese Arbeit zu machen, und suche mir etwas Neues, und bis dahin lebe ich einfach so. Das Freiheitsgeld ermöglicht diese Art Freiheit.«

»Ich erinnere mich an das Argument, durch das Freiheitsgeld würde allgemein das Unternehmertum gestärkt. Was sich eher nicht bewahrheitet hat. Es sind in den ersten Jahren sensationell viele kleine Unternehmen gegründet worden – und kurz darauf wieder gescheitert.«

»Ja, stimmt.« Havelock lächelte wehmütig. »Wahrscheinlich, weil man als Unternehmer noch ganz andere Risiken eingehen und richtig einschätzen lernen muss als nur das persönliche Risiko. Mit jedem Produkt, das Sie auf den Markt bringen, gehen Sie das Risiko ein, dass es nicht ankommt und Ihre Investitionen darin verloren sind. Mit jedem Mitarbeiter, den Sie einstellen, gehen Sie das Risiko ein, dass er nicht das beiträgt, was Sie sich erhoffen. Und so weiter.«

»Manche haben sich einen gesellschaftlichen Wandel versprochen. Das Freiheitsgeld würde den Effekt haben, dass nach und nach die wirklich essenziellen, aber unangenehmen Berufe besser bezahlt würden als andere. Eben weil es sich um essenzielle Berufe handelte, so das Argument, würde man jeden Preis zahlen müssen, um jemanden zu finden, der sie ausübt.«

»Nun, so ist es ja auch gekommen«, sagte Havelock. »Leute in der Pflege verdienen heute mehr als Universitätsprofessoren. Das war früher ganz und gar nicht der Fall.«

»Ja, die meisten Professuren sind heute Ehrenämter.« Leventheim hob seine Zigarette. »Was zur Folge hat, dass viele Studiengänge nur noch von Spenden leben und kaum mehr Grundlagenforschung betrieben wird. Die heutige Forschung wird von Konzernen finanziert, die verwertbare Ergebnisse wollen.«

»Ja, das ist so«, gab Havelock zu. »Es hat keinen Zweck, drum herumzureden. Immerhin, das Unbehagen daran ist vielleicht ein Zeichen

dafür, dass sich unser Verständnis davon, was ein essenzieller Beruf ist, allmählich ändert.« Er hob den Kopf. »Was hatten wir noch für Begründungen?«

»Ein häufig verwendetes Argument war, dass sich mit dem Freiheitsgeld die Verwaltung massiv verschlanken ließe und das Steuersystem auch«, sagte Leventheim.

»Nun, was das Steuersystem anbelangt, durfte es noch komplizierter jedenfalls nicht mehr werden«, erinnerte sich Havelock. »Zuletzt hat ja niemand mehr durchgeblickt, nicht einmal die Künstlichen Intelligenzen, die man darauf angesetzt hat. Heute ist das Freiheitsgeld steuerfrei, und alles, was man dazuverdient, unterliegt einer *flat tax*, die sich nach den persönlichen Verhältnissen richtet, aber leicht auszurechnen ist. Steuervergünstigungen sind ausnahmslos abgeschafft. Einfacher geht es kaum noch. Abgeschafft sind auch alle anderen früheren Sozialsysteme wie Arbeitslosenversicherung, Rente, Kindergeld, Sozialhilfe, Wohngeld und so weiter, beziehungsweise, all das ist im Freiheitsgeld aufgegangen. Dadurch betragen die Kosten der öffentlichen Verwaltung in der Tat nur noch einen Bruchteil der früheren Budgets. Wir konnten auch aufhören, über das richtige Rentenalter zu diskutieren, weil seit der Einführung des Freiheitsgelds jeder selber entscheiden kann, wann und wie er mit dem Arbeiten aufhört.«

»Manche fangen ja gar nicht erst damit an«, meinte Leventheim.

Havelock lächelte. »Und da sind wir beim Punkt. Denn all die bisher genannten Argumente waren eben nur das: Argumente. Aber sie hatten nichts mit dem wahren *Grund* zu tun, warum das Freiheitsgeld eingeführt wurde, ja, eingeführt werden *musste*: nämlich wegen der rasch zunehmenden Automatisierung. Die Roboter waren dabei, den Menschen die Arbeit wegzunehmen – und dann?«

»Dann kam die Große Krise«, sagte Leventheim. »Arbeitslosenzahlen jenseits von Gut und Böse, Protestmärsche im Wochentakt, Aufstände, Plünderungen … Bis Sie den berühmten Satz gesagt haben, ›wenn es nicht mehr genug Arbeit für alle gibt, dann darf der Lebensunterhalt nicht länger von der Arbeit abhängen‹. Und dann haben Sie das Freiheitsgeld eingeführt.«

Havelock nickte. »Sie haben das damals heftig kritisiert.«

»Ja. Ich hielt Ihnen zugute, dass Sie es durchaus gut meinten – aber ›gut gemeint‹ ist laut Bertolt Brecht ja bekanntlich das Gegenteil von ›gut‹. Für mich war das ein Plan des Leerlaufs. Das Freiheitsgeld, habe ich mir gesagt, fällt ja nicht wie Manna vom Himmel, sondern muss vom Staat über Steuern

finanziert werden. Ich habe damals wie ein Wilder gerechnet, ganze Notizbücher vollgekritzelt mit den Zahlen der statistischen Ämter. Selbst wenn man alle Vergünstigungen wegstrich und die Verwaltungskosten für die Sozialhilfe wegfielen, musste die Steuerlast unweigerlich steigen, denn wenn weniger Menschen bezahlte Arbeit finden, schrumpft ja auch die Basis, von der man Steuern erheben kann! Meine Überzeugung war, dass das mit dem Freiheitsgeld darauf hinauslaufen würde, dass die Leute entweder so wenig bekommen würden, dass man nicht davon leben konnte, es ihnen also nichts nutzte, oder dass es so viel kosten würde, dass es nicht zu bezahlen war. Denn mehr als hundert Prozent Steuern kann man nun mal nicht erheben.«

Havelock nickte auf eine Art, die an einen weisen Uhu denken ließ. »Und wie denken Sie heute darüber?«, fragte er mit einem winzigen Lächeln.

Leventheim drückte seine Zigarette aus; es wirkte wie eine Geste der Kapitulation. »Tja, was soll ich sagen? Ich habe nie aufgehört, mich zu wundern. Dreißig Jahre sind vergangen, und immer noch taucht jeden Monat das Freiheitsgeld auf meinem Konto auf – und ich verstehe beim besten Willen nicht, wie das funktionieren kann!«

Havelock richtete den Zeigefinger auf ihn. »Halten Sie diesen Gedanken fest. Auf den werden wir noch zurückkommen müssen.«

Valentin schrak zusammen, als der Polizist die Aufnahme anhielt und sie fragte, ob das, was man da sehe, tatsächlich Havelocks Wohnung sei. Also, genauer gesagt wandte er sich an ihn und an den Mann, der sein Vorgänger gewesen war in der Oase, und der sagte einfach: »Ja.«

Valentin hatte das Gefühl, auch etwas sagen zu müssen, und erläuterte: »Das ist das Wohnzimmer. An der Seite, da, wo man vorhin den Vorhang gesehen hat, geht es in den Garten raus.«

Es berührte ihn irgendwie, den alten Politiker noch einmal zu sehen. Genau so hatte er ihn in Erinnerung – alt, gebrechlich, aber geistig noch fit. Und vor allem *lebenslustig*! Gut, das war vielleicht nicht ganz das richtige Wort, aber jedenfalls hatte er nie den Eindruck gemacht, schon mit dem Leben abgeschlossen zu haben, nicht, als er mit ihm geübt und ihn massiert hatte, und da auf dem Bild auch nicht.

Und wenn das mit dem Freitod nicht stimmte … wenn das *gelogen* war, wenn das jemand *inszeniert* hatte … wem konnte man denn dann noch trauen?

Und nun war auch noch der andere Polizist tot, erschossen, unter genauso dubiosen Umständen. Valentin sah ihn noch vor sich, wie er in das kleine Studio gekommen war, dicht hinter Lina, die auf die Chefin los war wie eine Furie. Der rothaarige Mann hatte sie gebändigt, aber nur mit Mühe.

Er musterte den anderen Polizisten. Der hatte letzte Woche eher nur dumm herumgestanden, nicht gewusst, was er tun sollte. So wie jetzt auch. Hatte er ja gesagt: dass er ratlos sei. Hatte wohl nicht viel Erfahrung in diesen Dingen, war auch noch ziemlich jung – aber trotzdem wollte er sie alle jetzt da irgendwie mit reinziehen in sein persönliches Problem, oder? Valentin verschränkte die Arme, presste die Lippen zusammen. Ohne ihn. Er wollte auf keinen Fall schon wieder in irgendwas verwickelt werden, vor allem nicht in etwas, bei dem Leute erschossen wurden!

Sowieso verstand er nicht, was das hier alles sollte. Wo war das Problem? Offensichtlich funktionierte das mit dem Freiheitsgeld doch schon seit dreißig Jahren, also, was zum Kuckuck *sollte* diese ganze Diskussion?

Havelock lehnte sich zurück, ließ die Arme auf die Lehnen des Sessels sinken, in dem er saß.

»Die Idee, dass die Technik uns Menschen irgendwann von der Arbeit befreien soll, hat mich von frühester Jugend an beschäftigt«, erzählte er. »Wobei ich darunter nie verstanden habe, *gar nichts* zu tun, sondern nur das tun zu müssen, was man *gern* tut. Das habe ich schon in der Schule zu leben versucht, aber das war verheerend für meine Noten. Latein! Ich hab nicht eingesehen, wozu ich das pauken sollte. Mein Lehrer konnte mir auch so wenig einen Grund dafür nennen, der mir eingeleuchtet hätte, wie meine Eltern, die mich dafür angemeldet hatten. Ich blieb sitzen und tat danach das Minimum, damit sich das nicht wiederholte, aber gelernt … gelernt habe ich dabei nichts. Jedenfalls nicht die Sprache.«

Leventheim blies einen Rauchring und schmunzelte.

»Später, als ich Philosophie studiert habe, musste ich Latein nachholen, und da habe ich es dann innerhalb kürzester Zeit gelernt, fast mühelos – weil es mich da interessiert hat! Man kann fast alles, wenn man einen Grund dazu hat, nicht wahr?« Havelock machte eine ausholende Geste. »An der Universität habe ich auch das erste Mal von der Idee des bedingungslosen Grundeinkommens gehört – und war sofort fasziniert. Ich habe sofort verstanden, dass das die Konkretisierung der Vorstellung wäre, dank der Technik von unerwünschter Arbeit befreit zu werden.«

»Und deswegen sind Sie letztlich auch in die Politik gegangen«, warf der Journalist ein.

»Ja. Um schnell zu merken, dass das, was mir vorschwebte, eine Utopie war von fast derselben Größenordnung wie die Vorstellung einer geeinten Welt ohne Kriege und Armeen. Aber … ich blieb in der Politik, in der Hoffnung, wenigstens ein paar kleine Schritte in diese Richtung anstoßen zu können.«

»Sie sind recht früh zu den Treffen des *World Economic Forum* eingeladen worden.«

»Blutjung und naiv, könnte man auch sagen. Und dann habe ich vor all diesen Wirtschaftsbossen und Staatschefs einen Vortrag über das bedingungslose Grundeinkommen gehalten, mit all den Argumenten, die wir vorhin diskutiert haben – was haben die gelacht! Aber man hat mich wieder eingeladen. Es ergab sich der eine oder andere Kontakt, man hat geredet, und ich habe besser verstanden, warum das alles nicht so einfach ist.«

»Und Ihrer politischen Karriere hat es auch nicht geschadet.« Leventheim fingerte die nächste Zigarette aus seinem Päckchen.

Havelock wiegte den Kopf. »Na, auf Schienen lief das nicht gerade. Es gab viel Auf und Ab – und schließlich diesen Skandal, der fast die gesamte Spitze meiner Partei betraf, und plötzlich war ich Bundeskanzler! Und hatte mit knappen Budgets, überwältigenden Schulden und hundert Krisen zu kämpfen und keine Zeit mehr, über Utopien nachzudenken. Bis aus den hundert Krisen die eine, große wurde. Und ich Präsident der Europäischen Union, von dem man erwartete, sie zu lösen.«

Er hob den Kopf, blickte an der Kamera vorbei und sah aus, als blicke er in die Vergangenheit.

»Ich sehe uns immer noch in dem riesigen Besprechungszimmer in Brüssel sitzen, unter uns die Stadt, in der es an hundert Stellen brannte und aus der Rauch aufstieg, wohin man schaute. Wenn man die Fenster öffnete, hörte man die Sirenen der Polizei und der Feuerwehr – und die wütenden Sprechchöre der Demonstranten. Die Große Krise. Die Arbeitslosenzahlen stiegen wie eine Rakete. Es gab Randale gegen Roboter, Überfälle auf Konzernzentralen, jeden Tag wurde irgendwo ein Manager erschlagen oder ein Vorstandsvorsitzender gelyncht. Leute hungerten oder saßen ohne Strom da. Wir waren nur noch ein paar Schritte entfernt von einem waschechten Bürgerkrieg.«

Er hielt inne, wohl, um das wirken zu lassen und seinem Gesprächspartner Gelegenheit zu geben, auch etwas dazu zu sagen. Doch Leventheim nickte nur.

»Uns war klar, dass wir die Zeit verpasst hatten, in der man die Entwicklung der Dinge noch mit kleinen Maßnahmen hätte lenken können, in der kleine Drehungen an den richtigen Stellschrauben etwas gerettet hätten. Was wir brauchten, war ein großer, entschlossener Schritt. Wir hatten nicht mehr die Zeit, den gordischen Knoten zu entwirren, uns blieb nur, ihn mit einem radikalen Hieb durchzuschlagen. Und irgendwann, irgendwie kam in einer dieser endlos langen Sitzungsnächte dieser Gedanke auf: Wir führen das bedingungslose Grundeinkommen ein, das Freiheitsgeld – und schaffen gleichzeitig das Bargeld ab, um die Dinge unter Kontrolle zu halten.«

»Zweifellos der definierende Moment, was das Europa des 21. Jahrhunderts angeht«, sagte Leventheim.

»Gut möglich. Es ging dann erstaunlich schnell, alles in die Wege zu leiten – allen war klar, dass wir nur Wochen hatten, keine Monate und keine Jahre, wie wir sonst für die kleinsten Änderungen gebraucht hatten. Und wir haben, glaube ich, alle den Atem angehalten an dem Tag, an dem es losging und die Computer zum ersten Mal diese ungeheuren Summen an die Bürger der Union überwiesen haben. Denn – und es wundert mich im Rückblick, dass mich diese Tatsache damals nicht mehr beunruhigt hat – es hatte vorher ja nie einen wirklichen Test gegeben. Niemand wusste, was geschehen würde. Niemand wusste, ob das Freiheitsgeld wirklich funktionieren würde.«

»Wie hätte man es testen sollen?«, fragte Leventheim und zündete sich die Zigarette an, die er bis jetzt nur in der Hand gehalten hatte.

Havelock nickte bestätigend. »Das ist genau der Punkt: Man kann das eigentlich *gar nicht* testen. Es hatte ein paar Modellversuche gegeben, die beweisen sollten, dass ein bedingungsloses Grundeinkommen eine tolle Sache ist, aber diese Versuche bestanden meist darin, einem irgendwie ausgewählten oder ausgelosten Personenkreis ein Jahr lang monatlich Geld zu schenken und dann nachzuschauen, ob’s ihnen dadurch besser ging. Und ob sie deswegen ihre Jobs hinschmeißen.« Er lachte auf. »*Natürlich* ging’s ihnen besser! Und *natürlich* haben sie ihre Jobs nicht hingeschmissen, denn sie wussten ja, nach einem Jahr würde alles wieder beim Alten sein!«

Er lehnte sich zurück. »Man kann so etwas nicht *testen* – aber man hätte es *simulieren* können. Doch auch das ist nie gemacht worden. Es hat nie jemand eine Simulation entwickelt, wie sich ein solches System auf die

Wirtschaft und die Gesellschaft auswirken würde. Alles, was es gab, waren ein Haufen Studien, die hauptsächlich aus warmen Worten bestanden. Manche enthielten auch ein paar überschlägige Abschätzungen, aber nichts davon so tiefschürfend, dass ein einigermaßen intelligenter Gymnasiast es an einem faulen Nachmittag nicht auch hinbekommen hätte.«

»Was genau meinen Sie mit Simulation?«, wollte Leventheim wissen.

Jetzt beugte sich Havelock vor, wirkte einen Moment lang fast jugendlich in dem Enthusiasmus, der bei ihm aufblitzte. »Ich weiß nicht, wie das bei Ihnen war, aber ich habe, als ich jung war, gern Computerspiele gespielt wie *SimCity*, *Civilization*, *Pharao* oder *Caesar*. Bei diesen Spielen musste man in die Rolle zum Beispiel eines Statthalters einer Stadt des römischen Imperiums schlüpfen und für Wohlstand sorgen, indem man Gebäude errichtet, Zuwanderer anlockt, Investitionen tätigt, Handel treibt und so weiter.«

Leventheim saugte an seinem Glimmstängel. »Da hat sich schon der künftige Politiker gezeigt, scheint mir.«

»Vermutlich. Aber was ich damit sagen will, ist, dass es damals längst Programme gegeben hat, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge sehr, sehr detailliert nachbilden konnten. Heute frage ich mich, wieso man nie ein solches Programm entwickelt hat, um die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens zu simulieren. Man hätte das ja auch spielerisch machen können! Man hätte ein simuliertes Europa gehabt, das zunächst wie bisher gelaufen wäre, sodass man hätte überprüfen können, ob die der Simulation zugrundeliegenden Annahmen korrekt sind. An einem bestimmten Zeitpunkt hätte man das Grundeinkommen eingeführt, das Freiheitsgeld also, und hätte dann verfolgen können, was sich ändert. Wie viele Leute ihre Jobs an den Nagel hängen – und welche das sind. Wie sich das auf das Steueraufkommen auswirkt, auf die Konsumausgaben, auf die wirtschaftliche Entwicklung und so weiter. Das hätte man machen können, Spieleprogrammierer gab’s ja wie Sand am Meer – doch man *hat* es nicht gemacht. Auch wir haben es nicht gemacht. Wir sind nicht mal auf die *Idee* gekommen. Und unsere Berater auch nicht. Wir haben Unmengen Geld für alle möglichen Studien und Befragungen und weiß der Teufel was ausgegeben, aber nie für so eine Simulation.«

Leventheim nickte. »Ich habe mich das seinerzeit auch gefragt«, sagte er. »Mein Verdacht war, dass man es *absichtlich* nicht macht. Weil dann jedes

Kind gesehen hätte, dass es nicht funktioniert.«

Havelock nahm die übereinandergeschlagenen Beine auseinander und beugte sich vor. »Die Tatsache, dass es keinerlei praktische Erfahrungen mit dem Grundeinkommen gab, weder echte noch simulierte, ist noch viel bedeutsamer, als mir bis vor Kurzem klar war«, sagte er. »Die Idee eines Grundeinkommens für alle, als Anteil an der allgemeinen Produktivität der Gesellschaft, an der ja jeder einen mehr oder minder großen Anteil hat, ist alt, kam schon im 16. Jahrhundert auf. In der gesellschaftlichen Diskussion war sie schon Anfang des Jahrhunderts immer wieder ein Thema, ein Wunschtraum, könnte man sagen, der sich über Jahrzehnte aufgebaut hat. Oder aufgebaut *wurde*. Es gab immer wieder Kritiker dieser Idee, die zu den Enthusiasten gesagt haben: Na, dann fangt doch einfach mal an! Geht mit gutem Beispiel voran! Bildet Clubs, Gruppen, Vereine, in denen sich Leute zusammentun, all ihr Geld in einen gemeinsamen Topf werfen und daraus dann jedem Mitglied ein Grundeinkommen auszahlen! Wenn das im Kleinen großartig funktioniert, dann wird euch der Rest der Welt bald folgen!«

Leventheim nickte schmunzelnd. »Ich habe so etwas auch oft gesagt. Wer hindert euch, habe ich gefragt. Aber nie eine Antwort bekommen.«

»Ja, denn derlei hat es nie gegeben«, sagte Havelock. »Nirgends. Es gibt nicht ein einziges Beispiel, auf der ganzen Welt nicht! Nicht einmal einen *gescheiterten* Versuch. Das hätte uns eigentlich zu denken geben sollen. Das Paradoxon, das ich tatsächlich erst jetzt sehe, am Abend meines Lebens, ist dies: Es *heißt* zwar Freiheitsgeld – aber es funktioniert nicht auf freiwilliger Basis, sondern nur unter Zwang!«

# Kapitel 37

*Mittwoch, 9. April 2064*

Je länger Lina dem Gespräch auf dem großen Bildschirm folgte, desto ärgerlicher wurde sie. Irgendwie, schwante ihr, wollte der Altpräsident darauf hinaus, das Freiheitsgeld infrage zu stellen und es letztlich wieder *abzuschaffen*!

Und das gefiel ihr nicht. Nein, ganz und gar nicht.

Alle hatten es gekriegt, alle, wie sie hier saßen, alle, denen sie auf der Straße begegnete, alle, die sie im Fernsehen sah, alle, alle, alle hatten das Freiheitsgeld gekriegt – nur sie nicht. Nur ihr war es immer weggenommen worden, ihr Leben lang!

Und nun war sie endlich so weit, es für sich zu behalten, war im Begriff, mit dem Mann, den sie liebte und geheiratet hatte, in eine hübsche kleine Wohnung in einem neu errichteten Haus zu ziehen, eine Wohnung, die nicht mehr mit Schweinkram erkauft war, ohne blöden Luxus, der ihr nur unangenehm war, eine Wohnung, die einfach nur ihr Zuhause sein würde, wo sie endlich ohne Sorgen ihre kleine Familie gründen konnten, und mehr noch, seit dieser Aussicht konnte sie auch endlich schreiben, lief es endlich! Auf keinen Fall war sie bereit, das Freiheitsgeld wieder herzugeben oder sich an irgendeiner Aktion zu beteiligen, die dazu führen konnte, dass es wieder abgeschafft wurde.

Es mochte ja sein, dass es auf dubiose Weise eingeführt worden war und unbedacht und ohne die richtige wissenschaftliche Vorbereitung – aber ganz ehrlich? Das war ihr *scheißegal*.

»Alles, was Sie sagen, Herr Havelock«, meinte der Journalist, »klingt, als wollten Sie den Boden bereiten für eine ganz andere Theorie, was es mit dem

Freiheitsgeld auf sich hat. Vielleicht ist es an der Zeit, die Katze aus dem Sack zu lassen?«

Havelock nickte gewichtig. »Ja, ich will versuchen, mich der Sache allmählich zu nähern. Mit einer Geschichte, wenn Sie erlauben.«

»Bitte.«

»Stellen Sie sich ein abgeschiedenes Tal vor oder, besser noch, eine Insel, eine einigermaßen isolierte Gegend auf jeden Fall, in der jeder von seinem kleinen Grund und Boden lebt. Eines Tages kommt jemand, der den Bewohnern ein Angebot macht: Ihr verkauft mir euren Grund und arbeitet bei mir, als Knechte angestellt, und ihr werdet sehen, es wird euch besser gehen als jetzt. Ein paar gehen auf das Angebot ein, und tatsächlich, bald geht es ihnen tatsächlich besser als den anderen! Warum? Weil der Effekt der Arbeitsteilung greift. Es muss nicht mehr jeder alles machen, jeder kann sich auf etwas spezialisieren, das ihm besonders liegt, das Verhältnis von Rüstzeit und Arbeitszeit verbessert sich und so weiter. Mehr und mehr Leute gehen auf das Angebot ein, und irgendwann gehört dem einen das ganze Land, und alle anderen arbeiten für ihn – und es geht *tatsächlich* allen besser, dank der Multiplikationseffekte der großen Zahl.«

Leventheim nickte. »Die Geschichte des Kapitalismus im Kleinen.«

»Ja. Doch eines Tages fängt dieser Grundbesitzer an, zu automatisieren. Er kauft Robotpflüge und Robotmähdrescher und so weiter, und dadurch kann er von zweitausend Leuten alle entlassen bis auf, sagen wir, zwanzig, und immer noch Gewinn machen, mehr sogar, denn er muss ja nun weniger Löhne zahlen.«

»Die Große Krise beginnt.«

»Genau. Denn was wird geschehen? Die Entlassenen können nicht einfach zurück auf ihre kleinen Äcker, denn die gehören ihnen ja nicht mehr. Und sie müssen irgendwie überleben. Also verbünden sie sich, marschieren mit Fackeln und Mistgabeln vor dem Haus des Grundbesitzers auf und stellen Forderungen: Hilf uns, sonst machen wir deine Roboter kaputt! Eine vertrackt gefährliche Situation, denn da stehen 1980 wütende Leute, und er ist nur einer. Und ob die 20, die noch für ihn arbeiten, zu ihm halten, ist nicht allzu sicher. Also muss er nachgeben. Und das heißt, er wird viel verlieren. Was ihm nicht gefällt.«

Havelock faltete die Hände, auf genau die Art, die man oft in alten Aufnahmen von ihm sah, als er noch Bundeskanzler gewesen war. »Doch nehmen wir an, dieser Grundbesitzer ist ein vorausschauender Mensch. Er

weiß schon in dem Moment, in dem er die Leute entlässt, was ihm drohen könnte, und sucht nach Wegen, es zu vermeiden. Ihm wird klar, dass er vor allem verhindern muss, dass sich die Entlassenen gegen ihn *verbünden*. Aber wie? Der eleganteste Weg ist, ihnen einzureden, sie gehörten verschiedenen Gruppen an, und diese Gruppen dann gegeneinander aufzuhetzen. Und sei es, dass er denen mit den Mistgabeln einredet, die mit den Fackeln wollten sie ihnen wegnehmen. Ein anderer Kniff ist, sie einfach zu betäuben, indem er sie mit Rauschmitteln versorgt, sodass sie zu keinen klaren Gedanken mehr fähig sind. Eine dritte Strategie ist, sie abzulenken, durch allerhand Unterhaltung, durch inszenierte Skandale und dergleichen. Ein bisschen Geld wird er ihnen trotzdem zugestehen müssen, aber natürlich so wenig wie möglich. Und er wird bestrebt sein, mögliche Rädelsführer – Leute also, die das Zeug dazu hätten, andere um sich zu scharen und gegen ihn anzuführen – früh zu erkennen und unter einem Vorwand aus dem Verkehr zu ziehen. Was er natürlich nicht selbst macht, dafür sucht er sich Leute, die das in seinem Sinne erledigen. Und« – Havelock nahm die Hände wieder auseinander – »er wird sich mit anderen zusammentun, die sich in der gleichen Situation befinden wie er.«

»Und schon haben wir gesellschaftliche Klassen – die der Besitzenden und die der Habenichtse.«

»Genau. All das kann man heute beobachten, nicht wahr? Wir hatten in Europa schon vor dem Freiheitsgeld eine Gesellschaft, in der einzelne, kleine Gewerbetreibende keine Rolle mehr spielten. Das Gros der Menschen verdiente sein Geld damit, in großen Unternehmen mit Tausenden oder Zehntausenden von Angestellten zu arbeiten – und dann kamen auf einmal die Roboter. Langsam zuerst, als willkommene Helfer, doch dann immer schneller, immer schlauer, immer effizienter. Gut, die meisten Roboter sahen nicht so aus wie die Roboter in den Science-Fiction-Filmen, also sagen wir: Die Automatisierung schritt voran.«

»Sie brach über uns herein. Angeblich hatte das niemand kommen sehen, und angeblich konnte man nichts dagegen machen.«

»Ja, die entsprechenden Kurven zeigten ein exponentielles Wachstum, dieselbe Art Kurve, die auch Nuklearexplosionen beschreibt. Anfangs waren Roboter teuer, aber die großen Unternehmen konnten sie sich leisten, weil sich ihr Einsatz für sie lohnte. Das führte zu einem Aufschwung in der Robotindustrie, die Maschinen wurden billiger und vielseitiger. Wieder eine exponentielle Entwicklung, wie wir sie zuvor schon oft erlebt hatten, zuletzt

mit den Computern und den Mobiltelefonen. Und so baute sich nach und nach die Große Krise auf. Wie in dem Beispiel von der Insel konnten die Freigesetzten ja nicht ›zurück‹ in eine Existenz als Einzelgewerbler. Erstens waren die meisten nie selbstständig gewesen, zweitens gab es diese Strukturen ohnehin nicht mehr.«

Leventheim breitete die Hände aus, ein bisschen theatralisch. »Und da kamen Sie, öffneten das Füllhorn des Freiheitsgeldes, und alles ward gut.«

Havelock verzog das Gesicht. »Das sieht gleich anders aus, wenn wir nun die Parallelen zu dem Gleichnis von der Insel ziehen. Das Freiheitsgeld wird finanziert aus zwei Steuern: Erstens gibt es die Steuer auf zusätzliches Einkommen, die relativ hoch ist, was mit anderen Worten heißt, die Besitzlosen subventionieren sich weitgehend gegenseitig. Zweitens gibt es die Robotersteuer, um die es ein ständiges Tauziehen zwischen Regierungen und Konzernen gibt. Die Gesetze zu ihrer Berechnung sind nach dreißig Jahren emsiger Lobbyarbeit superkompliziert, mit Absicht natürlich, damit man nicht so leicht durchschaut, warum immer viel weniger herauskommt, als man bräuchte, und warum die Staaten immer neue, ungeheure Schulden aufhäufen müssen. Die Robotersteuer ist gewissermaßen das Almosen im Inselbeispiel, das bisschen Geld, das der Grundbesitzer widerwillig abgibt. Mein Nachfolger im Amt hat dann die Drogen legalisiert, im Namen der Freiheit, aber mit dem Effekt, dass sich viele Menschen mehr oder weniger ihr Leben lang betäuben. Und in den Medien ist immer für Unterhaltung gesorgt, auf Hunderten von Kanälen ist immer was los. Währenddessen überwacht die Polizei die *Luddies* und andere Rädelsführer und zieht sie aus dem Verkehr, still und leise, damit niemand auf dumme Gedanken kommt. Ohnehin steht nicht zu befürchten, dass sich die Menschen vor den Villen der Grundbesitzer zusammenrotten, denn die Menschen auf der Ebene der Politik sind alle heillos zerstritten. Und auch das liegt am Freiheitsgeld! Denn sobald viele Leute in einen Topf einzahlen, aus dem dann verteilt wird, wollen alle mitreden, *wie* verteilt wird, damit es ›gerecht‹ zugeht. In Wahrheit möchte nämlich niemand mehr einzahlen, als er herauskriegt, wenn es sich irgendwie vermeiden lässt. Was die ganze Einzahlerei absurd werden lässt. Aber je wichtiger dieser gemeinsame Topf wird – und der große Topf des Freiheitsgelds ist von *ultimativer* Wichtigkeit –, desto stärker wird die soziale Kontrolle, sprich, desto mehr hängt jeder dem anderen an der Kehle. So sind alle so miteinander beschäftigt, dass sie sich nicht einmal mehr fragen, was eigentlich vor sich geht.«

Leventheim hob seinen Stift, wie ein Schüler, der eine Frage stellen will. »Aber die Grundbesitzer im Inselbeispiel – in unserer Welt die Ultrareichen –, die wollen doch Geld *verdienen*. Wie können sie das, wenn die Menschen keines haben, um ihre Produkte zu kaufen?«

»Sie haben ja nun welches«, erwiderte Havelock. »Um seinen Bürgern das Freiheitsgeld auszahlen zu können, verschuldet sich der Staat, und zwar in erster Linie eben bei den Ultrareichen. Die Bürger wiederum müssen das erhaltene Geld praktisch komplett für ihren Lebensunterhalt ausgeben, das heißt, es fließt auch wieder zu den Ultrareichen. Die haben also einen genau steuer- und vorhersagbaren Absatzmarkt für ihre Produkte, die größtenteils von ihren Robotern hergestellt werden. Die Menschen, die in diesem automatisierten Produktionsprozess doch noch einen Job ergattern, zahlen wiederum Steuern, die im Fortgang wieder zu Freiheitsgeld werden, das jemand anders ausgibt, und immer so weiter. Alles fließt letzten Endes zu den Ultrareichen.«

»Und was machen die damit?«, fragte Leventheim.

Havelock wiegte den Kopf. »Ja. Das weiß ich auch nicht. Aber wenn es uns gelingt, eine öffentliche Diskussion darüber anzustoßen, finden wir es vielleicht heraus.«

Therese begriff allmählich, was sie da sah: Der greise ehemalige EU-Präsident hatte eine Verschwörung anzetteln wollen … um ans Licht zu bringen, dass hinter der Einführung des Freiheitsgelds eine Verschwörung steckte!

Der Punkt war bloß, dass sich in ihr deswegen keine Empörung einstellen wollte. Egal, ob es so war, wie er diesem kettenrauchenden Journalisten da erklärte, oder ob er sich im Alter in irgendwelche Wahnideen hineingesteigert hatte, es war nun einmal, wie es war, und niemand konnte die Uhr zurückdrehen!

Sie selber war dieses Leben gewohnt, kannte es nicht anders, hatte gelernt, mit den Möglichkeiten und mit den Einschränkungen des Freiheitsgelds zurechtzukommen. Ein anderes Leben als das konnte sie sich nicht mal vorstellen. Ein Leben, in dem man … ja, was? In dem man ohne ein Netz sein musste, das einen auffing? In dem man ins Leere fiel, wenn man einen Job verlor?

Nein, an so einem Leben lockte sie nichts. Aber mal so richtig *gar* nichts.

Sie sah zu Kilian hinüber, der ihren Blick bemerkte und offenbar verstand, denn er zuckte auch nur mit den Schultern. Er hatte seinen Job verloren, und vielleicht würde er keinen anderen mehr finden – trotzdem mussten sie sich keine Sorgen machen, wie es weitergehen würde: Das war doch großartig!

Der Journalist blätterte in seinen Notizen. »Sie haben damals, um das Freiheitsgeld in den parlamentarischen Debatten durchzusetzen, ein anderes Beispiel benutzt. Angenommen, haben Sie gesagt, jemand baut eine Maschine, die restlos alles herstellt, was die Menschheit braucht; niemand sonst muss mehr arbeiten, und auch er muss die Maschine nur beaufsichtigen.«

Havelock nickte. »Klingt doch wie das Paradies auf Erden, oder?«

»Ja, bloß: Woher sollen die übrigen Menschen dann das Geld nehmen, um die Dinge zu kaufen, die er herstellt? Entweder, er muss sie verschenken, oder er muss den Leuten das Geld geben, das sie brauchen, um sie zu kaufen.«

»Was letzten Endes auf das Gleiche hinausliefe«, sagte Havelock.

»Eine solche Maschine wäre gewissermaßen der ideale Endzustand der Automatisierung«, meinte Leventheim.

»Das habe ich auch so gesehen«, bestätigte der Altpräsident. »Immerhin hatte ich damals verstanden, dass die Robotisierung der Faktor war, der notwendig hinzukommen musste, um dem Ideal näher zu kommen. Das, was durch ein bedingungsloses Grundeinkommen erreicht werden soll – dass jeder nur noch tun muss, was er tun will –, lässt sich nicht durch bloßes Umverteilen von Geld erreichen. Um zu diesem Grad an wirtschaftlicher Freiheit zu gelangen, müssen möglichst viele der Einrichtungen, Abläufe und Systeme, die dazu da sind, menschliche Bedürfnisse zu befriedigen, so weit automatisiert sein, dass sie von selber laufen. Deshalb der Name Freiheitsgeld.«

»Und diese Automatisierung war ja schon da«, ergänzte der Journalist. »Eben diese Automatisierung, die Ursache der Großen Krise war, wurde nun … durch diesen *Zaubertrick*, kann man fast sagen … zu dem Hilfsmittel, das die Einführung des Freiheitsgelds überhaupt erst ermöglichte.« Leventheim hob die Hände. »Dieses Argument hat damals eine große Mehrheit der Parlamentarier überzeugt. Was haben Sie heute daran auszusetzen?«

Havelock sammelte sich. Man merkte, dass nun ein wichtiger Punkt kam.

»Was ich nicht bedacht habe«, sagte er, »war die Frage, wem diese Systeme *gehören*. Wer die Roboter besitzt und auf welcher Grundlage sie arbeiten. Denn meine fiktive Maschine, die alles herstellt, was die Menschheit braucht, die erschafft die Dinge ja nicht aus dem Nichts. Vielmehr muss sie der Natur, dem Planeten also, dazu Rohstoffe entnehmen. Der Planet Erde aber, könnte man mit gutem Recht argumentieren, gehört nicht einer Handvoll Menschen mit großen Bankkonten, sondern *allen* lebenden Menschen gleichermaßen – oder gleichermaßen *nicht*.«

»Vielleicht hatten Sie zu viel Adam Smith gelesen?«, schlug Leventheim vor. »Für ihn ergibt sich alles aus der Arbeit und *nur* aus der Arbeit.«

»Ja, dabei kann man auch mit noch so viel Arbeit nicht einmal ein einziges Atom erzeugen. Ein guter Gedanke, dass es vielleicht Smith war, der die Volkswirtschaftslehre auf ein falsches Gleis gesetzt hat, mit der Folge, dass man die Rolle der Ressourcen – und vor allem deren Endlichkeit – viel zu lange ignoriert hat. Jedenfalls, die Alleserzeugende Maschine muss auf die Ressourcen der Erde zugreifen, um alle Güter für alle Menschen zu erzeugen. Der Besitzer dieser Maschine dürfte also nur dann das Recht haben, für seine Produkte Geld zu verlangen, wenn er zuvor seinerseits für das Recht, die Rohstoffe verwenden zu dürfen, bezahlt hätte. Dieses Geld, dessen Höhe natürlich klug ausgehandelt werden müsste, könnte man dann an die Menschen verteilen, damit diese sich kaufen können, was sie zum Leben brauchen.«

»So ist es aber nicht.«

»Nein, so ist es nicht. Das Freiheitsgeld hat mit den Ressourcen nichts zu tun, sondern finanziert sich aus der Arbeit derer, die noch eine bezahlte Stellung haben – und da diese Arbeit zu einem nicht geringen Teil darin besteht, die Automatisierung noch weiter voranzutreiben, muss man hier das Wort ›noch‹ besonders betonen. Hinzu kommt eine Robotersteuer, die relativ willkürlich festgelegt ist und über deren Höhe ein ständiges Tauziehen zwischen Regierenden und den Konzernen stattfindet.«

»Ist das so schlimm? Ich meine, ein ständiges Tauziehen zwischen Interessen ist doch sowohl das Prinzip der Marktwirtschaft wie der Demokratie?«

Havelock biss sich einen Moment auf die Lippen. »Dass die Alleserzeugende Maschine ihre Güter nicht aus dem Nichts erzeugt, dieser Gedanke ist mir peinlicherweise erst letzten Herbst gekommen, und seither

denke ich, dass wir, was das Freiheitsgeld betrifft, auf dem falschen Schauplatz streiten. Oder, drastischer ausgedrückt: dass wir uns haben reinlegen lassen.«

»Wer ist ›wir‹?«

»Nun, ich vor allem, in meiner damaligen Eigenschaft als Präsident der Europäischen Union. Tatsächlich denke ich heute, dass die Ultrareichen dieser Welt genau dieses Modell, für die Ressourcen zahlen zu müssen, *verhindern* wollten, und zu diesem Zweck frühzeitig ein anderes System, das sie viel weniger kostet, propagiert und – mit meiner Hilfe – durchgesetzt haben.«

Leventheim betrachtete das glimmende Ende seiner Zigarette. »Ist es sinnvoll, eine Verschwörung zu vermuten hinter Verhältnissen, die sich genauso gut durch Dummheit erklären lassen?«

»Ist es sinnvoll, so zu tun, als *gäbe* es Verschwörungen nicht?«, fragte Havelock zurück. »Schließlich ist die Geschichte voll davon.«

»Aber Sie behaupten ja praktisch, dass die Große Krise von einflussreichen Leuten mehr oder weniger gezielt herbeigeführt wurde, um einen Anlass zu schaffen, das Freiheitsgeld einzuführen. Welches Interesse sollten diese Leute daran haben?«

Havelock machte eine ungeduldige Geste. »Das habe ich Ihnen doch erklärt: Es sollte dazu dienen, die Vermögen der *richtig* Reichen zu *schützen*. Eine Rohstoffsteuer wäre sie heftig teurer gekommen als das jetzige System, bei dem sie vergleichsweise nur ein Almosen an Robotersteuer abdrücken, um es am Laufen zu halten, weil sich die Leute zum größten Teil gegenseitig finanzieren. Oder anders gesagt: Wenn der Besitzer der Alleserzeugenden Maschine *nicht* für die Nutzung der Ressourcen zahlen muss, dann *überlassen* wir ihm den Planeten praktisch dafür, dass er uns am Leben erhält! Das ist doch kein gutes Geschäft!«

Leventheim kratzte sich am Kinn, überlegte. »Hmm. Aber Sie haben dreißig Jahre gebraucht, um die Zusammenhänge so zu sehen. Trauen Sie jemandem zu, das alles schon so viel früher durchschaut und einen so raffinierten Gegenplan entwickelt zu haben?«

»Es fehlt mir an eindeutigen Beweisen, da haben Sie recht«, gab Havelock zu. »Aber vielleicht finden die sich ja, wenn wir es schaffen, eine breite Diskussion dazu auszulösen. Im Rückblick sieht es für mich jedenfalls so aus, als habe über Jahre und Jahrzehnte eine Propaganda stattgefunden, um dem Gedanken eines bedingungslosen Grundeinkommens den Boden zu

bereiten. Ich frage mich sogar, ob es nicht von einer richtiggehenden Infantilisierung der Gesellschaft zeugt, dass die Vorstellung, von Papa Staat lebenslang alimentiert zu werden, überhaupt salonfähig werden konnte!«

»Ist es nicht viel einfacher? Ist nicht einfach alles verlockend, das so aussieht, als gäbe es etwas umsonst?«, fragte der Journalist zurück.

»Vielleicht. Dann würden wir für diese Illusion aber teuer bezahlen, nämlich damit, niemals im Leben eigenständig zu werden. Mit anderen Worten: Niemals wirklich erwachsen.« Havelock lehnte sich zurück, wirkte auf einmal alt und erschöpft. »Jedenfalls, das waren meine Gedanken. Was denken Sie? Können Sie daraus einen interessanten Artikel machen?«

»Das weiß ich erst, wenn ich mit dem Schreiben anfange«, sagte Leventheim. »Und dann sollten wir uns noch einmal treffen.«

»Ja, gerne. Gerne.«

»Es ist nämlich, ehrlich gesagt, mein großes Manko, dass mir die interessantesten Fragen immer erst beim Schreiben einfallen. Deswegen muss ich die meisten Sachen dreimal, viermal, manchmal ein Dutzend Mal neu schreiben, bevor ich sie aus der Hand geben kann.« Leventheim überlegte. »Sagen wir … in drei Wochen? Das wäre dann, hmm, der 3. März?«

»Ja, ja. Gut.«

»Ich würde auch gern die Kamera noch einmal mitbringen und unser Gespräch dann auch wieder aufzeichnen. Und eben eine erste Fassung des Artikels, damit Sie sehen, in welche Richtung es geht.«

»Und das mit der Veröffentlichung?«

»Kläre ich lieber danach.« Leventheim winkte ab. »Irgendein Blatt wird sich finden. Noch gibt es ja eine gewisse Auswahl. Und noch habe ich einen gewissen Ruf.«

Havelock nickte heftig. »Ja, ich denke, es ist auch besser, andere Leute möglichst spät einzuweihen.« Er sah hoch, in eine Ecke des Zimmers. »Ich glaube, es wird allmählich Zeit für Sie.«

»Ja, stimmt. Lassen wir es für heute gut sein.« Leventheim erhob sich, verließ das Bild. »Passen Sie auf sich auf«, hörte man ihn noch sagen, dann wurde der Bildschirm dunkel.

Ahmad wartete, aber es kam nichts mehr. Der größte Teil der Speicherkarte war leer.

»Das zweite Gespräch kann nicht dabei sein«, sagte Kilian Strehminger gelassen. »Das sollte am 3. März sein, aber da waren wir schon ausgezogen.«

Ahmad musterte den bulligen, schweigsam wirkenden Mann. »Wissen Sie noch, wann genau Havelock Ihnen den Stoffhund gegeben hat?«

Strehminger überlegte. »Wenn das Gespräch da am 11. Februar war … Da lief schon das Scherbengericht. Havelock wusste davon, ich hab's ihm erzählt. Die Entscheidung fiel am 15. Februar, das war der Freitag.« Er zeigte den nach unten weisenden Daumen. »Am nächsten Tag hat mir Havelock das Stofftier geschenkt, zum Abschied.«

»Was hat er dazu gesagt?«

Strehminger zögerte. »›Für Ihren Sohn‹, hat er gesagt, und dann hat er gesagt, wie leid es ihm tut, dass ich gehen müsse.«

»Verstehe.« Ahmad hatte das Gefühl, dass alle darauf warteten, dass er etwas sagte, also begann er: »Wenn ich das, was wir gerade gehört und gesehen haben, noch einmal zusammenfassen darf … Offenbar ist Robert Havelock am Ende seines Lebens, offenbar ausgelöst durch den frühen Tod seiner Urenkelin, zu der Überzeugung gelangt, dass ihn Mächte im Hintergrund dazu gebracht haben, das Freiheitsgeld einzuführen, und zwar paradoxerweise, um ihre Vermögen zu schützen. Und diese Theorie wollte er während seiner live übertragenen Rede am 1. Juli bekannt machen, und zwar nicht, indem er sie einfach verkündete, vielmehr wollte er auf den Artikel eines Journalisten verweisen, von dem alle Welt weiß, dass er zeitlebens Havelocks schärfster Kritiker war.«

Ein eigenartiges Grauen befiel ihn, während er dies alles formulierte. Weil man all dies als wirre Theorie eines alten Mannes hätte abtun können, wenn nicht …

»Doch es sieht so aus«, fuhr er fort, »als seien besagte Mächte im Hintergrund irgendwie auf Havelocks Plan aufmerksam geworden. Vielleicht, weil sie ihn überwacht haben, vielleicht, weil Leventheim bei der *Morgenpost* vorstellig geworden ist. Offenbar hat irgendjemand nach dem zweiten Gespräch sowohl Leventheim als auch Havelock … *ausgeschaltet* und alles Material verschwinden lassen, das von dem Vorhaben der beiden hätte künden können. Bis auf diese eine Videoaufnahme hier.«

»Ehrlich gesagt«, meldete sich Therese Strehminger zu Wort, »sehe ich nicht, wie Ihnen dieses Video in Ihrer Situation irgendwie helfen könnte.«

Er sah die Frau an, die auf eigentümliche Weise ihrem Mann ähnelte – sie glich ihm nicht in Körperkraft und Fitness, aber sie strahlte dieselbe entschlossene Genügsamkeit aus wie er. »Nicht unmittelbar, das stimmt«, sagte er, obwohl er ihr im Stillen recht gab. »Dass etwas zu dem Mord an

meinem Partner darauf sein könnte, war allein aufgrund der zeitlichen Verhältnisse nicht zu erwarten.« Er sah in die Runde. »Aber Sie kannten entweder Havelock oder Leventheim – vielleicht ist einem von Ihnen noch etwas eingefallen? Irgendein Detail, das noch nicht erwähnt wurde? Oft sind es Kleinigkeiten, die entscheidend sind.«

Allgemeines Grübeln und Zögern. Dann meldete sich der junge Mann zu Wort, Valentin Jouvens: »Dieses zweite Gespräch, das am 3. März – das hat, glaube ich, tatsächlich stattgefunden. An dem Tag war ich zum ersten Mal bei Herrn Havelock, und er hatte es seltsam eilig, mich loszuwerden. Als ich am nächsten Morgen wieder bei ihm war, hat es in der Wohnung nach Zigarettenrauch gerochen. In der Küche standen zwei benutzte Gläser in der Spüle. Und mir sind Abdrücke im Teppich aufgefallen, die wahrscheinlich von dem Stativ mit der Leuchte herrührten.«

»Aha. Das bestätigt das Gesamtbild.« Ahmad sah in die Runde. »Sonst noch jemand?«

Niemand meldete sich.

Ahmad fühlte wieder dieses Grauen, wie eine leise, tiefgekühlte Version von Panik. »Bedenken Sie«, sagte er, »dass diese Mächte im Hintergrund Havelocks Vorhaben offenbar so bedrohlich fanden, dass sie zu Mord gegriffen haben! Gebietet es nicht schon der Wunsch nach Freiheit, Gerechtigkeit, Demokratie, zu versuchen, ihre Pläne zu vereiteln? Was in diesem Falle hieße, den Plan Havelocks, seine Sicht der Wahrheit öffentlich zu machen, *doch* noch zu verwirklichen?« Er holte tief Luft. »Ist jemand dabei?«

Zu seiner Überraschung meldete sich Basir zu Wort, ausgerechnet. Mit einem langen Seufzer sagte er: »Bruder – das ist doch mehrere Nummern zu groß für dich. Für uns alle. Bild dir doch nicht ein, dass du was dran ändern kannst, wie die Welt geworden ist!«

»Danke, sehr hilfreich«, entfuhr es Ahmad, ehe er sich bremsen konnte. »Hast du vielleicht auch einen Vorschlag, was ich *dann* tun soll?«

»Laden Sie das Video ins Internet hoch«, sagte Strehminger knapp. »Auf alle Plattformen, die es gibt. Sie werden’s entdecken und löschen, aber irgendjemand hat es bis dahin vielleicht schon gesichert und lädt es wieder hoch.«

Die anderen nickten, murmelten, das sei die beste Idee.

»Und dann?«, fragte Ahmad.

Der breitschultrige Mann schüttelte den Kopf. »Mehr können Sie nicht tun. Ab da müssen Sie den Dingen ihren Lauf lassen.«

# Kapitel 38

*Mittwoch, 9. April 2064*

Und das war es dann. Mehr hatte er nicht vorzuführen, mehr kam nicht an Informationen und Hilfe, mehr wusste er auch nicht zu fragen. Also bedankte er sich, sie sammelten die leeren Flaschen ein und ließen die noch vollen da, die Strehmingers hatten nichts dagegen. Auch nichts gegen den Kuchen, von dem noch ein Drittel übrig war. Sie verabschiedeten sich und gingen, und schon im Treppenhaus sagte Valentin Jouvens, dass sie für den Rückweg zur Oase den Bus nehmen würden, kein Problem.

Aber es klang ein bisschen wie: Wir wollen mit Ihnen möglichst nichts mehr zu tun haben. Zu gefährlich. Zu riskant.

Und ja, er konnte es verstehen.

Ahmad war enttäuscht. Er hatte gehofft, mit der Speicherkarte einen Trumpf in der Hand zu halten, einen Schlüssel zu allen Rätseln, doch sie hatte sich als zwar interessant, aber juristisch wertlos erwiesen. Was hieß es schon, wenn man beweisen konnte, dass Leventheim und Havelock vor ihrem jeweiligen Tod miteinander Kontakt gehabt hatten? Die beiden kannten sich schließlich bereits ein Leben lang, das wusste nicht nur jeder, das war geradezu legendär.

Es windete deutlich heftiger, als sie aus dem Haus traten, und Regen lag in der Luft, eins von diesen heißen Frühjahrsgewittern. »Wollen Sie wirklich auf den Bus warten?«, fragte Ahmad, aber da kam schon einer: Die Jouvens mussten ihn auf dem Weg die Treppe hinab gerufen haben. Sie verabschiedeten sich hastig, stiegen ein, und weg waren sie.

Die ersten Tropfen fielen. Der Himmel sah aus wie eine unvollständig verrührte dunkle Farbe. Zum Glück stand Frankas Wagen nicht weit weg. Ahmad überließ den Beifahrersitz seinem Bruder, setzte sich nach hinten auf die Bank, die sie ausgeklappt hatten, um die Jouvens abholen zu können.

Franka fuhr los, meinte: »Interessant war es aber«, doch als niemand etwas darauf sagte, schwieg auch sie. Auf den Straßen war wenig los, abgesehen davon, dass Horden von Transportrobotern aller möglichen Lieferdienste unterwegs waren, am Straßenrand emsig hintereinander her rollten, als hätte die halbe Stadt Pizza bestellt oder sonst etwas.

Als sie ins Bergviertel kamen und vor der »grünen Beule« hielten, hatte es schon richtig zu regnen angefangen.

»Super Timing«, maulte Basir und schlug die Kapuze hoch.

»Ach, komm!«, rief Franka und stupste ihn gegen den Oberarm. »Die zehn Schritte bis zur Haustür schaffst du, ohne zu ertrinken.«

»Falls dir noch was zu Leventheim einfallen sollte …«, begann Ahmad, beendet den Satz aber nicht.

Sein Bruder seufzte. »Du, bis vor zwei Wochen hab ich nicht mal gewusst, dass das ein Journalist war und berühmt auch noch. Für mich war er nur ein alter Mann aus den oberen Etagen, den ich ab und zu hab kommen oder gehen sehen, und der mich einmal um ’nen Gefallen gebeten hat. Die Pillen hat er mir jeden Monat in den Briefkasten geworfen, und wenn er’s nicht mehr gemacht hätte, hätt ich auch keinen Stress angefangen, ehrlich nicht.«

»War nur ’ne Frage«, sagte Ahmad. »Mach’s gut.«

»Du auch, Bruder.« Basir griff nach dem Türöffner, wandte sich noch einmal um und fügte hinzu: »Und spiel nicht den Helden, ja?« Damit sprang er aus dem Wagen, hastete los und verschwand im Haus.

Ahmad wechselte rasch nach vorn, aber nicht rasch genug, um trocken zu bleiben. »Das Video hochladen, schön und gut«, meinte er grummelig und strich sich die feucht gewordenen Haare nach hinten, während Franka anfuhr. »Bloß – von wo aus? Das ist doch alles rückverfolgbar. An meinen Computer im Büro komm ich nicht mehr ran, und wenn ich’s von zu Hause aus mache, steht wahrscheinlich eine halbe Stunde später der Messermann vor der Tür.«

Franka sagte nichts dazu. Erst mal. Sie lenkte den Wagen durch einen Kreisverkehr, wich einem fast leeren Robotbus aus, und erst als sie wieder auf der Stadtautobahn waren, meinte sie: »Ich weiß eine Möglichkeit, wie du es machen kannst.«

»Was?«, fragte Ahmad, der in Gedanken schon ganz woanders war.

»Das Video hochladen. Ich weiß einen Ort, von dem aus du es machen kannst, ohne dass jemand eine Verbindung zu dir ziehen kann.«

Ahmad musterte sie skeptisch von der Seite. Er konnte sich nicht vorstellen, was sie meinte, und außerdem war das nicht *richtig* so: *Er* war der Mann; es war *seine* Aufgabe, auf seine Frau aufzupassen, nicht umgekehrt!

»Und wo soll der sein, dieser Ort?«, fragte er.

Sie warf ihm einen kurzen, listigen Blick zu. »Du müsstest aber eine Weile vergessen, dass du Polizist bist.«

»Wie bitte?«

Sie zuckte harmlos mit den Schultern. »Das ist die Bedingung.«

»Aber …« Er seufzte. »Na gut. Im Moment bin ich ja sowieso keiner. Also, sag.«

Über ihnen blitzte es, gleich darauf rollte ein schwerer Donner durch die Straßen. Der Regen prasselte noch stärker herab.

»Ich hab dir doch von meiner Baustelle im Gartenstadt-Viertel erzählt«, sagte Franka. »Das ist bei einem gewissen Leandros Schmidt. Der ist im Moment in Asien unterwegs, in China hauptsächlich, vier Monate insgesamt, und er wollte, dass ich ihm ein absolutes Luxus-Bad einbaue, solange er weg ist – mit Dampf-Massagedusche, Kacheln aus echtem Marmor, Fußbodenheizung, Lichteffekten, Aroma-Surround und so weiter. Alles, was ich schon immer mal ausprobieren wollte.«

»Ja, und?«

»Na, der hat da natürlich auch einen Computer stehen. Er hat gesagt, ich darf ihn benutzen, wenn ich will. Und es ist nur ein Gast-Account, Passwort Gast, ganz einfach.« Sie machte eine Geste, als überreiche sie ihm ein unsichtbares Geschenk. »Wenn du es von dort aus hochlädst, gibt es keine Spur zu dir. Sie können höchstens denken, dass jemand bei ihm eingebrochen ist, denn dass er nicht im Lande ist, das ist ja dokumentiert.«

Ahmad schüttelte schnaubend den Kopf. »Ja, keine Verbindung zu mir – aber zu *dir*! Er bezahlt dich ja wohl, nehme ich an. Und jede Zahlung ist eine Buchung.«

Franka grinste spitzbübisch. »Deshalb sollst du ja eine Weile vergessen, dass du Polizist bist.«

»Wie meinst du das?«

»Er bezahlt mich natürlich schon. Aber in Renminbi. In bar.«

Ahmad hatte das Gefühl, seine Augen anschwellen zu spüren. »Bar? *Schwarz* womöglich?«

»Yep«, machte sie unbekümmert.

»Franka!«

»Beruhig dich«, sagte sie und hielt am Straßenrand. »Das machen alle so. Anders kommst du zu nichts.« Sie holte eine seltsame, schwer aussehende Box unter dem Sitz hervor, öffnete den kompliziert verschlossenen Deckel und verlangte: »Da rein mit deinem Pod.«

»Was ist das?«

»Blockt den Funkempfang. Faradayscher Käfig oder wie das heißt.« Sie legte ihren eigenen Pod hinein. »Damit wir keine Bewegungsdaten erzeugen.«

Ahmad holte seinen Pod heraus, zögerte. »Aber dein Auto erzeugt auch Bewegungsdaten.«

Sie griff unter das Armaturenbrett, etwas knackte wie ein altmodischer Schalter, dann sagte sie: »Jetzt nicht mehr. Geparkt, Motor aus, abgemeldet.«

»Das ist … illegal!«

»Erwischen lassen dürfen wir uns natürlich nicht. Und wir müssen hierher zurückkommen, ehe ich es wieder einschalte. Aber bei dem Scheißwetter wird uns schon keiner kontrollieren.«

»Die Überwachungskameras funktionieren auch bei Regen. Und sie fragen die Fahrzeug-IDs ab.«

Franka nickte gewichtig. »Hach ja, stimmt. Wenn nur einer von uns alle Kamerapositionen der Oststadt so gut im Kopf hätte, dass er einen Weg ins Gartenstadt-Viertel finden könnte, ohne dass wir gesehen werden …«

Das Gartenstadt-Viertel war schwierig, was Überwachungskameras anbelangte, die letzten fünfhundert Meter mussten sie zu Fuß gehen. Zum Glück hatte der Regen schon etwas nachgelassen und Franka einen großen Regenschirm im Wagen.

Ahmad traute seinen Augen kaum, als sie ankamen. *»Das da?«*, stieß er hervor. »Der Kerl bewohnt *eine eigene Villa*?«

»Ja, im nächsten Leben werd ich auch Händler«, meinte Franka und holte einen Schlüssel heraus.

Keine Karte. Keinen Chip. Einen *richtigen* Schlüssel im ursprünglichen Sinn des Wortes, aus Metall: ein länglicher Stift mit etlichen verschieden tief eingebohrten Löchern an bestimmten Stellen.

»Leandros hat nur mechanische Schlösser«, erklärte sie. »Kein Zugangsprotokoll, kein Schließlog, nichts. Dass wir hier sind, wird nirgendwo registriert.«

»Riskant«, meinte Ahmad.

»Er findet es riskanter, wenn jemand wissen könnte, wann er kommt oder geht.« Sie schob den Stift in das Schloss, drehte den Schlüssel, und die Tür öffnete sich. Bis zur Haustür waren es drei Schritte und zwei Stufen, dort wiederholte sich das Spiel noch einmal, dann waren sie drinnen. Im Trockenen.

Franka machte zielsicher Licht. »Die Rollläden sind unten und absolut dicht«, erklärte sie dabei. »Das sieht niemand.«

Dann zeigte sie ihm die Wohnung. Ahmad kam aus dem Staunen nicht heraus. Wie weitläufig alles war, wie stilvoll, wie geschmackvoll! Böden aus kostbar aussehendem Holz … Möbel, so elegant, wie er es noch nie gesehen hatte … an den Wänden Gemälde, Bilder in Öl, die nicht einfach bloß *Farbe* waren, sondern einen auf den ersten Blick faszinierten … eine Küche, in der alles funkelte und glitzerte … eine Klimaanlage, du meine Güte! Ein gigantischer Fernseher, und als Franka kurz die koreanische Musikanlage einschaltete: ein Klang, wie Ahmad ihn noch nie gehört hatte.

»Du kennst dich ja ziemlich gut aus hier«, stellte er fest.

»Ich hab hier ja auch ziemlich lang gearbeitet«, erwiderte sie mit unüberhörbarem Stolz. »Komm, ich zeig dir, was ich gemacht habe.«

Sie packte ihn an der Hand und zog ihn hinter sich her in ein Badezimmer, das ringsum marmoriert war bis auf eine Wand, die zur Gänze aus einem holografischen Schirm bestand, der allein wahrscheinlich mehr Geld gekostet hatte, als Ahmad in seinem gesamten bisherigen Leben verdient hatte. Wenn man das Bad betrat, ging nicht das Licht an, sondern dieser Schirm, der eine atemberaubende Aussicht hinab in ein Tal zeigte, und das so detailliert, dass man wirklich meinen konnte …

»Ist das echt?«, fragte Ahmad. »Oder eine im Computer erzeugte Schleife?«

Franka schüttelte den Kopf. »Das ist eine *Direktübertragung*! Was du da siehst, ist das Tal *Curral das Freiras* auf Madeira, wie es jetzt gerade aussieht.«

»Man kann also duschen und dabei auf dieses Dorf da unten hinabschauen?« Er machte einen länglichen Bus aus, der sich zwischen den Häusern hindurchbewegte. Irre. »Hast du dafür diesen Bohrhammer gebraucht?«

Franka grinste. »Genau. Das Haus ist 2041 errichtet worden, einer der ersten Komplettdrucke, und ehrlich – wenn die Fenster nicht wären, der Bau

wäre atombombensicher, schätze ich. Ich muss irgendwann rausfinden, was für eine Art Beton die damals verdruckt haben.«

Ahmad konnte es immer noch nicht fassen. »Wie bist du denn an den geraten?«

»Leandros? Den kenn ich schon lange. Das Erste, was ich hier im Haus gemacht habe, war, die Heizung auf den neuesten Stand zu bringen. Das war vor, na, drei Jahren oder so. Seine Wärmepumpe hatte den Geist aufgegeben, dasselbe Modell gab's nicht mehr, also musste eine Menge angepasst werden … Ja, hat ihm wohl gefallen, denn dann hat er mich beauftragt, die Installationen in seiner Küche neu zu machen.«

»Vielleicht hast *du* ihm ja gefallen.«

Sie lachte auf. »Nein, so war's nicht. Wobei er *mir* schon gefallen hätte, obwohl er über zwanzig Jahre älter ist als ich. Aber leider ist er stockschwul.«

»Klingt, als hättest du ihm sonst einen Heiratsantrag gemacht.«

Jetzt wurde Franka fast ein bisschen rot. »Sagen wir so … Es hat eine Situation gegeben, in der allerhand hätte passieren können. Da hat er es mir erzählt. Dass er einen Geliebten in China hat, Hong, den er immer besucht auf seinen Reisen. Irgendwie hat sich sein ganzes Handelsgeschäft daraus entwickelt. Er hat mir auch erzählt, dass Homosexualität in China ziemlich schlecht angesehen ist und sie immer alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen treffen müssen … Irre Geschichten hat er mir erzählt.«

Ahmad sah an ihr vorbei, in den Flur hinter ihr, dessen helle Wand durch Einlagen aus dunklem Holz unterteilt und mit chinesisch anmutenden Kunstobjekten geschmückt war. Irgendwie kam es ihm vor, als hätte Franka eigentlich nicht dieser Leandros gefallen, sondern vor allem dessen Haus …

»Hast du auch mal hier geduscht?«, fiel ihm ein zu fragen.

Sie zögerte. »Ich musste ja ausprobieren, ob alles funktioniert.«

»Ja. Klar.« Er betrachtete die Aussicht, staunte über den technischen Aufwand, der dahintersteckte. »Hätte ich wahrscheinlich an deiner Stelle auch gemacht.«

»Er hat es mir erlaubt«, betonte sie. »Er hat mich sogar darum *gebeten*, dass ich ab und zu herkomme. Weil, wenn du ein Haus vier Monate allein lässt, das tut dem nicht gut.«

»Ein Nebenjob als Haussitterin also?«

Sie biss sich auf die Lippen, dann sagte sie: »Ich muss dir da was gestehen. Die Abende, an denen ich keine Zeit hatte … an denen ich

angeblich beim Stammtisch war und so weiter … da war ich in Wirklichkeit hier.«

»Hier?«, rief Ahmad aus. »Und … und was hast du hier gemacht?«

»Nichts.« Sie seufzte. »Also, nichts Besonderes. Ferngesehen. Musik gehört. Mir was zu essen gekocht. Ich hab … na ja … ich hab hier einfach nur ein bisschen *gewohnt*.«

»Womöglich auch hier geschlafen?«

»Im Gästebett. Allein.«

Ahmad holte tief Luft. Da taten sich ja Abgründe auf. Offenbar kannte er die Mutter seines Kindes nicht halb so gut, wie er bisher gedacht hatte. »Ich glaube, es ist besser, du zeigst mir jetzt mal, wo dieser Computer steht.«

Der Computer stand in einem schicken Büro im Obergeschoss, das vermutlich herrlich von Licht durchflutet wurde, wenn man die Läden hochfuhr. Der Schreibtisch war aus Glas, der Sessel davor schwingend gelagert. An der Wand standen zwei niedrige Aktenschränke, verschlossen, und neben dem Tisch ein ebenfalls schneeweißes Beistellmöbel mit Schubladen, nicht verschlossen: In einer der Schubladen fanden sich so ungefähr alle Adapter, die in den letzten dreißig Jahren irgendwann wichtig gewesen waren, als wirres Durcheinander schwarzer Kabel, seltsamer Stecker und sonstiger Elemente.

Der Rest des Raums war groß und leer bis auf ein Kunstwerk vor dem Fenster, das Ahmad an einen verdorrten Strauch denken ließ, nur dass er aus dunklem Eisen war und auf dem Kopf stand.

Er setzte sich vor den Computer. Ein gerahmtes Bild neben dem Gerät zeigte einen Chinesen, der vierzig Jahre alt sein mochte und Ahmad an einen seiner Lehrer erinnerte, Herrn Lehmann, Sport und Geographie.

»Zuallererst kleben wir die Kamera ab«, sagte Franka, die wusste, wo im Haus Wundpflaster zu finden war. Sie schnitt ein gut gepolstertes Stück ab und klebte es über die winzige Linse.

»Gut«, sagte Ahmad. »Dann riskieren wir es mal.«

Er schaltete den Computer ein. Der Bildschirm wurde hell, zeigte eine chinesische Landschaft, Reisterrassen, auf denen spinnenartige Roboter arbeiteten, und einen Hauch von Nebel über den Tälern. Eine Meldung erschien: *Optische Identifikation nicht möglich – bitte melden Sie sich mit Passwort an!*

»Account Gast, Passwort Gast«, soufflierte Franka.

Ahmad gab das ein. Es funktionierte. »Okay«, meinte er. »Wo fangen wir an? Die größten Plattformen zuerst, würde ich sagen. Also *Looki*.« Er rief die Adresse auf, begann, einen fiktiven Account anzulegen.

Franka giggelte. »Als Kind hab ich das immer falsch gesucht. Weil man es doch *luuki* ausspricht. Ich hab mich die ganze Zeit gewundert, wie die anderen das machen, wenn die erzählt haben, was für Sachen sie auf *luuki* gesehen haben …«

»Basir und ich hatten ewig nur Zugang zu so einem Kinderportal, wo man auf Bildchen getippt hat. Was da kein Bildchen hatte, das gab's einfach nicht.« Ahmad stöpselte das Abspielgerät mit der Speicherkarte in den Computer. »Unsere Eltern wollten uns nämlich zu Bücherlesern erziehen.«

»Na, das hat ja toll geklappt«, lästerte Franka.

Ahmad hielt inne, holte tief Luft. »Also … wenn ich das jetzt hochlade, gibt es kein Zurück mehr. Haben wir wirklich alles bedacht? Es gibt keine Bewegungsdaten von uns hierher. Wir sind einen Weg gefahren, auf dem die Überwachungskameras defekt oder nur Attrappen sind. Es gibt keine dokumentierte Verbindung zwischen deinem Leandros und dir … Bist du dir da sicher?«

»Dokumentiert ist, dass ich mal hier war. Damals, als es um seine Heizung ging. Da hat er mir vorgeschlagen, es schwarz zu machen, und ab da hab ich immer aufgepasst, wenn ich hergefahren bin.« Franka hob die Schultern. »Aber auf den Aufnahmen der Kameras bin ich natürlich drauf. Als Auto ohne ID.«

»Die Aufnahmen reichen nur zwei Monate zurück. Heißt es jedenfalls.«

Franka boxte ihn gegen den Arm. »Jetzt komm, lad das Ding schon hoch. Ein bisschen Risiko muss sein im Leben.«

»Auch wieder wahr.« Zumindest hatten sie sich nicht ganz dumm angestellt, sagte sich Ahmad und startete den Upload.

Während das lief, entwarf er den Text dazu: *Dieses Video zeigt ein Interview, das der Journalist Günter Leventheim (verstorben 22. 3. 2064) am 11. Februar 2064 mit dem »Vater des Freiheitsgelds« Robert Havelock (verstorben 25. 3. 2064) geführt hat.*

Das reichte eigentlich schon, oder? Beim Anblick der Todesdaten würde sich jeder Mensch, der noch ein paar aktive Hirnzellen besaß, denken können, dass hier etwas nicht stimmte.

Ahmad sah sinnend auf. Nicht schlecht, so viel Platz um sich herum zu haben. In einer so ästhetisch ansprechenden Umgebung zu sein. Er dachte an

das Chaos in seinem vollgestopften Zimmer: In der Hinsicht war er kein bisschen besser als sein Bruder.

Dann war der Upload fertig. *Verarbeitung läuft* … hieß es.

Draußen donnerte es; man sah richtig, wie die Rollläden erzitterten. Das Gewitter musste jetzt direkt über ihnen sein.

»Vielleicht besser, wir bleiben noch eine Weile hier«, meinte Franka, und es klang, als fände sie das alles andere als bedauerlich.

Die Verarbeitungsanzeige verschwand, dafür erschien eine andere, rot umrandete Meldung: *Ihr Upload verstößt gegen die Nutzungsbestimmungen. Begründung: Das hochgeladene Video verletzt Urheberrechte anderer Personen.*

»Wie bitte?«, entfuhr es Ahmad.

»Das heißt, dass jemand die Aufnahme schon hochgeladen hat, oder?«, fragte Franka. »Dieser Leventheim vielleicht? Such mal nach dem!«

»Warum hätte er das tun sollen?«, entgegnete Ahmad, während er anfing, nach Begriffen wie »Leventheim«, »Havelock« oder »Freiheitsgeld« zu suchen.

Nichts davon führte zu einem Video, das auch nur Ähnlichkeit hatte mit dem auf der Speicherkarte.

»Die beiden hatten absolute Vertraulichkeit vereinbart«, sagte Ahmad kopfschüttelnd. »Wenn Leventheim das Video wirklich irgendwo hochgeladen hätte, hätte er sein Wort gebrochen. Das kann sich ein Journalist nicht erlauben.«

»Vielleicht ein Programmfehler«, schlug Franka vor. »Probier es woanders. Bei *BillionEyes*. Die sind sowieso lockerer drauf als dieses dröge *Looki*.«

Doch bei *BillionEyes* war es genau dasselbe, und auch bei *Zanga*, bei *WorldGlass* und bei *Videoko*.

Sie sahen einander an. Draußen prasselte der Regen.

»Mir wird das allmählich unheimlich«, gestand Franka.

Ahmad zog das Kabel des Abspielgeräts aus dem Computer. »Lass uns verschwinden.«

Sie waren klatschnass, als sie endlich beim Wagen ankamen. Der Himmel war schwarz vor Wolken, der Regen kam herunter wie ein Wasserfall, kein Mensch sonst war auf der Straße. Fast alle Häuser hatten die Läden unten.

Frankas Auto, gebaut für Handwerker, die auch mal schmutzig in den Wagen stiegen, hatte zum Glück staub- und wasserabweisende Sitze. Doch um ihre Füße herum bildeten sich Wasserlachen, während sie zurückfuhren. Trotz allem mussten sie ja wieder zu der Stelle, an der sie »verschwunden« waren, und von dort aus mit eingeschaltetem Transponder und wieder aktiven Pods weiterfahren.

Sie fuhren zu Franka, zogen die nassen Sachen aus und duschten erst mal heiß.

Später, als sie nackt und erschöpft in Frankas Bett beisammen lagen, hatte der Regen nachgelassen, aber der Sturm heulte immer noch um die Häuser, pfiff ein atonales Konzert durch die verschiedenen Ritzen in den Fenstern ihrer Wohnung. Was er denn jetzt tun wolle, fragte Franka irgendwann, und Ahmad fiel wieder ein, was die KTU-Chefin über die Pollen herausgefunden hatte. Er erzählte es ihr und fügte hinzu: »Ich hab allerdings keine Ahnung, was das zu bedeuten haben könnte. Das Gewächshaus ist um 2030 herum gebaut worden, gehörte zu irgendeiner Universität und ist ein paar Jahre später bei einem Sturm zerstört und nie wieder aufgebaut worden. Mit anderen Worten, dort ist nichts. Also, was sollte er dort gewollt haben?«

»Vielleicht hat er dort eine Leiche vergraben?«, schlug Franka vor.

»Hab ich auch schon überlegt, aber …« Ahmad stutzte. »Der Drogenhändler!«

»Was für ein Drogenhändler?«

Er richtete sich auf, schob sich noch ein Kissen in den Rücken. »Den Clemens und ich kontrolliert haben. Gabriel Antonis heißt er, hat ein Kontor im Schirbini-Zentrum. Der hat noch seine Aussage auf dem Revier gemacht und ist seither verschwunden.«

»Du meinst, der Messermann könnte ihn umgebracht haben?«

Ahmad nickte. »Umgebracht und im Naturschutzgebiet verscharrt, wo es am dichtesten ist. Und von dort hat er ein paar Pollen mitgebracht, als er, aus welchen Beweggründen auch immer, Leventheim heimgesucht hat.«

Franka drehte sich herum, stützte sich auf seiner Brust ab. »Schau doch einfach nach. Vielleicht findest du ihn ja?«

»Das ist nicht so einfach. Das Betreten der Naturschutzzonen ist verboten.«

»Denkst du, du wirst den Fall lösen, indem du dich brav an alle Gesetze hältst?« Franka fuhr mit dem Zeigefinger durch seine Brusthaare. »Soweit ich das verstanden habe, hält sich die andere Seite auch nicht dran.«

»Es geht eher darum, mich nicht unnötig in noch größere Schwierigkeiten zu bringen.«

»Das geht am besten, indem du dich nicht erwischen lässt.«

Er musterte sie. »Damit scheinst du dich ja bestens auszukennen. Du Schwarzarbeiterin.«

»In aller Bescheidenheit«, meinte sie ungerührt, »ja, damit kenne ich mich ein bisschen aus.« Sie riss ihm ein paar Brusthaare aus, was ihn aufstöhnen ließ. »Hey, ich hab italienische Vorfahren! Sich mit den Gesetzen, sagen wir … *kreativ zu arrangieren* ist in Italien eine uralte kulturelle Tradition!«

»Na, prima. Dann sag mir mal, wie ich da hinkommen soll. Das sind von hier aus weit über hundert Kilometer. Die kann ich ja nicht zu Fuß gehen.«

»Dafür hat man Autos erfunden.«

»Ja, hab ich schon von gehört. Aber ich hab keins. Und wenn ich einen Wagen miete, kann ich auch gleich meinen Namen draufschreiben.«

Sie lächelte listig. »Da kann ich dir helfen.«

Er schüttelte entschieden den Kopf. »Nein, Franka. Auf keinen Fall. Wenn ich deinen Wagen nehme und gesehen werde, stelle ich eine Verbindung zu dir her. Das kommt nicht infrage.«

»Schon klar. Meinen Wagen kriegst du auch nicht, den brauch ich selber.« Sie schlüpfte aus dem Bett, lief zu einer Kommode und begann, in einer Schublade zu kramen.

Ahmad wälzte sich zur Seite, um ihr dabei zuzusehen. Sie gefiel ihm immer außerordentlich, wenn sie nackt herumlief.

Schließlich fand sie, was sie gesucht hatte, kam damit zurück ins Bett und drückte es ihm in die Hand: einen Autoschlüssel mit einem Logo darauf, das ihm bekannt vorkam.

»Was ist das?«, fragte er.

»Der Schlüssel zu einem Auto, das Leandros gehört. Er hat mich gebeten, es ab und zu zu fahren, damit die Batterie nicht durch den langen Stillstand Schaden nimmt.« Sie deutete auf das Logo. »Es ist ein Oldtimer, ein Tesla Model Q. Steht drei Straßen weiter.«

# Kapitel 39

*Donnerstag, 10. April 2064*

Am nächsten Morgen waren Ahmads Klamotten trocken genug, dass er sie wieder anziehen konnte.

»Pass auf dich auf«, sagte Franka und wirkte nun doch ein wenig besorgt um ihn, fast, als täte es ihr leid, ihm den Schlüssel für den Tesla gegeben zu haben.

»Du weißt doch, Unkraut vergeht nicht«, erwiderte Ahmad, küsste sie noch einmal zum Abschied, dann trennten sie sich. Franka fuhr zu ihrer Baustelle, die sie am Tag zuvor vernachlässigt hatte, und Ahmad nahm den nächsten Bus nach Hause.

Großvater war da, war in der Küche dabei, Baklava zuzubereiten, immer noch nach den Notizen in dem uralten Rezeptheft, das Großmutter geführt hatte.

»Wie siehst du denn aus?«, fragte er, als Ahmad hereinkam, und schüttelte den Kopf. »Nun bist du mal kein Polizist, und es ist schlimmer denn je!«

»Wir sind nur in den Regen gekommen gestern«, sagte Ahmad. »Halb so wild.«

Großvater hörte nicht auf, den Sirup zu rühren. »Der war angekündigt. Auf jedem Pod kam die Warnung.«

»Ja, ja.« Ahmad ließ ihn in der Küche weiter werkeln, ging in sein Zimmer und zog sich um. Nicht einfach nur trockene, einigermaßen gebügelte Sachen, sondern Kleidung, mit der er für einen Marsch durch den Wald gerüstet war. Einigermaßen zumindest, denn natürlich besaß er nichts, was wirklich für derlei gedacht war. Tatsächlich war er noch nie im Leben im Wald gewesen, nur in den Parks im Stadtgebiet. Wie auch, die richtigen Wälder waren ja alle gesperrt.

Also, eine stabile Hose. Er hatte ein altes, graues Teil, um das es nicht schade sein würde; das zog er an. Dazu ein Hemd, eine Jacke darüber, eine aus Synthstoff, der als stabil und reißfest galt. Außerdem war die Jacke dunkelbraun, das bot im Wald vielleicht eine gewisse Tarnung, stellte er sich vor.

Die stabilsten Schuhe, die er hatte: Die hohen Stiefel, die vor ein paar Jahren der letzte Schrei gewesen waren, nach diesem Film mit … wie hatte der Typ noch geheißen? Jedenfalls, der war in einer fernen Zukunft über einen öden Planeten am Rand der Galaxis gewandert, auf der Suche nach Erlösung oder so, das hatte Ahmad nicht wirklich verstanden, aber egal, der Film hatte was gehabt. Und danach hatte sich jeder solche Stiefel besorgt.

Eine Kopfbedeckung wäre nicht schlecht gewesen, aber derlei besaß er nicht. Na, dann eben nicht. Er zog den Gürtel fest zu, sah an sich herab: Bisschen ungewöhnliches Outfit für die Stadt, aber in der Stadt würde er ja nicht bleiben.

Ach ja, und da war noch etwas …

Er griff nach ganz hinten, hinter die Unterhosen und Socken, und holte einen dicken Beutel hervor. Sein Sündenfall. Er öffnete ihn, überlegte, ob er sollte oder nicht … In dem Beutel lag eine Pistole, die er einmal bei einer Hausdurchsuchung entdeckt hatte. Er hatte sie damals mitgehen lassen, ohne besonderen Grund, einfach, um eine eigene Waffe zu besitzen. Und da lag sie seither, zusammen mit den zwei Magazinen, die dabei gewesen waren.

Wann, wenn nicht jetzt? Er überprüfte, ob sie noch in Ordnung war, ob sich alle Teile so bewegten, wie sie sollten … Ja. Brauchbar. Für den Notfall. Er schob sie sich hinten in den Gürtel, zog die Jacke darüber. Die Magazine kamen in die Jackentasche. Der Pod in die Brusttasche des Hemds. Den Autoschlüssel nicht vergessen.

Er musterte sich noch einmal in dem Spiegel an der Innenseite des Schranks. Ahmad Hussein Müller, mit einer illegalen Waffe unterwegs in ein Gebiet, das zu betreten streng verboten war: Was sollte schon schiefgehen?

Sein Pod meldete sich, eine Nachricht von Clemens: *Die Revisoren haben angefangen, uns zu befragen. Sie wollen wissen, wie eifersüchtig du auf Pfenning warst. Die wollen dir das echt anhängen! Pass auf dich auf. Gruß, C.*

Na, das passte jetzt ja. Mit anderen Worten hieß das, dass er nicht darauf hoffen konnte, dass der Kelch an ihm vorübergehen würde, wenn er nur brav genug stillhielt.

Er schob den leeren Beutel wieder zurück, schloss den Schrank und gab Großvater Bescheid, dass er nicht auf ihn warten solle; er wisse nicht, wann er zurückkomme.

»Du machst aber keinen Unsinn, hoffe ich?«, fragte Großvater argwöhnisch. Der alte Mann kannte ihn einfach zu lange, um nicht zu merken, dass er etwas vorhatte.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Ahmad.

»Genau das, was man zu hören kriegt, *wenn* man sich Sorgen machen sollte.« Großvater seufzte. »Nun ja. Letztlich liegt alles in Gottes Hand.«

Er legte den Rührlöffel beiseite, kam, um ihn zu umarmen. Ahmad war gerührt, wie zerbrechlich sich sein Großvater anfühlte. »Ich pass schon auf«, versprach er.

Dann ging er, fuhr ein bisschen mit den Bussen kreuz und quer: Stieg an einem Supermarkt aus, um sich mit Proviant zu versorgen, fuhr dann weiter in die Gegend, wo Franka wohnte, und ging zu Fuß auf die Suche nach dem Tesla.

Er fand ihn tatsächlich drei Straßen von Frankas Wohnung entfernt: schnittig, klassisches Silbergrau, getönte Scheiben, gut erhalten. Wie frisch aus dem Automobilmuseum gestohlen. Der Schlüssel passte, und wie es ihm Franka beim Frühstück geraten hatte, klebte er die Innenkamera mit einem Pflaster aus ihrer Hausapotheke ab, ehe er einstieg.

Von innen sah alles etwas ungewohnt aus. Das Ding hatte noch ein richtiges *Lenkrad* – wie drollig! Ein Oldtimer eben. Die Ladeanzeige sah gut aus. Alles ein bisschen altmodisch, aber der Autopilot war neu, nachträglich eingebaut. Klar, Autos ohne Selbststeuerung waren schon lange nicht mehr erlaubt. Immerhin, man konnte das Ding passiv schalten.

»Dann wollen wir mal«, murmelte Ahmad und schaltete den Wagen ein. Es dauerte ein paar Sekunden, bis alles einsatzbereit war, dann drückte er die Kommandotaste und sagte: »Zum Industriepark Ost.«

*»Ziel ist: Industriepark Ost«*, hauchte eine weiblich und irgendwie lasziv klingende Stimme. *»Die Route wird berechnet.«*

Gerade kam ein Robotbus, und als der vorbeigesurrt war, parkte der Tesla aus und fuhr los. Ahmad machte es sich im Sitz bequem, sah sich um. Nicht schlecht, das musste man zugeben. Und, oha, was war denn das? Im Seitenfach der rechten Tür steckte ein großformatiges Buch mit der Aufschrift *Auto-Atlas der Bundesrepublik Deutschland*. Ahmad holte das Ding heraus, schlug es auf. Tatsächlich, eine gedruckte Karte von ganz

Deutschland. Von wann, stand nirgends, aber sie stammte jedenfalls aus einer Zeit vor Beginn der Aufforstungen, denn die Naturschutzzonen waren noch nicht eingezeichnet.

Das konnte noch nützlich werden. Man hatte die Straßen und Wege, die in die Zonen führten, damals ja meistens nur gesperrt, nicht beseitigt. Womöglich half ihm der Atlas, den Weg zu diesem Knickenhagen zu finden!

Er legte den Atlas beiseite, merkte, dass er ungeduldig wurde. Der Tesla fuhr die in der Stadt vorgeschriebenen vierzig Stundenkilometer, aber es kam Ahmad viel langsamer vor. Das Auto war offensichtlich nicht für den Stadtverkehr gebaut worden. Es weckte die Lust in ihm, den Autopiloten abzuschalten und einfach aufs Pedal zu treten …

Um seine Ungeduld zu bezähmen, nahm er sich den Atlas noch einmal vor. Auch die Ruhrstadt war darin noch nicht als solche eingezeichnet, sondern nur die einzelnen Städte, aus denen sie entstanden war. Auch mindestens die Hälfte der heutigen Wohngebiete hatte es damals offensichtlich noch nicht gegeben – klar, zu jener Zeit hatten die Menschen noch bedenkenlos das freie Land zersiedelt. Auch das ließ sich aus dem Atlas ablesen: Unglaublich, wie viele kleine Städte und Dörfer es damals außerhalb gegeben hatte! Da hatten die Abbruchmaschinen ganz schön zu tun gehabt, um überhaupt den Platz für die Naturschutzzonen zu schaffen.

Endlich nahte der Industriepark. Kurz davor schaltete Ahmad den Autopiloten passiv und übernahm die Steuerung selber. Bog auf die Ausfallstraße ein, auf der fast nur automatische Lastwagen fuhren, und beschleunigte.

Holla, das Ding ging ab! Grandios. Er überholte einen Lastwagen und noch einen, und irgendwann hatte er freie Bahn, lag die Stadt endgültig hinter ihm, sauste er zwischen endlosen Feldern dahin. Außerhalb der Stadt: Da stellte er sich immer wogende Weizenfelder vor, aber davon konnte so früh im Jahr natürlich noch keine Rede sein. Agrarroboter sah er viele: große, schmutzige, hundertbeinige Maschinen, die langsam über braune Äcker krochen, den Boden auflockerten und Unkraut auszupften. In der Ferne: Silos, in allen Größen, darum herum die klobigen Bauten der Landwirtschaftsbetriebe, und sogar von hier aus hatte man den Eindruck, dass dort keine Menschenseele mehr zugange war.

Anders war es bei den verfallenden Dörfern, die er passierte: Da konnte er sich nie des Gefühls erwehren, aus mindestens einem der dunklen Fenster beobachtet zu werden, von argwöhnischen Augen hinter zerborstenem Glas.

Dass da zwischen den eingestürzten Dächern, verschimmelten Hauswänden und eingeschlagenen Türen immer noch jemand lebte.

Einbildung, sagte sich Ahmad, drückte das Pedal tiefer und sauste weiter.

Nach und nach wurden die Straßen schlechter. Es waren Straßen nach nirgendwo, die niemand mehr pflegte, wozu auch? Immer öfter musste er richtig tiefen Löchern im Belag ausweichen.

Die Äcker waren längst Wiesen gewichen, wild wuchernd, ungepflegt.

Und dann, irgendwann, tauchte am Horizont der Wald auf. Ein dunkler, grüner Strich zuerst, der rasch ausfranste in die Konturen verschieden hoher Bäume. Ein verwittertes Schild, schief am Straßenrand, warnte: *Achtung – Sie nähern sich der Naturschutzzone Teuto! Betreten verboten!*

Ahmad merkte, wie er sich unwillkürlich anspannte. Wie immer, ehe er sich in eine potenziell gefährliche Situation begab.

Die Straße schien von hier aus schnurgerade auf den Wald zuzuführen. Ein verrostetes Verkehrsschild zeigte eine Kreuzung an. Weit und breit war niemand zu sehen, kein Auto, kein sonstiges Fahrzeug, kein Spaziergänger, also machte er sich nicht die Mühe zu bremsen.

Trotzdem wurde sein Wagen langsamer, von selber, und kam mitten auf der Kreuzung zum Stehen.

»Was zum …?«, entfuhr es Ahmad.

Strom aus? Nein, die Ladeanzeige war immer noch weit im grünen Bereich.

Hatte er irgendwas falsch bedient? Er packte das Lenkrad, trat aufs Pedal – doch der Motor rührte sich nicht.

Mist. Ausgerechnet hier draußen eine Panne, und das mit einem Fahrzeug, das ihm nicht gehörte!

Aber so stehen bleiben konnte er auch nicht. Er drehte das Lenkrad nach links, in der Absicht, auszusteigen und zu versuchen, den Wagen zumindest an den Straßenrand zu schieben, aber als er dabei kurz aufs Pedal kam, fuhr das Auto klaglos an und rollte bis an die Böschung.

Und da sah er es: Auf der Karte, die der Autopilot anzeigte, gab es die Straße in den Wald gar nicht.

Ahmad starrte auf das Display, auf den roten Punkt, der seine Position darstellte und der sich eben gerade nicht auf einer Kreuzung befand, sondern auf einer T-förmigen Einbiegung. Die Straße in den Wald gab es nicht, also weigerte sich der Wagen auch, dorthin zu fahren!

Unwillkürlich musste er auflachen, weil das so absurd war. Da hatte er die ganze Fahrt über das Gefühl gehabt, das Auto voll zu beherrschen, es um Hindernisse, Schlaglöcher und zerbröselnde Stellen im Asphalt herum gelenkt, und nun sah er, dass er sich nur innerhalb eines vorgegebenen Labyrinths hatte bewegen dürfen.

Was jetzt? Das musste sich doch irgendwie austricksen lassen.

Erst mal dumm stellen. Er fuhr wieder an, rollte ein Stück die Straße nach links weiter, wendete, kam zurück, bog ab …

WOMM. Das Auto bremste, als habe er vor, sich über eine Klippe in die Tiefe zu stürzen.

Rückwärtsfahren, an den Straßenrand, das ging dann wieder.

Vielleicht ließ sich diese Sicherheitseinstellung ja ausschalten. Ahmad beugte sich über den Autopiloten, tippte sich durch alle Menüs, fand aber nichts dergleichen. Schließlich drückte er den Kommandoknopf und befahl: »Sicherheitseinstellungen ausschalten.«

*»Unbekannter Befehl«*, beschied ihn die laszive Stimme.

Ahmad öffnete das Handschuhfach, in der Hoffnung, darin ein Handbuch oder so etwas zu finden, aber vergebens, das Fach war total leer.

Half es etwas, alles auszuschalten und neu einzuschalten?

Auch nicht. Ahmad stieg fluchend aus, öffnete die Motorhaube, aber das war eher nur ein hilfloser Versuch, eine wilde Hoffnung, denn er verstand nichts von Fahrzeugen und Motoren und wie diese mit dem Autopiloten verschaltet waren. Selbst wenn er die Schaltelemente vor sich gesehen hätte – was er nicht tat, die ganzen Innereien des Autos waren unter Abdeckungen verborgen, die sich ohne Werkzeug nicht würden entfernen lassen –, hätte er trotzdem nicht gewusst, wie er den Autopiloten hätte abklemmen sollen.

Das konnte jetzt doch nicht wahr sein! Er knallte die Haube wieder zu, warf sich auf den Fahrersitz, holte den Atlas wieder hervor und versuchte, herauszufinden, wo er sich befand und wie weit es noch war bis zu diesem Knickenhagen.

Oje. Weit. Er kam auf rund achtzig Kilometer, die noch vor ihm lagen.

Unmöglich, das zu Fuß zurückzulegen. Das waren wenigstens zwei Tagesmärsche, darauf hatte er sich nicht eingerichtet!

Ein fernes Sirren drang an sein Ohr, und als er den Kopf drehte, sah er sie: eine Drohne, die offenbar entlang der Grenze zur Sperrzone patrouillierte.

Auch das noch. Er zog die Autotür zu, kippte den Sitz nach hinten und legte sich den aufgeschlagenen Atlas über das Gesicht: Damit sah er aus wie ein Autofahrer, der gerade ein Nickerchen machte, und obendrein war sein Gesicht nicht zu identifizieren. Die getönten Scheiben würden ein Übriges tun.

Doch es klang, als interessiere sich die Drohne gar nicht für ihn; sie schien in weitem Abstand vorbeizuziehen, ohne anzuhalten.

Er wartete, bis er das Sirren nicht mehr hörte, nicht einmal mehr in seiner Einbildung, dann setzte er sich wieder auf und gestand sich ein, dass sein Plan gescheitert war. Er würde dort nicht hinkommen, nicht heute jedenfalls und nicht so.

Trotzdem blieb er noch eine ganze Weile einfach sitzen. Manchmal brauchten gute Ideen ja eine Weile, bis sie auftauchten. Um ihnen die Zeit dazu zu geben, verzehrte er erst einmal die beiden Sandwiches, die er gekauft hatte, und dachte nach.

Aber weder tauchte eine gute Idee auf, noch half das Nachdenken, also schaltete er das Auto wieder ein und machte sich auf den Rückweg. Um festzustellen, dass das Fahren deutlich weniger Spaß machte, wenn man niedergeschlagen war.

Auf halber Strecke meldete sich plötzlich sein Pod.

Ahmad erschrak. Daran hatte er ja gar nicht gedacht! Dadurch, dass er seinen Pod ganz selbstverständlich bei sich trug, war sein Weg ja verfolgbar!

Er hieb auf die Kommandotaste und sagte: »Weiter in Richtung Ruhrstadt fahren!«

*»Bestätige: Übernehme die Steuerung, allgemeine Richtung: Ruhrstadt«*, sagte die Schlafzimmerstimme.

Dann ließ er das Steuerrad los, holte den Pod aus der Tasche und nahm den Anruf an.

Es war Großvater.

»Ich wollte dir nur sagen«, erklärte der in beiläufigem Ton, »dass hier gerade drei Männer waren, die nach dir gefragt haben. Allerdings kann ich nicht behaupten, dass ich sie sonderlich sympathisch fand.«

Ahmad spürte, wie sein Herz heftiger schlug. »Was für Männer? Haben sie gesagt, wie sie heißen?«

»Nein. Unhöflich, nicht wahr?«

»Und was wollten sie?«

»Mit dir sprechen. Ich hab ihnen gesagt, dass du nicht da bist, da wollten sie wissen, wo du bist. Weiß ich auch nicht, hab ich gesagt. Da sind sie wieder gegangen.«

»Wie sahen sie denn aus?«

»Also, einer hatte so einen eckigen Kopf mit ganz streng frisierten Haaren, wie man es manchmal in diesen uralten Schwarzweißfilmen sieht, und eine riesige Nase …«

Der Messermann!

»Sidi«, unterbrach Ahmad seinen Großvater, »das sind möglicherweise gefährliche Leute. Ich hätte gerne, dass du jetzt die Wohnung verlässt und zu einem deiner Freunde gehst. Oder zu deiner … *Bekannten*.« Großvater mochte es nicht, wenn er die Frau seine Freundin nannte. Freundinnen, das sei was für junge Leute, meinte er.

»Ach was«, kam zurück. »Das werde ich ganz bestimmt nicht tun. Falls sie wiederkommen, mach ich einfach nicht auf!«

»Sidi, sei bitte vernünftig. Wenn jemand rein will, dann hält ihn unsere Wohnungstür nicht auf.«

»Ich hab dich angerufen, damit du Bescheid weißt, weil sie ja schließlich nach dir gefragt haben. Nicht, weil ich Rat brauche.«

»Ich mache mir nur Sorgen um dich.«

»Das brauchst du nicht. Mein Schicksal liegt in Gottes Hand; was er will, wird geschehen.« Er räusperte sich. »Aber vielleicht wäre es eine gute Idee, wenn *du* heute woanders übernachtest.«

Damit unterbrach er die Verbindung.

Ahmad sah seinen Pod an, steckte ihn weg, starrte vor sich hin. Erst nach einer Weile fiel ihm auf, dass sich der Autopilot erstaunlich gut darauf verstand, den schlechten Stellen in den Straßen auszuweichen. Was wohl hieß, dass das Gerät beim Einbau sehr gründlich mit den Sensoren und sonstigen Funktionseinheiten des Autos gekoppelt worden war und er nicht zu hoffen brauchte, es einfach »ausstecken« zu können.

Was nun? Diese Mächte im Hintergrund, von denen er immer noch nicht den Hauch einer Ahnung hatte, um wen es sich dabei handelte, waren offenbar auf seine Aktivitäten aufmerksam geworden. Was hieß, dass sie ihn beobachteten. Zu blöd, den Pod mitzunehmen!

Irgendwo in dem Wald wuchsen diese *Bromelia braunii*-Pflanzen, die vielleicht irgendwie eine Rolle spielten, aber die Frage, wie er dahin gelangen

sollte, musste er erst einmal hintanstellen. Im Moment war die Frage dringlicher, wohin er sich jetzt wenden sollte.

Nicht nach Hause, das war klar. Garantiert stand der Messermann oder einer seiner Freunde dort schon Wache.

Zu Franka natürlich auch nicht. Das kam gar nicht infrage; damit würde er sie nur in Gefahr bringen.

Dasselbe galt für seinen Bruder.

Er konnte in ein Hotel gehen, aber wenn sie Zugriff auf die staatlichen Datenbanken hatten, dann würden sie ihn dort spielend leicht finden. Die Hotelaufenthalte verdächtiger Personen abzufragen, das hatte er selber schon unzählige Male getan; von daher wusste er auch, dass man einen Alarm schalten konnte, der einen automatisch benachrichtigte, wenn eine gesuchte Person sich in einem Hotel einbuchte.

Und wenn er Clemens um Hilfe bat? Der würde ihn sicher aufnehmen. Sie würden ihn wahrscheinlich auch dort finden, aber vielleicht würden sie es nicht wagen, in die Wohnung eines Polizisten einzudringen.

Das war eine Möglichkeit. Wohl war ihm nicht dabei, aber versuchen konnte er es. Besser, als unter einer Brücke zu schlafen. Doch, das war eine Möglichkeit.

Und dann, gerade als er sich in dem Bewusstsein, eine Lösung gefunden zu haben, entspannte, kam ihm eine andere, verwegene, viel bessere Idee.

Kurz bevor er die Stadt erreichte, präzisierte Ahmad das Fahrziel: zum Universitätsplatz solle der Wagen fahren.

Dort gab es genügend Parkmöglichkeiten, was wichtig war, denn er konnte das Auto ja nicht losschicken, sich selber einen Parkplatz zu suchen. Dazu waren die meisten Autopiloten zwar imstande, der hier wahrscheinlich auch, doch sie meldeten ihren neuen Standort an den Pod ihres Besitzers, und der war ja in China.

Wichtiger aber war, dass er damit gewissermaßen auf neutralem Boden hielt. Wohin er sich von dort aus wenden würde – wie wollte das jemand wissen? Die Innenstadt mit ihren Kneipen, Hotels und Bordellen lag genauso nahe wie drei Wohngebiete, wo Leute wohnten, von denen seine Verfolger womöglich wussten, dass er sie kannte.

Nur die Universität, die dem Platz ihren Namen gegeben hatte, war längst nicht mehr da. Wie deren alte Gebäude einst ausgesehen hatten, sah man nur noch auf den Bildern in den erklärenden Tafeln vor den Rabatten.

Der schwierigste Teil war, den Pod aufzugeben.

Der Wagen kam an, parkte ein und erklärte, das Ziel sei erreicht. Ahmad schaltete ihn aus, holte seinen Pod aus der Tasche, wog ihn in der Hand. So schwer hatte er sich das nicht vorgestellt. Er war so an dieses Ding gewöhnt! Sein Leben lang trug er es schon mit sich herum – nun, natürlich nicht dieses, das war relativ neu, aber eben einen Pod, das Universalwerkzeug, um in der Welt zurechtzukommen, sein Geldbeutel, sein Ausweis, sein Fahrschein, sein Türschlüssel, sein Telefon, sein Lexikon, sein Briefkasten, seine Kamera …

Doch es war eben auch ein Peilsender. Notwendigerweise, denn das Netz musste ja wissen, wo er war, wenn ihn jemand erreichen wollte. Dadurch aber ließ sich jeder seiner Schritte nachverfolgen.

Er beugte sich zum Handschuhfach hinüber, legte den ausgeschalteten Pod hinein, klappte es zu.

Es fühlte sich an, als schnitte er sich ein Körperteil ab.

Gut, aber es musste eben sein. Ahmad stieg aus, schloss den Wagen ab. Den Schlüssel dazu würde er behalten, bis es wieder ungefährlich war, seinen Pod zurückzuholen – oder unumgänglich.

Dann marschierte er los. Ohne Pod Bus zu fahren ging zwar, wenn man sich an einer Pflichthaltestelle die Beine lang genug in den Bauch stand, aber ab jetzt war es besser, den Überwachungskameras aus dem Weg zu gehen.

Ein ganz hübscher Fußmarsch, den er sich da vorgenommen hatte. Zwischendurch kam er sich immer wieder schrecklich nackt vor – zum Beispiel, als er einen Robotimbiss passierte, aus dem es verlockend duftete, und ihm einfiel, dass er ja jetzt nichts bezahlen konnte, *überhaupt* nichts!

Es dämmerte schon, als er sein Ziel erreichte: die »grüne Beule«, das Hochhaus, in dem Günter Leventheim gelebt hatte und gestorben war. Er näherte sich dem Haus auf genau demselben Weg, den der Messermann genommen hatte: von hinten her, zwischen ein paar traurigen Büschen hindurch – sie hatten diesen Weg damals eindeutig rekonstruiert, auch ein paar Fußspuren gefunden, die sich nur leider als unbrauchbar erwiesen hatten.

Ahmads Vorteil war, dass er, anders als der Messermann, genau wusste, welchen Blickwinkel die Türkamera hatte und dass es gar nicht nötig war, sie zu blenden. Er näherte sich der Tür von der Seite und wartete. Es dauerte nicht lange, bis jemand herauskam, ein beleibter, niedergedrückt wirkender Mann, der davonstapfte, ohne ihn zu bemerken oder sich auch nur noch

einmal umzudrehen. Ahmad nutzte die Gelegenheit und schlüpfte ins Haus, ehe die Tür wieder ins Schloss fiel.

Drinnen nahm er die Treppe. Er stieg bis in den fünften Stock hoch und überlegte dabei angestrengt, was er eigentlich sagen sollte, wie er sein Anliegen vorbringen sollte, um nicht gleich rausgeworfen zu werden.

Vielleicht war das hier doch keine so gute Idee gewesen.

Aber nur war er schon einmal da, also klingelte er auch – bei Erik Mitschernich.

Es tat sich gar nichts. Aha. Wahrscheinlich hockte dieser Erik mal wieder unten bei Basir, die beiden warfen irgendwelche Drogen ein und redeten seltsames Zeug. Womit der Plan, seinen Bruder aus der Sache rauszuhalten, gescheitert war …

Ahmad wollte sich gerade abwenden, als etwas hinter der Tür rumpelte. Dann wurde sie aufgerissen, und Erik streckte den Kopf heraus – unrasierter als sonst, die Haare wirr und waschbedürftig, irgendwie hektisch wirkend. Seine Augen schienen aufzuleuchten, als er Ahmad erblickte.

»Ah, der Bruder von Basir!«, rief er aus. »Ich hab mich schon gefragt, wann du kommst. Komm rein, komm rein!«

»Du hast … *was*?« Ahmad musterte ihn misstrauisch, überlegte fieberhaft, über welche Kanäle dieser Mann mit den Mächten im Hintergrund in Verbindung stehen und von seinem Kommen gewusst haben mochte.

»Na, unser *Deal*!«, sagte Erik und winkte ungeduldig. »Komm endlich rein, ich muss zurück in die Küche, sonst brennt das Essen an.«

Ahmad trat zögernd über die Schwelle, schloss die Wohnungstür hinter sich, und einen Moment lang wurde ihm ganz schwach in den Knien, als er die Düfte roch, die die kleine Wohnung erfüllten: Düfte nach Knoblauch, nach Tomate, nach Gemüse, nach Kräutern, nach Wein …

Er zog seine Jacke aus, verstaute die Pistole rasch in einer der Innentaschen. Dann ging er dem Duft nach und kam in die Küche.

»Ich koch gerade eine Ratatouille«, erklärte Erik, eine Unmenge kleingeschnittener Paprika in einen riesigen Topf rührend. »Hast du Hunger? Ich mach mir immer vier Portionen auf einmal, weißt du, dann muss ich drei Tage lang nur aufwärmen. Das ist praktisch.« Er wischte sich die Hände an einem schmutzstarrenden Handtuch ab, öffnete ein Schrankfach voller bunt zusammengewürfeltem Geschirr. »Wie sieht’s aus?«

»Ja«, sagte Ahmad seufzend. »Gerne.«

Erik deckte den Tisch, der im Wohnzimmer am Fenster zum Balkon stand. Seine Wohnung glich der Basirs aufs Haar, war nur spiegelverkehrt gebaut – und wesentlich aufgeräumter.

»Ähm … du bist Moslem, oder?«, fragte er, während er Gläser auf den Tisch stellte. »Ich frag wegen dem Wein.«

»Schon in Ordnung«, sagte Ahmad. »Ich sündige nicht nur, was das anbelangt.« Schon beim Anblick des frischen Fladenbrots, das Erik hinstellte, lief ihm das Wasser im Mund zusammen.

»Ehrlich gesagt hatte ich zwischendurch das Gefühl, du hättest unseren Deal ganz vergessen«, erklärte Erik und kehrte in die Küche zurück. Von dort rief er: »Aber dann hab ich mir gedacht, nee, nee, das lässt ihn bestimmt nicht ruhen. Wahrscheinlich hat er nur grade viel zu tun, aber hey, eine Alienbasis! So etwas vergisst man doch nicht, oder?«

Ahmad wollte der Unterkiefer herunterklappen; er konnte sich gerade noch beherrschen. Also *deshalb* hatte Erik ihn erwartet! »Ähm, ja«, rief er und ließ seinen Blick über die Wohnzimmereinrichtung schweifen. Zwei Bücherregale, kein TV-Gerät, dafür ein dicker Lesesessel, der aussah, als sei er hundert Jahre alt. Ein Tisch am Fenster, drei Stühle. Keine Couch. Konnte womöglich hart werden, hier zu übernachten. »Ich hatte eine Menge zu tun, das stimmt.«

»Ich bin gleich so weit«, erwiderte Erik. »Nur noch die vorgegarten Auberginen drauf, dann kann das einfach eine halbe Stunde simmern.«

»Ich hab’s nicht eilig.« Ahmad legte den Kopf zur Seite, studierte die Rücken der Bücher, die in den beiden Regalen standen. Es waren alles alte Bücher, traditionell gebunden, zerlesen, manche fast am Zerfallen: Bücher über Autotechnik, Computer, Programmierung, künstliche Intelligenz, aber auch über Geheimdienste, Spionage, Geschichte, Ernährung, Spiritualität, Meditation, Drogen, Raumfahrt … und Aliens. Eine *Menge* Bücher über Aliens.

In der Küche klapperte es. Ein schwerer Deckel, der auf den Topf gesetzt wurde. Geräusche, wie die Spülmaschine befüllt wurde.

Ahmads Blick fiel auf einen Bilderrahmen zwischen den beiden Regalen, der einen uralten Zeitungsausschnitt enthielt. Er stammte vom 2. April 2031 und berichtete von Auseinandersetzungen zwischen *Anhängern des fortschrittsfeindlichen Professors Ludinger* und der Polizei. Auf dem Foto waren zwei Polizisten abgebildet, und einer davon sah zu Ahmads Verblüffung fast so aus wie …

»Bist du das?«, fragte er, als Erik mit einer Weinflasche und einem Öffner ins Wohnzimmer kam.

»Ja«, sagte er knapp.

»Dann warst du ja tatsächlich mal bei der Polizei.«

»Hab ich doch gesagt.«

Ahmad räusperte sich. »Schon. Aber als ich in der Datenbank nachgeschaut habe, hab ich dich nicht gefunden.«

Erik lachte nur. »Na logisch. Die löschen einen schon gründlich, wenn sie wollen.«

Ahmad betrachtete das vergilbte Foto noch einmal. »Wie alt warst du da?«

»Oh, zwanzig, einundzwanzig, so um den Dreh. Hab's dann noch drei Jahre ausgehalten. Aber irgendwann war's ein Drogentoter zu viel, den ich irgendwo auflesen und wegschaffen musste, still und leise, damit das schöne Lied von der großen Freiheit nicht gestört wird … Da hab ich hingeschmissen und meine Wünsche lieber ans Freiheitsgeld angepasst.« Er hatte nebenher die Flasche geöffnet, stellte sie auf den Tisch, hob den Korken hoch. »Wusstest du, dass Weinkorken früher aus *richtigem* Kork bestanden haben? Das ist irgendein Naturprodukt, die Rinde von Korkeichen oder so. Hab ich neulich gelesen. Krass, oder?«

»Wusste ich nicht«, gab Ahmad zu. Es verblüffte ihn auch. »Wie hat man das denn dann recycelt?«

»Gar nicht, schätze ich.« Erik machte eine wegwerfende Handbewegung. »Du weißt doch, wie die früher drauf waren. Alles wegwerfen, wegwerfen, wegwerfen. Bis sich der Müll zu Bergen türmt.« Er stellte den Plastikverschluss neben die Flasche, rieb sich die Hände. »Also, die Koordinaten der Alienbasis … Am besten, ich zeig's dir auf einer richtigen Karte.«

Er öffnete ein abgestoßenes altes Büfett, das *auch* noch voller Bücher und Zeitschriften lag, und holte eine zusammengefaltete Landkarte heraus. Er hatte etliche davon, sah Ahmad.

»Die Karten, die uns die Computer zeigen, sind alle manipuliert«, erklärte er, während er die Karte auf dem freien Teil des Tischs ausfaltete. »Ich weiß nicht, ob dir das schon mal aufgefallen ist. Es gibt ja heutzutage keine gedruckten Karten mehr zu kaufen, und nach solchen alten muss man mühsam auf Flohmärkten und so weiter suchen, da fehlt den meisten Menschen die Vergleichsmöglichkeit.«

»Doch, doch«, sagte Ahmad. »Ist mir schon aufgefallen.«

Er beugte sich neben Erik über die Karte. Sie war in einem genaueren Maßstab gehalten als der Autoatlas in Leandros Schmidts Wagen, und sie war moderner; die Naturschutzzone Teuto war bereits eingezeichnet, allerdings erst als *geplant*, und gestrichelte Linien mit Jahreszahlen zeigten an, wie deren allmähliche Ausdehnung beabsichtigt gewesen war.

»Also«, sagte Erik in einem Ton, als erwarte er, dass ein Trommelwirbel einsetzte, »der Alienstützpunkt liegt genau … hier.« Damit legte er den Finger auf einen Punkt unweit eines Sees mitten im Waldgebiet.

Kaum fünfhundert Meter entfernt von einem kleinen schwarzen Punkt, neben dem *Knickenhagen* stand.

Das wurde ja immer interessanter.

»Der Grund, warum sie die Basis hier gebaut haben«, fuhr Erik fort, »ist meiner Ansicht nach diese Sandsteinformation hier, die einen ziemlich eindeutigen Orientierungspunkt darstellt.« Er tippte auf ein krakeliges Symbol am Ufer des Sees, neben dem *Ext. Steine* stand. »Mit der Technologie, die die Aliens haben, lassen die sich vermutlich sogar aus dem All identifizieren. Ideal also.«

»Und das hast du mit einem GPS-Gerät herausgefunden?«, hakte Ahmad nach. »Das dein Maurerfreund dabei hatte?«

»Genau. Ist eins mit Aufzeichnung. Ich konnte also den ganzen Weg nachvollziehen, den er genommen hat. Schau her.« Sein Finger wanderte nach Süden, zu einem Dorf, das schon keinen Namen mehr hatte, sondern nur noch den Vermerk *aufgegeben* trug. »Hier haben sie übernachtet. Das ist so eine Art Versorgungsstation für die Basis. Hier wohnen die Leute, die gerade für die Station arbeiten. Hier werden Vorräte gelagert, Werkzeug, Material aller Art. Es gibt eine Kantine, einen Freizeitbereich mit Billard, Computerspielen, Kegelbahn, einen Fußballplatz gibt’s auch … Sieht man hier natürlich alles nicht, die Karte ist ja viel älter. Ja, und hingefahren sind sie über diese Route hier.« Er fuhr mit dem Finger eine Strecke nach, die einen Bogen weit in den Süden schlug, ehe sie nach Ruhrstadt zurückführte; eine ganz andere Route als die, die Ahmad heute zu fahren versucht hatte.

»Aber GPS-Geräte«, wandte er ein, »die funktionieren doch in Naturschutzzonen gar nicht. Sagt man jedenfalls. Weil es dort keine Funkmasten mehr gibt.«

Erik lächelte überlegen. »Für moderne GPS-Geräte stimmt das auch. Aber ich hab noch ein altes, das sich an den alten Satelliten orientiert. Das

funktioniert überall auf der Welt.«

»An den Satelliten? Die gibt’s doch nicht mehr.«

»Doch, doch. Ein paar sind ausgefallen, aber es tun noch genug. Ist nicht mehr so genau, dass man Autos darüber steuern möchte – vor allem ist es nicht schnell genug –, aber es geht. Noch jedenfalls. In zehn Jahren kann das ganz anders aussehen.«

»Verstehe«, sagte Ahmad und weigerte sich trotzdem, zu glauben, dass das alles etwas mit Aliens zu tun hatte. Selbst wenn es welche gab: Was sollten die denn da wollen?

Gleichwohl war die Übereinstimmung mit der Pollenspur merkwürdig. Und dieser Erik gar kein *so* durchgeknallter Typ, wie er bisher geglaubt hatte. Im Gegenteil, der wusste eine Menge Dinge, die die wenigsten wussten.

Ahmad beschloss, ihm alles zu erzählen.

Sie saßen am Tisch, aßen Ratatouille und frisches Brot, tranken Wein, und Ahmad erzählte Erik, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte, es für sich zu behalten, alles: von dem Mann, der ihn mit dem Messer angegriffen und beinahe getötet hätte, von den Morden an Havelock und Leventheim und von deren Plänen, vom Fund der Speicherkarte und seinen gescheiterten Versuchen, das Video ins Netz zu stellen, und schließlich von seinem Versuch, der Pollenspur zu folgen, der auch gescheitert war.

»Klar, du kannst hier pennen«, sagte Erik. »Kein Problem. Ich hab ’ne Instant-Inflate-Matratze für solche Fälle. Und Bettwäsche und alles.«

Draußen war es längst tiefste Nacht. Auf dieser Seite des Gebäudes, von der Straße abgewandt, wurde es viel dunkler, als Ahmad das von der Wohnung seines Bruders her kannte. Nur ein Dimmlicht auf dem Fenstersims beleuchtete ihr Mahl, das Ahmad so gut geschmeckt hatte wie schon lange nichts mehr.

Erik leerte die Weinflasche vollends, verteilte den Rest auf ihre Gläser. Bei dem schwachen Licht sah der Wein aus wie Blut.

»Das mit dem Video ist klar, wieso das so lief«, meinte er dann, Ahmad zuprostend.

»Ah ja?« Ahmad trank einen Schluck, stellte das Glas wieder ab. Allmählich merkte er den Alkohol. »Mir nicht.«

»Du hast gesagt, die hätten aus Leventheims Wohnung die Kamera und sämtliche Datenträger mitgenommen.«

»Ja. Genau. Es war nur Papier da. Aber davon jede Menge.«

»Also«, fuhr Erik fort, »hatten sie das Video auch.«

Ahmad hob die Augenbrauen, musste nicken. »Stimmt.«

»Und dieses Video haben sie dem Uploadfilter als Original angemeldet. So, wie man es mit Spielfilmen und so weiter macht.«

»Dem Uploadfilter.«

»Ja, klar. Alles, was du ins Netz hochlädst, wird erst geprüft, ob es gegen irgendwelche Gesetze verstößt oder bestehende Urheberrechte verletzt. Nur wenn das alles nicht der Fall ist, geht der Upload durch.« Erik ließ den Wein in seinem Glas kreisen. »Dazu sind Anbieter aller Art gesetzlich verpflichtet. Zu dieser Prüfung, meine ich.«

Ahmad ließ sich das durch den Kopf gehen. »Du sagst, *der* Uploadfilter. Gibt’s da bloß einen?«

»Theoretisch kann das jedes Portal machen, wie sie’s für richtig halten. Aber in der Praxis nutzen die alle denselben Dienst, weil der fast nichts kostet. Also: Ja, praktisch gibt es nur einen einzigen Uploadfilter.«

»Ein Türsteher also für alles, was ins Netz will.«

»So ist es. Damit die Braven alle unter sich sein können.« Er trank einen Schluck. »Es gibt natürlich immer noch eine Art Unterwelt im Netz, aber da sind halt dann die Bösen unter sich. Die, die nicht so sind, wie die Regierungen ihre Bürger gern hätten.«

»Könnte ich das Video dorthin laden?«, fragte Ahmad.

»Klar. Bloß wozu? Da predigst du nur den Bekehrten.«

Ahmad überlegte. »Und wenn man das Video ein bisschen verändern würde? Es beschneidet, kürzt, Teile umstellt, es spiegelt, irgendwie so was? Keine Ahnung, wie man das macht, aber ich weiß, dass es geht.«

»Ja, klar, lässt sich auf jedem handelsüblichen Tablet hinpfuschen. Bloß bringt das nichts. Vor zwanzig Jahren hätte das noch funktioniert, aber heute sind bei dem Uploadfilter KIs am Werk, die du mit solchen Mätzchen nicht mehr irritieren kannst. Die erkennen ein Duplikat genauso gut wie ein Mensch oder noch besser.«

Ahmad starrte in den sanft flackernden Schein des Dimmlichts. »Das heißt, die Idee mit dem Video kann ich vergessen.«

»Darauf läuft’s raus.«

»Dann bleibt mir nur eins – ich muss es schaffen, in die Naturschutzzone zu kommen, und nachsehen, was dort vor sich geht.«

Erik prostete ihm zu. »Guter Entschluss. Ich kann dir übrigens helfen hinzukommen.«

# Kapitel 40

*Freitag, 11. April 2064*

»Ein Motorrad?«

Der Freitagmorgen war ein Morgen der Überraschungen. Überraschend war, wie gut Ahmad auf der sich selbst entfaltenden Matratze geschlafen hatte: tief und traumlos. Überraschend auch, wie lustig es aussah, wenn sich die Matratze von selber wieder einfaltete, zu einem Paket, das kaum größer war als ein zusammengelegter Pullover. Überraschend auch, wie gut er sich nach der Dusche fühlte, was wesentlich damit zusammenhing, dass Erik einen hervorragenden UV-Auffrischer besaß, der Ahmads Unterwäsche derweil so gut behandelt hatte, dass sie sich anfühlte wie neu.

Und nun standen sie, nach einem ausgedehnten Frühstück, auf dem Erik beharrt hatte, in dessen Keller, der zugleich eine der wenigen Garagen des Hochhauses war, und bestaunten einen chromglänzenden Boliden von einem Motorrad.

»Der Motor hat einhundertneun Kilowatt und erbringt ein Drehmoment von bis zu zweihundertzwanzig Newtonmeter«, erklärte Erik, das schimmernde Aggregat tätschelnd. »Damit beschleunigst du in zweieinhalb Sekunden auf hundert Sachen. Spitze liegt bei zweihundertvierzig. Ein Geschoss.«

»Wow«, sagte Ahmad. »Und wie weit komme ich damit?«

»Weit genug.« Die liebkosende Hand wanderte zu einem dicken, windschnittig geformten Block. »Das ist eine Hochleistungsbatterie, wie man sie auch in Flugtaxis verwendet. Fünfhundert Kilometer sind gar kein Problem.«

»Flugtaxis?«, wiederholte Ahmad, der sich gerade nicht sicher war, ob er das alles nicht nur träumte. »Gibt’s die eigentlich wirklich? Ich hör immer nur davon, aber gesehen hab ich noch nie eins.«

»Doch, doch, die gibt’s. Die können sich Leute wie du und ich nur nicht leisten.«

Ahmad musste die Augen fest zusammenkneifen und wieder öffnen, um das Gefühl von Irrealität zu vertreiben. »Aber das Ding hier gehört dir?«

»Im Moment, ja. Hab’s gebraucht gekauft – man könnte auch sagen: kaputt – hab’s hergerichtet und werd’s wieder verkaufen.«

»Und du leihst es mir, damit ich in die Naturschutzzone fahren kann.«

»Unter der Bedingung, dass ich erfahre, was du dort vorfindest.«

Ahmad musterte den grauhaarigen Kerl, der gut doppelt so alt sein musste wie er. »Wieso bist du eigentlich nicht längst selber dorthin gefahren? Wenn dich das so interessiert?«

Erik lachte auf. »Weil ich ein Feigling bin! Deswegen.« Er trat einen Schritt zurück, betrachtete Ahmad. »Ich meine – schau *dich* an. Ein Schrank von einem Mann, mehr Muskeln im Unterarm als ich am ganzen Leib, durchtrainiert und voll im Saft der Jugend: *So* muss jemand aussehen, der es mit den Aliens aufnehmen kann. Mich würden die im Nu überwältigen, und am Ende würde ich auf dem Seziertisch landen oder gleich in einem Gärbottich.«

»Okay, andere Frage.« Ahmad zeigte auf das Motorrad. »Wird mich das nicht genauso ausbremsen, sobald ich an die Sperrzone komme, wie der Tesla?«

»Nein, wird es nicht«, erklärte Erik. »Das ist ja der Kniff an der Sache. Wenn du ein Fahrzeug von mir kaufst, dann ist das immer eins, bei dem du die Überwachung ausschalten kannst.«

»Aber das fällt doch auf! Die Überwachungskameras in der Stadt fragen bei allen Fahrzeugen, die sie ins Bild kriegen, die ID ab. Und wenn ein Fahrzeug kein Signal abgibt, lösen sie Alarm aus.« Der in der Regel mit einer kostenpflichtigen Verwarnung endete, weil sich meistens herausstellte, dass es sich nur um technisches Versagen handelte.

Erik grinste breit. »Ja, weiß ich. Aber das ist ein lösbares Problem. Moment, ich zeig’s dir.«

Er winkte Ahmad heran und öffnete dann eine Klappe, die auf den ersten Blick nicht als solche erkennbar war, sondern aussah wie ein Teil des Firmenlogos. Darunter war ein unscheinbarer Schalter mit drei Positionen: N, T, O. Eingestellt war er auf N.

»N heißt Normalbetrieb«, erläuterte er. »Das heißt, das Motorrad gibt seine echte ID ab, unter der es angemeldet ist, versichert ist, Steuern zahlt

und so weiter. Das ist gewissermaßen die Braver-Bürger-Einstellung. Aber in deinem Fall ist es zu gefährlich, ein braver Bürger zu sein, denn hinter dem braven Bürger sind sie immer her, wissen wir ja. Deswegen stellen wir den Schalter auf T.«

Er schob ihn eine Raste weiter.

»T steht für Tarnmodus. Was jetzt passiert, ist Folgendes: Sobald du fährst, schnappt sich das Gerät in regelmäßigen Abständen die ID von Fahrzeugen, die dir *entgegenkommen* – dass dir jemand entgegenkommt, das kann man messen anhand der Verkürzung der Antwortzeiten während der Abfrage, klar?«

»Klar«, behauptete Ahmad, obwohl er nur eine verschwommene Vorstellung davon hatte, wovon Erik sprach. Unwichtig, er musste ihm sowieso vertrauen.

»In der Weiterfahrt sendet das Motorrad diese fremde ID zurück, wenn es abgefragt wird, und das so lange, bis es wieder eine neue ID aufschnappt.« Er winkte ab. »Tatsächlich ist es noch ein bisschen komplizierter. Ich hab da einen Stack aus mehreren IDs drin, der first-in-first-out abgearbeitet wird, damit die Distanzen groß genug werden zwischen Original und Fälschung … Egal, das ist jedenfalls das Prinzip: Du gibst dich als jemand anders aus, und außerdem wechselt deine Identität alle zwanzig Sekunden oder so.«

»Ah«, machte Ahmad verstehend. »Und falls jemand von der Polizei zufällig die Bewegungsdaten eines dieser anderen Fahrzeuge abfragt, wird man diese Meldungen, die an ganz anderer Stelle stattfinden, als Messfehler ausfiltern.«

»Du hast es erfasst.« Erik grinste. Das Ganze gefiel ihm sichtlich. »Aber wenn du ins Sperrgebiet fährst, *dann* wäre es ratsam, den Transponder komplett abzuschalten. Dafür ist die dritte Position da – O wie OFF.«

Ahmad nickte. »Genial. Echt clever.«

»Seit Jahren bewährt.« Erik zog eine Schlüsselkarte aus der Hemdtasche und legte sie ihm in die Hand. »Bring mir das Schätzchen heil zurück, wenn es irgend geht.«

»Ich werd mich bemühen.« Ahmad sah an sich herab. »Aber so kann ich nicht fahren. Ich brauche mindestens einen Helm. Und einen Nierengurt. Knieschützer.«

»Kein Problem«, sagte Erik und öffnete einen metallenen Wandschrank, in dem eine eindrucksvolle, grün-braune Ganzkörpermontur aus Synthleder hing. »Ich lass dich natürlich nur bestens ausgerüstet fahren.«

Dieser Tag, dachte Lina immer wieder, dieser Freitag, der 11. April, fühlte sich an wie der Tag, an dem endlich alles gut wurde.

Ihre neue Wohnung empfing sie mit Sonnenschein, mit hellen, lichtdurchfluteten Räumen und einer schönen Aussicht auf die Stadt. Auch die Möbel, die dazugehörten, waren hübsch – modern, und vor allem: ganz neu. Wie die Wohnung auch. Man hatte den Eindruck, noch zu riechen, dass sie »frisch aus dem Drucker« kam, wie man so sagte.

Der Umzug war insgesamt keine große Affäre gewesen. So viele Sachen besaßen sie ja nicht, die hatten sie schnell in Kisten gepackt gehabt. Die Umzugsfirma hatte zwei Trageroboter geschickt, und sie hatten nur zuzusehen brauchen, wie die alles auf den Wagen packten. Und hier die Treppen hochtrugen, bis in den vierzehnten Stock; das hätten sie ungern selber machen müssen.

Das schwerste Teil war die Matratze gewesen, ein Geschenk der Oase, das sie hatten mitnehmen dürfen. »Jeder, der einzieht, bekommt eine neue von uns«, hatte Frau Vogt erklärt, »also, was sollte ich mit einer gebrauchten anfangen?« Die Managerin war eigens gekommen, um sich zu verabschieden, und es schien ihr richtig leidzutun, dass sie gingen. Sie sagte mindestens zweimal zu Valentin, wie schwer es sein würde, einen Ersatz für ihn zu finden.

Lina hatte ihre Gedanken zu diesem Thema lieber für sich behalten. Nämlich, dass es sowieso besser war, wenn sie niemanden mehr fand für einen Job, der mit so perversen Anforderungen verbunden war.

Aber das war jetzt alles Vergangenheit. Heute begann ihr neues, ihr *richtiges* Leben. Ein Leben, das damit anfing, dass sie ihre Kisten auspackten, für jedes Ding einen Platz suchten und eine Liste aufstellten, was ihnen fehlte und was sie im Lauf der Zeit anschaffen mussten. Besprachen, wie sie die Wohnung einrichten wollten. Diese neuen Grundrisse waren überraschend vielseitig zu nutzen; da hatte sich jemand wirklich was gedacht.

Wobei womöglich einfach eine KI dahintersteckte, die alle Erfahrungen aus Jahrhunderten der Wohnarchitektur aufgenommen und zu diesem Plan verdaut hatte: Hörte man ja immer wieder, dass das so lief heutzutage.

»Das hier«, sagte Lina irgendwann zu Valentin, »wird das Kinderzimmer. Und bis es so weit ist, darfst du hier deine Trainingsgeräte reinstellen.«

Valentin nahm sie in den Arm, zog sie an sich. »Und wenn wir das mit den Trainingsgeräten überspringen und uns gleich ins Zeug legen?«

Lina las in seinen dunklen Augen, dass er sie immer noch liebte. »Soll mir recht sein«, sagte sie.

Sie küssten sich. Alles war gut.

Das Motorrad war eine Rakete. Gut, dass es über eine Geschwindigkeitsautomatik verfügte, sonst hätte er ständig die erlaubte Höchstgeschwindigkeit überschritten.

Motorräder waren extrem selten in der Stadt. Ahmad traf kein zweites, und als ihm das auffiel, versuchte er sich zu erinnern, wann er das letzte Mal eines gesehen hatte: keine Erinnerung. Kein Wunder, dass sich Leute umdrehten und ihm nachschauten.

Und gut, dass er einen Helm mit verdunkeltem Visier trug.

Eine Ewigkeit, seit er das letzte Mal Motorrad gefahren war. Als er den Schein gemacht hatte, danach zwei, drei Mal mit der Maschine eines Freundes, der kurz darauf weggezogen war, und für ein eigenes Motorrad hatte das Geld nie gereicht. Oder besser gesagt, andere Dinge waren ihm wichtiger gewesen.

Er nahm denselben Weg wie am Tag zuvor, überließ sich aber, was die Beschleunigung anbelangte, ganz der Automatik: Auf keinen Fall wollte er von den Kollegen von der Verkehrspolizei angehalten und überprüft werden. Nicht nur, weil er seinen Pod nicht bei sich hatte und sich folglich nicht ausweisen konnte. Das war zwar peinlich, aber durch einen schnellen Fingerabdruck-Check zu ersetzen; seine Abdrücke waren ja hinterlegt, Pflicht für Polizeianwärter. Bloß würde dann herauskommen, dass seine Fahrberechtigung für Motorräder dieser Leistungsstufe gar nicht reichte; er durfte eigentlich nur diese kleinen, sirrenden Dinger fahren, die im Volksmund »Hornissen-Klasse« hießen.

Also fuhr er so gemächlich wie möglich und wartete mit dem Aufdrehen, bis er die Stadt hinter sich hatte.

Dann aber! Unwillkürlich jauchzte er auf, als er dem Motorrad die Sporen gab und das Ding abzischte wie ein Pfeil, der von einer Sehne schnellt. Junge, Junge. Ein Bolide. Ein Monster. Und der Motor unter ihm kreischte wie ein Düsentriebwerk, ganz anders als diese kleinen Bikes, die sich anfühlten, als säße man auf einer durchdrehenden Nähmaschine.

Eine Weile raste er dahin, zwischen Äckern, auf denen erstes Grün spross, und Wiesen voller Solarzellen, und genoss das erregende Gefühl von Kraft und Macht, das ihm die Maschine vermittelte. Alles schien ihm

möglich. Er war ein Geschoss, abgefeuert auf das Herz des Geheimnisses, dazu bestimmt, alle Schleier zu zerfetzen, die es umgaben, und genau dort aufzuschlagen, wo es Antworten auf alle Fragen gab …

Irgendwann aber, als die unheimlichen Ruinendörfer hinter ihm lagen und der Wald in Sicht kam, rief er sich zur Ordnung und ging mit der Geschwindigkeit wieder herunter. Sah sich immer wieder um, während er den Schlaglöchern und Schotterstellen auswich.

Kam der Kreuzung immer näher, an der er das letzte Mal gescheitert war.

Dann lag sie vor ihm. Er hielt an, im Schatten eines alten Baums, vielleicht noch vier-, fünfhundert Meter von der Stelle entfernt, nahm den Helm ab und lauschte, auf Fahrzeuge, auf Drohnen in der Ferne.

Nichts. Nur Naturgeräusche – Wind, der in den Zweigen über ihm rauschte, das Summen von Insekten, Vögel, die Laute von sich gaben, die wie Warnungen klangen, Warnungen vor ihm womöglich.

Er beugte sich vor, öffnete die versteckte Klappe, stellte den Schalter von T auf O. Dachte an Franka, die sich so ein ähnliches Gerät in ihr Auto hatte einbauen lassen. Von wem? Er würde sie mal danach fragen. Irgendwann.

Jetzt war bloß wichtig, dass *er* so ein Ding hatte. Jetzt war bloß wichtig, die Sperrlinie zu passieren. Er setzte den Helm wieder auf, rückte sich zurecht, schaltete das Motorrad wieder ein. Die Ladeanzeige sah großartig aus. Als könne er noch mindestens bis Prag fahren. Oder bis Wien. Oder Budapest. Er holte tief Luft, rollte behutsam an, fuhr so gemächlich, wie er es aushielt, auf die Kreuzung zu.

Erreichte sie, hielt an. Sah nach links und rechts. Nichts. Drehte wieder sanft am Regler und rollte weiter, geradeaus.

Passierte die Kreuzung …

Und fuhr weiter. Fuhr einfach weiter! »Ha!«, schrie Ahmad auf und gab Strom, ließ das Motorrad dahinschießen, so schnell es die schmale, gerade Straße zuließ. Er wollte zwischen den Bäumen verschwunden sein, ehe eine Drohne auftauchte.

Ein Aufblitzen weiter vorn warnte ihn, gerade noch rechtzeitig. Ein Maschendrahtzaun, genau da, wo sich die ersten schmalen Bäume tapfer reckten. Wäre heute nicht so ein sonniger Tag gewesen, er hätte ihn nicht bemerkt. So konnte er gerade noch bremsen.

Das Geflecht war an die drei Meter hoch und trug obendrauf Stacheldraht. Erik hatte ihn gewarnt, dass mit so etwas zu rechnen war. Ahmad brachte das Motorrad zum Stehen, schaltete es aus, stieg rasch ab und

bockte es auf. Dann holte er die Schneidezange aus dem Gepäckfach und begann, das Drahtgeflecht von oben nach unten durchzuzwicken.

Nur die beiden dünnen Signaldrähte nicht, die waagrecht eingewoben waren, einer in Kniehöhe und einer in Brusthöhe. Dafür hatte Erik ihm ein paar mit Kabeln verbundene Klemmen mitgegeben und eine genaue Anweisung, was er damit zu tun hatte.

Gerade als Ahmad die Klemmen nebeneinander auf den oberen Draht setzte, hörte er in der Ferne ein helles Summen: eine Drohne auf Patrouille!

Jetzt schnell. Er schnitt entschlossen zwischen den beiden Klemmen durch, hob das Kabel, das sie verband und den Signalstrom weiterleitete, noch oben an, befestigte es irgendwo. Dann runter auf die Knie, dasselbe Manöver beim unteren Draht …

Und die Drohne kam immer näher. Hatte man ihn bemerkt? Oder flog sie routinemäßig diese Strecke ab? Schwer zu sagen. Es gab tausend verschiedene technische Möglichkeiten, festzustellen, dass jemand in die Sperrzone eindrang – die Frage war nur, ob man den dafür erforderlichen Aufwand für nötig befunden hatte.

Und wenn, ob die Anlage noch funktionierte nach all den Jahren.

Den unteren Draht breitete er auf dem Boden aus. Dann holte er schnell das Motorrad, schob es durch den Spalt im Zaun, der sich durch die Eigenspannung des Drahts hinter ihm wieder schloss, fast wie ein zufallender Vorhang. Ahmad schwang sich auf die Maschine, hieb auf den Einschaltknopf und gab Strom. Nur weg, tiefer hinein in den Wald, in die Naturschutzzone, verschwinden zwischen Büschen und Bäumen, die im Lauf der Jahrzehnte die einstige Straße von den Seiten her zugewuchert hatten.

Dann, als ihn schon die Dunkelheit des Waldes umfing, hielt er abrupt an, schaltete aus, lauschte.

Nichts. Die Drohne folgte ihm nicht. Was sie sicher getan hätte, hätte man ihn bemerkt. Also war sie doch einfach bloß Patrouille geflogen, vielleicht, um abschreckend zu wirken.

Gut. Dann konnte das eigentliche Abenteuer beginnen. Ahmad setzte den Helm wieder auf und fuhr weiter, tiefer hinein in die künstlich geschaffene Wildnis. In einer durchsichtigen Tasche, die auf dem Batteriegehäuse festgeschnallt war, steckte eine Landkarte der Gegend, so zurechtgefaltet, dass er die Strecke bis nach Knickenhagen vor sich sah.

Und darüber saß, festgeklemmt am Armaturenbrett, das alte GPS-Gerät, das ihm anzeigte, wie weit er noch von dem Punkt entfernt war, an dem sich

laut Erik eine Alienbasis befinden sollte.

Kilian saß schon den ganzen Morgen gut gelaunt an ihrem alten Computer und tüftelte an irgendetwas herum, wollte ihr aber nicht zeigen, was. »Später, später«, vertröstete er sie immer wieder.

Endlich, kurz vor Mittag, lüftete er das große Geheimnis.

»Was hältst du davon?«, fragte er und hielt ihr das Tablet hin.

Sie nahm es, betrachtete, was darauf zu sehen war. *Rückenschmerzen? Beweglicher werden? Auch im Alter noch elastisch sein? Kilian Strehminger, Sporttrainer und diplomierter Physiotherapeut, lädt ein zu wöchentlichen Gymnastikstunden im Gemeindezentrum.* Der Eintritt war frei, Spenden wurden gerne angenommen.

»Ich hab mit dem Zentrum gesprochen«, erklärte er, »und sie haben gesagt, ich könne den Sportraum ein paar Stunden in der Woche haben. Sie klären ab, wann, aber wahrscheinlich mittwochnachmittags. Sobald der Termin feststeht, stelle ich die Website ins Stadtteilportal. Und mal sehen, wohin sonst noch. Vielleicht kann mir Ole da ein paar Tipps geben, jetzt, wo er in Computern macht.«

»Du willst ihm nur schmeicheln«, mutmaßte Therese, denn Kilian war immer gut mit dem ganzen Computerzeug zurechtgekommen, seit sie ihn kannte. Sie scrollte auf und ab. »Aber ja, find ich gut. Gut, dass du was machen willst, das zu deinen Fähigkeiten passt.«

»Irgendwas muss man ja tun«, meinte er. »Und mal sehen, vielleicht lass ich ein paar Plakate drucken und häng sie in der Umgebung auf, um die Sache schneller ins Rollen zu bringen. Du weißt ja, wenn am Anfang nur wenige kommen, dann bleiben die beim zweiten Mal auch wieder weg.«

»Ein anderes Foto könntest du nehmen«, fiel Therese ein. »Entschuldige, dass ich mäkle, aber auf dem hier siehst du arg verbissen aus. Das schreckt vielleicht jemanden ganz unnötigerweise ab.«

»Hmm«, machte Kilian und betrachtete sein Werk noch einmal. »Jetzt, wo du’s sagst …«

»Nimm doch das Bild, das ich mal im Oasengarten von dir gemacht habe. Das, wo du so lässig auf der Bank sitzt. Du musst es halt zuschneiden, dass vor allem dein Oberkörper zu sehen ist, aber da siehst du … na ja, so aus, wie du bist.«

»Und das findest du dann besser? Wenn ich so aussehe, wie ich bin?«

»Dann ist zumindest niemand enttäuscht, der kommt.«

Als wäre das sein Stichwort gewesen, kam in diesem Augenblick Ole durch die Wohnungstür, ganz aufgekratzt. »Volle Punktzahl!«, rief er. »Hier kommt einer, der *volle Punktzahl* hat im Aufnahmetest für den Kurs Maschinenlogik!«

Therese und Kilian wechselten einen Blick, dann warfen sie beide die Arme in die Höhe und riefen in bester Fan-Manier: »Yeah! Der große Ole Strehminger! Er lebe hoch!«

Ole sackte in sich zusammen. »Leute. Ihr seid manchmal *so* peinlich!«

»Wieso?«, meinte Therese. »Wir haben uns nur gefreut. Das muss doch erlaubt –«

Die nächste Unterbrechung: Es klingelte an der Tür, zugleich gaben ihr Pod und der von Kilian ein Rufsignal von sich.

Sie holte das Gerät heraus, schaute aufs Display. »Der Tag wird immer besser. Das ist unser neuer Küchentisch.«

Der Lieferwagen stand schon unten. Sie bestätigten über den Pod, dass sie da waren, dann schritten die Lieferroboter zur Tat: Sie luden den in eine dicke Hülle verpackten Tisch aus, trugen ihn ins Haus und die Treppe hoch bis in ihre Wohnung. Die Maschinen warteten, während Kilian die Hülle entfernte und den Tisch auf Beschädigungen prüfte. Therese sammelte das Verpackungsmaterial ein, das aussah, als sei es aus fein bearbeitetem Stroh oder dergleichen geflochten, ziemlich aufwendig, und gab es den Robotern zurück, die es relativ achtlos aufwickelten; vermutlich wurde das sowieso gleich wieder recycelt. Als Kilian über seinen Pod bestätigte, dass alles in Ordnung war, drehten sich die Maschinen einfach um und gingen wieder, in diesem seltsamen Wiegeschritt, bei dem man eigentlich immer grinsen musste, wenn man ihn sah. Was vielleicht Absicht war, damit man sich nicht vor Robotern fürchtete.

»Und was ist da drin?«, wollte Ole wissen und zeigte auf den Karton, den der zweite Roboter mit hochgebracht hatte.

»Hmm, schauen wir doch mal nach«, meinte Therese und öffnete ihn. »Oh!«, rief sie dann und holte eine Gießkanne und eine kleine Schaufel heraus. »Gartengeräte!«

»Gartengeräte?«, wundert sich Ole. »Ist das ein Fehler? Ich meine, wir haben doch gar keinen Garten.«

»Stimmt.« Therese musterte ihre beiden Männer und lächelte. »Aber ich habe ein paar Leute kennengelernt, die hier in der Nähe einen Stadtgarten betreiben und noch jemand suchen, der mitmacht. Und das habe *ich* vor. Obst

und Gemüse selber ziehen – das schmeckt gut und spart Geld, und außerdem ist dort immer gute Stimmung.«

»Sieh an«, meinte Kilian.

»Oder habt ihr gedacht, ich bleibe zu Hause vor dem Fernseher hocken, während ihr alle möglichen Sachen unternehmt?«

Irgendwann ging es dann nicht mehr weiter mit dem Motorrad.

Aus der Straße war rasch ein Weg geworden, aus dem Weg ein Pfad und aus dem Pfad eine kaum noch zu erkennende Spur durch Unterholz, Gebüsch und Bewuchs. Er fuhr zwischen wild durcheinanderwachsenden Bäumen, unter hellen Wipfeln, in denen das Sonnenlicht flackerte und von denen ein eigenartig verträumtes Licht herunterrieselte, das die Welt aussehen ließ wie etwas, das man nur träumte.

Immer wieder passierte er die Ruinen von Häusern, ja, von ganzen Siedlungen, die man aufgegeben hatte. Die eingestürzten Dächer, die von Moos und Efeu und hundert anderen Pflanzen überwucherten Mauern: Auch das alles sah seltsam unwirklich aus.

Doch die Zahl der Steine, der harten Übergänge, der Stufen im Gelände nahm immer mehr zu. Schließlich gelangte Ahmad vor einer felsigen Erhebung an, auf die er die Maschine nicht mehr würde hinaufhieven können.

Immerhin, er hatte sich seinem Ziel so weit genähert, dass es ihm möglich schien, den Rest des Wegs zu Fuß zu bewältigen. Er schaltete den Motor ab, steckte Karte und GPS-Gerät ein, dann stieg er ab und bettete das Motorrad behutsam gegen einen Erdhügel: Um es ordentlich aufzustellen, war der laubbedeckte Boden zu weich und nachgiebig.

Er verstaute seinen Helm und ging das Gepäckfach durch, nahm an sich, was er womöglich brauchen würde – ein Seil, ein Messer, dies und das –, verstaute es am Körper.

Dann sah er sich um, suchte nach einprägsamen Landmarken, die ihm helfen würden, das Motorrad auf dem Rückweg wiederzufinden. Dieser majestätische Baum da, mit den breiten Ästen, die aussahen wie hilfesuchend zum Himmel erhobene Arme? Dieser mannshohe, weiße Stein, der sich aus einem Kranz dunkelgrüner Büsche reckte? Schließlich holte Ahmad das GPS-Gerät noch einmal aus der Tasche und prägte sich die Zahlen ein, die es anzeigte. Das war wahrscheinlich die sicherste Methode, sagte er sich.

Dann marschierte er los. Erklomm den Felsabhang, stieg hügelan. Unangenehm, das Motorrad aus den Augen zu verlieren. Er war nie viel in

der Natur gewesen, schon gar nicht in einem derart dichten, abweisenden Wald, in dem man sich seinen Weg selber bahnen musste. Büsche standen im Weg, und man konnte nicht immer darum herum gehen. Manchmal wieder war der einzige Weg weiter der, auf dem Bauch unter ihnen hindurchzukriechen. Wobei dann meist irgendetwas von seiner Ausrüstung irgendwo hängen blieb, das Seil meistens, und er es mühsam wieder lösen und neu aufwickeln musste.

Er war mehr als froh um seine Motorradkluft, die glatt und stabil war und ihm die ganzen Dornen und Steine vom Leib hielt.

Heiß war es. Ein heißer, wolkenloser Tag, ausgerechnet heute. Die Sonne knallte derart herab, dass ihre Hitze bis zum Waldboden durchdrang. Ahmad marschierte durch eine feuchtwarme Schwüle, die ihn schnell ins Schwitzen brachte, und in dieser Hinsicht war sein synthlederner Ganzkörperanzug wiederum nicht so das Wahre.

Umgestürzte, tote Bäume, von Moos überwachsen in einem Maße, dass man kaum erkannte, womit man es zu tun hatte. Uraltes Laub, das unter ihm verrottete und unter jedem Schritt modrige Gerüche aufsteigen ließ. Dann wieder morastige Stellen, an denen er bis zu den Knöcheln einsank: erschreckend, weil es ihn an Filme denken ließ, in denen jemand im Moor versank. Und da hieß es immer, Dürre sei so ein Problem …! Hier nicht. Hier dampfte alles, moderte, stank vor sich hin.

Und die Insekten! Schwärme davon, Hunderttausende, die ihn aufgeregt umschwirrten, als freuten sie sich über seinen Besuch oder als fühlten sie sich bedroht und wollten ihn vertreiben, das ließ sich kaum unterscheiden. Auf jeden Fall fanden sie jede freie Hautstelle an ihm überaus verlockend, und Ahmad war mehr damit beschäftigt, sie wegzuscheuchen, als damit, weiterzukommen.

Immer wieder musste er die Karte hervorholen, das GPS-Gerät konsultieren, abwarten, bis sich die Zahlen beruhigt hatten.

Wie laut es war in so einem Wald! Das hatte er sich auch anders vorgestellt. Überall knarrte und knackte, zwitscherte und raschelte es. Bisweilen zuckte er zusammen, weil irgendetwas, das er nicht sah, unter seinem Schritt davonhuschte – eine Schlange? Eine Maus? Eine Ratte? Er sah es nicht. Er sah überhaupt kaum, wo er sich befand oder was ihn umgab, alles war ein grün-braun-nebliges Durcheinander aus Ästen und Blättern und Moos und Licht, ein einziger natürlicher Tarnvorhang, der alles Mögliche verbergen konnte und wahrscheinlich auch verbarg.

Einmal, als er still stand und die unentschlossen hin und her hüpfenden Ziffern der Koordinatenanzeige beobachtete, hörte er, wie sich etwas im Gebüsch bewegte, das sich irgendwie *groß* anfühlte. Ihm fiel siedend heiß ein, dass es ja Wölfe gab in diesen Naturschutzzonen und Bären und so weiter, und seine Hand zuckte wie von selber zu der Pistole in seiner Tasche.

Doch nichts dergleichen kam zum Vorschein. Er hörte nur ab und zu Schritte, als verfolge ihn so ein großes Biest. Die Hand an der Pistole, schob Ahmad sich weiter durch das Unterholz, musste sich zwingen zu atmen, nicht nur zu lauschen … und irgendwann war das Geräusch wieder weg.

Falls er es sich nicht nur eingebildet hatte. Eine erneute Peilminute. Er war jetzt recht weit oben, die Wipfel lichteten sich. Ein Schwarm großer, dunkler Vögel flog über seinem Kopf dahin, halb über, halb unter den Ästen, so schien es ihm.

Er musste diesem ominösen Knickenhagen jetzt ganz nahe sein; die Koordinaten unterschieden sich nur noch auf den letzten Nachkommastellen. Vorsichtig ging er weiter, bemühte sich, leise zu sein. Nicht mehr schnell, lieber vorsichtig. Wer mochte wissen, was ihn am Ziel erwartete?

Vielleicht gar nichts. Vielleicht war auch das nur eine falsche Spur, wie so viele Spuren davor.

Vielleicht aber auch … irgendetwas. Wobei er keine Ahnung hatte, was da sein mochte und wie es ihm weiterhelfen konnte.

Plötzlich hielt er inne, musterte seine Umgebung. Irgendetwas war anders als bisher. Als sei er in eine andere Art Wald geraten.

Er hörte seinen eigenen Atem, der schrecklich laut ging, beinahe panisch. Nur die Ruhe. Nicht durchdrehen. Tiefer atmen, langsamer atmen, ruhiger atmen. Jetzt sah er es: Es waren diese anderen Pflanzen, die hier das Bild dominierten. Riesige Pflanzen, die braune Blätter mit Sägezähnen daran wie Schwerter nach allen Seiten reckten, als lauerten sie darauf, dass andere Gewächse emporwuchsen, die sie abschneiden konnten. Und aus der Mitte erhoben sich bizarre Dolden, grün und lila und hellrot, von weißen Gespinsten umhüllt – fremdartig.

Weil es fremdartige Pflanzen *waren*: *Bromelia braunii*. Jetzt erkannte er sie wieder nach den Bildern, die er im Lexikon gesehen hatte.

Er war am Ziel. Oder so gut wie.

Langsam jetzt. Er ließ sich Zeit mit jedem Schritt, sah sich genau an, wohin er den Fuß setzte, schob sich so leise wie möglich vorwärts.

Da, Reste einer Mauer im Gehölz. Ganz alte Bauweise, aus Ziegeln noch, die nach und nach aus einer Wand gefallen waren. Vielleicht einmal weiß gestrichen, zumindest schimmerte es hell unter Moos und Flechten durch. Glassplitter am Boden, ja. Ein uraltes Treibhaus, zerstört.

Etwas schimmerte am Boden, das seine Aufmerksamkeit erregte, etwas Kleines, irisierend Hellblaues. Ahmad hielt an, ging in die Knie, sah es sich genauer an.

Es war ein abgerissener Hemdknopf.

Ahmad spitzte die Lippen, musste sich beherrschen, nicht zu pfeifen. Er hatte solche Knöpfe erst ein Mal gesehen: am Hemd des Drogenhändlers Gabriel Antonis.

»Tut es dir leid, dass wir nicht mehr in der Oase wohnen?«, fragte Lina ihn hinterher.

»Kein bisschen«, erwiderte Valentin, und das war die Wahrheit. Er vergrub sein Gesicht an ihrem Hals, umschlang sie, hätte sich am liebsten ganz aufgelöst in ihr. »Nein«, fügte er dann hinzu und hob den Kopf wieder, sah sie an, seine wunderschöne Frau. »Im Gegenteil, ich bin froh, dass wir da weg sind.«

»Und der ganze Luxus?«, fragte sie. »Das tolle Schwimmbad? Das edle Essen aus dem Restaurant? Die riesige Wohnung mit allen Schikanen?«

»Pff«, machte er. »Nee, ehrlich gesagt, wenn ich jetzt daran zurückdenke, kommt mir das alles vor, als wäre ich auf einem Drogentrip gewesen. Wie damals mit fünfzehn, als Lennart mit diesen gelben Pillen angekommen ist und gesagt hat, die müsse ich mal probieren.«

Lina lachte erstaunt auf. »*Du* hast mal Drogen genommen?«

»Einmal und nie wieder. Es hat Tage gedauert, ehe ich wieder das Gefühl hatte, auf der Erde zu sein.«

»Gibt ja gute Gründe, warum Drogen erst ab achtzehn erlaubt sind.« Sie zog schniefend die Nase hoch. »Also ist alles gut? Kein Bedauern?«

»Fragt sie mich direkt nach dem Sex«, meinte er und kniff sie in den Po. »Als könnte ich jetzt gerade irgendwas bedauern. Nein, alles gut. Wir haben unsere eigene Wohnung, und jetzt machen wir unser eigenes Baby.«

»Ein wunderschönes Baby.«

»Das schönste Baby der Welt.«

Lina schniefte wieder. »Oh, dieser Heuschnupfen. Reich mir doch mal mein Spray rüber.«

Obwohl er immer wieder ein hartnäckiges Insekt verscheuchen musste, das in seinen Schweiß verliebt war, suchte Ahmad das gesamte *Bromelia braunii*-Land ab. Den Pflanzen gefiel es hier offensichtlich, sie hatten im Lauf der Zeit die ganze Hügelkuppe für sich erobert.

Doch letztendlich fand er, was er suchte, nicht hier, sondern ein Stück weit den Hang hinab, unter einem überhängenden Baum: eine Stelle, an der jemand den Boden aufgegraben und wieder zugeschüttet hatte. Und das Ganze vor noch nicht allzu langer Zeit, denn die Witterung hatte noch nicht ausgereicht, die Spuren zu verwischen.

Ahmad setzte sich neben der Stelle auf den Boden und holte das GPS-Gerät heraus, um sich die Koordinaten zu merken. Er hatte nichts bei sich, um zu graben – beim Thema Schaufel hatte Erik passen müssen –, aber er war sich ziemlich sicher, dass man hier den Leichnam von Gabriel Antonis finden würde.

Er hätte Triumph empfinden müssen, tatsächlich jedoch befiel ihn Enttäuschung. Ja, wahrscheinlich hatte er den verschwundenen Drogenhändler gefunden – aber was half ihm das? Im Gegenteil, zu wissen, wo sich eine Leiche befand, nach der die Polizei suchte, war unter Umständen eher verdächtig als entlastend. Und – was *wusste* er denn nun über die Hintergründe der ganzen Geschichte? So wenig wie vorher auch, nämlich: nichts.

Also hieß es, weiterzugehen zu den Koordinaten, die ihm Erik genannt hatte, und das Beste zu hoffen. Und sei es nur, weil er es ihm versprochen hatte. Auf den knappen halben Kilometer kam es jetzt auch nicht mehr an.

Er orientierte sich, schlug die Richtung ein, in der er sein Ziel vermutete, und bemühte sich weiterhin, möglichst leise zu sein. Es ging größtenteils sanft abwärts, was einerseits angenehm war, doch andererseits würde er das alles nachher wieder hochsteigen müssen …

Ach, besser, er dachte nicht zu viel an später. Er wusste nicht, was auf ihn wartete. Es war sicher besser, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren.

Und dann, plötzlich, sah er, dass da etwas war.

Ein heller Schimmer hinter dem Dickicht. Konturen. Gerade Linien.

Ahmad blieb abrupt stehen. Lauschte. Da war ein Geräusch, ein relativ gleichmäßiges Schaben, Metall auf Metall, aber nicht zu identifizieren. Jedenfalls nichts, bei dem man an einen Wald dachte.

Er schlich weiter, noch leiser, noch vorsichtiger. Bewegte sich ganz langsam, wenn er sich durch Büsche zwängen musste. Sicherte nach allen

Seiten.

Und endlich erkannte er, was das dort vorne war: kein Alienlandeplatz, sondern – eine Villa! Nein, nicht einfach eine Villa, sondern das luxuriöseste Anwesen, das Ahmad je im Leben gesehen hatte: ein weitläufiger Bau aus viel Glas und schneeweißem Marmor, davor ein riesiger, makelloser Swimmingpool, eingebettet in einen Garten, der fließend in die natürliche Landschaft ringsum überging.

Auf der großen Terrasse aus rötlichem Edelholz standen zwei Liegestühle, dazwischen ein Tischchen, auf dem ein halb leergetrunkenes Cocktailglas wartete. Direkt neben der Terrasse wuchs eine Hecke, und von dort kamen die schabenden Geräusche: Ein Mann in einem Arbeitsoverall war dabei, sie mit einer Gartenschere in Form zu schneiden.

Es war niemand anderes als der Mann, der Ahmad damals das Messer in den Bauch gerammt hatte.

# Kapitel 41

*Freitag, 11. April 2064*

Ahmad spähte in alle Richtungen, und während er das tat, fasste er in seine Innentasche und entsicherte die Pistole dort: Jetzt nur kein Geräusch machen, das ihn verriet!

Niemand zu sehen, der ihm Schwierigkeiten bereiten konnte. Was nicht hieß, dass es so jemanden nicht gab. Was er jetzt vorhatte, war gewagt, schon klar.

Trotzdem tat er es. Er holte die Waffe heraus, trat um das Ende der Hecke herum, richtete sie auf den Mann im Overall und sagte, nicht zu laut, aber laut genug: »Polizei. Heben Sie die Hände und leisten Sie keinen Widerstand.«

Der Mann drehte sich gemächlich um, schien weder sonderlich beeindruckt noch sonderlich überrascht. Er wirkte eher leicht genervt, als er die Gartenschere zusammenklappte, sanft auf den Rasen fallen ließ und die Hände hob.

»Guten Tag, Herr Müller«, sagte er.

Das wiederum überraschte Ahmad. »Sie kennen mich?«

»Inzwischen, ja.«

»Und Sie? Haben Sie auch einen Namen?«

»Groß«, sagte der Mann und seufzte leicht, wie ein Lehrer, der sich in Nachsicht mit einem begriffsstutzigen Schüler übt. »Raimund Groß.«

Bemerkenswert. Dieser Name war ihnen während der gesamten Fahndung kein einziges Mal untergekommen.

Manche Leute verstanden sich offenbar besser darauf, unsichtbar zu bleiben, als der Polizei lieb war.

»Was machen Sie hier?«, fragte Ahmad.

»Das sehen Sie doch. Ich schneide die Hecke.«

Ein Witzbold. Auch das noch. »Ich meine, was ist das für ein Haus? Gehört das Ihnen?«

»Mir?« Der Mann lachte auf, als hätte Ahmad einen guten Witz gemacht. »Nein.«

Ahmad versuchte, es sich nicht anmerken zu lassen, aber tatsächlich war er gerade ratlos. Jetzt, da er auf dem Rasen stand, sah er erst, was für ein fantastisches Panorama sich von der Terrasse der Villa aus darbot: Ein makelloser Rasen, der sich wie Seide in die Landschaft ergoss, bis zu dem dunklen See und den Felsfingern, die sich geheimnisvoll darüber erhoben, und das alles umschlossen von einem Wald, der wirkte, als käme dahinter nie wieder etwas, vor allem keine Welt voller Menschen. Wenn man hier stand, konnte man glauben, allein auf Erden zu sein.

Mit so einer Situation hatte er nicht gerechnet. Was sollte er mit dem Mann denn jetzt machen? Er konnte ihn ja schlecht gefesselt auf seinem Motorrad mitnehmen und in die Stadt aufs Revier bringen!

Aber fesseln musste er ihn irgendwie. Und dann Verstärkung rufen. Irgendwo würde es ja wohl ein Telefon geben in diesem atemberaubenden Palast da.

Ahmad machte eine Bewegung mit der Pistole. »Wir werden jetzt ins Haus gehen«, befahl er.

»Gute Idee«, meinte der Mann. »Das wollte ich auch gerade vorschlagen. Wir haben Sie nämlich schon erwartet.«

»Wer ist ›wir‹?«, fragte Ahmad misstrauisch.

»Kommen Sie einfach«, sagte der Mann und ging voraus, ohne sich um Ahmad und seine Waffe zu kümmern.

Ahmad folgte ihm, richtete die Pistole weiterhin auf ihn, achtete auf ausreichenden Abstand, und so gingen sie auf das riesige Haus zu. Die Sonne spiegelte sich in der gläsernen Front, die aus lauter sanft gewölbten Einzelscheiben bestand; hinter dem Haus reckten sich ein paar einzelne, besonders hoch gewachsene Bäume gen Himmel. Trotz seiner kühlen, technischen Proportionen fügte sich das Gebäude auf eigenartige Weise harmonisch in seine Umgebung ein.

Die Türen zur Terrasse standen alle weit geöffnet. Hauchdünne Vorhänge blähten sich sanft im Wind. Dahinter lag ein ausgedehnter, im Halbschatten liegender Raum, in dem Ahmad kostbar aussehende Möbel erspähte, Gemälde an Wänden, hohe, goldverzierte Vasen, marmorne Statuen und

andere Kunstschätze. Das ganze Anwesen atmete Reichtum von atemberaubenden Dimensionen.

Und es war so *riesig*! Wie um alles in der Welt sollte er hier auf die Schnelle etwas finden, um diesen Mann zu fesseln, der sich Raimund Groß nannte?

Doch als sie die Schwelle zum Innenraum übertraten, kam ihnen aus dessen dunklem Hintergrund eine Gestalt entgegen, eine schlanke, blonde Frau, die sich mit größter Gelassenheit bewegte – und die Ahmad *kannte*, wenn auch nur aus den Medien: Ivana Quayle, die Multimilliardärin und Vorsitzende der Europäischen Naturschutzstiftung.

Sie bedachte ihn mit einem kühlen, fast amüsierten Lächeln. »Willkommen in meinem Haus, Herr Müller. Dürfte ich Sie bitten, die Waffe herunterzunehmen? Wir wissen doch beide, dass Sie im Moment nicht im Polizeidienst stehen und das, was Sie hier tun, damit jeder legalen Grundlage entbehrt.«

Inzwischen überraschte das Ahmad nicht einmal mehr. »Woher wissen Sie das?«, fragte er.

»Oh, ich weiß alles, was ich wissen muss. Wir haben mit großem Interesse verfolgt, wie Sie sich bis hierher durchgeschlagen haben.«

»Sie haben mich beobachtet?« Ahmad bemühte sich, sein Entsetzen zu verbergen.

»Nun, ehrlich gesagt haben Sie es tatsächlich geschafft, uns eine Weile zu entwischen. Aber ich war mir sicher, dass Sie es nach Ihrem gescheiterten Anlauf, in die Sperrzone einzudringen, noch einmal versuchen würden. Dass Sie dafür ein entsperrtes Motorrad aufgetrieben haben, hat mir Respekt abgenötigt.« Sie lächelte genau dieses kühle, distanzierte Lächeln, das man aus dem TV von ihr kannte. »Nun, Herr Müller – was suchen Sie hier?«

»Antworten«, sagte Ahmad.

»Gut. Dann fragen Sie. Aber bitte, die Waffe …« Sie hob die Hand, in einer beschwichtigenden Geste.

Ahmad senkte den Lauf, fragte: »Wer hat Günter Leventheim ermordet?«

Ivana Quayle sah den Messermann an. »Raimund? Diese Frage gilt Ihnen.«

Der Mann im Overall warf Ahmad einen düsteren Blick zu. »Ich hab ihn nur ein bisschen hart angefasst, um rauszukriegen, was er und Havelock vorhatten. Da hat er plötzlich nach Luft geschnappt, die Augen verdreht und war tot.«

»Ulf Pfenning?«

»Der Rothaarige? Der war auf Gewalt aus. Sein Kumpel genauso. So was vertrag ich ganz schlecht.«

»Und da haben Sie sie erschossen?«

»Hatte gar nicht erwartet, dass es so leicht wird. Die beiden waren unvorsichtig.«

»Und Robert Havelock?«

Zum ersten Mal zeigte der Mann im Overall so etwas wie Verlegenheit. »Tja. Ich geb zu, das war voreilig.«

»Wie haben Sie’s gemacht? Ihn gezwungen?«

»Ach, er hat sich gar nicht groß gewehrt. Hat nur ›ach so‹ gesagt. Ich meine, ich hätt ihn mit bloßen Händen in Stücke brechen können. Das hat er gleich gewusst.«

Ahmad holte den kleinen Probenbeutel heraus, in dem er den hellblauen Knopf verstaut hatte, und hob ihn in die Höhe. »Das hier habe ich oben in der Nähe des zerfallenen Treibhauses gefunden. Ich nehme an, dass der Besitzer dieses Knopfes, Gabriel Antonis, tot unter der frisch aufgeworfenen Erde liegt, die mir aufgefallen ist?«

Raimund Groß nickte.

»Warum musste er sterben?«, fragte Ahmad. »Und warum haben Sie mich angegriffen?«

Der Mann schwieg betreten.

»Das waren alles Überreaktionen«, warf Ivana Quayle ein. »Raimund weiß genau, dass ich es nicht dulde, wenn Leute, die für mich arbeiten – und die damit verbundenen Privilegien genießen, wohlgemerkt –, Drogen konsumieren. Wenn Sie ihn verhaftet hätten, wegen Steuerhinterziehung oder Besitzes unerlaubter Devisen, dann wäre mir das zu Ohren gekommen. Das wusste er genau. Und deswegen ist er geflohen, in heller Panik.« Sie schlug die Hände zusammen und sah einen Moment lang aus wie eine Mutter, die über ihrem Nachwuchs verzweifelt. »Er hat gedacht, wenn er alle beseitigt, die ihn gesehen haben … Ich konnte ihn gerade noch bremsen, sonst lägen Sie und Ihr Kollege womöglich jetzt auch da oben im Wald.«

»Oder auch nicht«, erwiderte Ahmad grimmig.

»Oder auch nicht, eben«, konzedierte sie.

»Und was geschieht jetzt mit ihm? Verstecken Sie ihn weiterhin vor der Polizei?«

»Ja, das tue ich, aber das heißt nicht, dass er ohne Strafe davonkommt. Nicht wahr, Raimund?« Sie sah sich zu dem Messermann um, der unter ihrem Blick fast furchtsam zusammenzuckte. Aus irgendeinem Grund musste Ahmad daran denken, was bei den *Yakuza*, den Mitgliedern des japanischen organisierten Verbrechens, üblich war: Jemand, der gegen die internen Regeln verstieß, musste sich selber mit einem Messer ein Glied eines Fingers abtrennen und, in ein Tuch gewickelt, seinem Anführer überreichen.

Nun, man würde sehen, welche Gerichtsbarkeit hier am Ende obsiegte.

»Hat Ihnen Havelocks Umdenken hinsichtlich des Freiheitsgelds wirklich so viel Angst gemacht?«, wandte sich Ahmad an die Milliardärin. »Was hatten Sie denn dadurch zu befürchten?«

Sie schüttelte fast unwillig den Kopf. »Nichts. Sein Plan war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Er hatte die Vorstellung, live zu allen Europäern sprechen zu dürfen – doch so wäre es ja nicht gewesen.«

»Aber so war es angekündigt.«

»Sicher. Nur werden solche Live-Ansprachen mit einer Verzögerung von rund einer Minute gesendet. In seinem Fall wäre das sogar technisch notwendig gewesen, weil die Übersetzungssoftware ja auch Zeit braucht. Und eine Minute, das ist mehr als genug, um rechtzeitig abbrechen zu können, ehe unerwünschte Dinge, die jemand *sagt*, auch *gesendet* werden.«

»Es *waren* also unerwünschte Dinge, die er sagen wollte?«

»Ja. Er hätte den großen Plan … nun, nicht verhindert, aber doch unnötig gestört.«

»Es gibt also einen großen Plan?«

»Den gibt es immer«, erklärte die Milliardärin.

Plötzlich fiel Ahmad ein, wo er das Bild an der Wand hinter ihr schon einmal gesehen hatte: auf den Fotos im Archiv. Es war eine Lithografie von Picasso, eines der Stücke aus dem Raub der Huizinga-Sammlung.

Er schüttelte den Kopf, sah sich um, musterte den Wald jenseits der Fenster, den Ausblick auf die Felsformation. »Und was ist das für ein großer Plan? Was für ein Ziel verfolgt er? Dass Sie hier leben können, mitten in einer Naturschutzzone, die eigentlich kein Mensch auch nur *betreten* darf? Das finde ich, ehrlich gesagt, alles andere als *groß*. Eher kleinlich.«

Ivana Quayle lächelte, als mache ihr diese Unterhaltung großen Spaß. Sie wies auf eins der luxuriösen Sofas. »Ich sehe, Sie wollen *ganz viele* Antworten. Wie wäre es, wenn wir uns setzen? Dann erkläre ich Ihnen alles. Und ich verspreche Ihnen, dass Ihnen nichts passiert.«

Ahmad wusste nicht, ob er ihr wirklich traute, aber er sicherte die Waffe und steckte sie ein. Immerhin wusste er, dass er gerade *va banque* spielte – alles oder nichts. Er setzte sich und achtete darauf, richtig zu sitzen. Erik hatte ihn nämlich mit einer winzigen Videokamera und hochempfindlichen Mikrofonen verkabelt, die alles aufnahmen und auf einem unglaublich kleinen Gerät speicherten, das er unter seiner Montur am Leib trug.

Wenn er es schaffte, das alles hier zu überleben und die Aufnahme heil zurückzubringen, dann hatte er den Fall gelöst. Das war der Hauptgewinn.

Darüber, was sie mit ihm machen würden, wenn sie dahinterkamen, wollte er lieber nicht so genau nachdenken.

Ivana Quayle setzte sich ihm schräg gegenüber und deutete auf den Ausblick, den sie von der Sofagruppe aus hatten. »Eine wunderschöne Landschaft, finden Sie nicht?«

»Doch«, sagte Ahmad. »Traumhaft.«

»Diese Felsen nennt man übrigens *Externsteine*. Sie gelten seit über tausend Jahren als mythischer Ort, sind so etwas wie das *Stonehenge* Deutschlands. Die Externsteine und ihre Umgebung waren schon vor hundert Jahren ein Naturschutzgebiet, und wie heute gab es hier auch damals schon Wald, den Teutoburger Wald. Davon leitet sich der Name der *Naturschutzzone Teuto* ab, nur dass diese um ein Vielfaches größer ist als das damalige Gebiet, größer sein *muss*, um den Klimaschutzvorgaben Genüge zu tun.« Die Milliardärin seufzte. »Wäre es nicht schade, wenn es niemanden gäbe, der diese Umgebung angemessen genießen kann? Ich verbringe hier so viel Zeit, wie ich erübrigen kann. Es ist einer der schönsten Orte der Welt.«

Ahmad widerstand der Versuchung, sich dem Ausblick zuzuwenden; er wollte, dass seine Bodykamera auf die blonde Frau ausgerichtet blieb. Er lehnte sich leicht zurück, schlug die Beine übereinander und sagte: »Das klingt ein bisschen, als würden Sie sich aufopfern, damit der Wald nicht so alleine ist. Ich weiß nicht, ob das das ist, was ich unter einer Antwort verstehe.«

Sie reagierte nicht, sah ihn nur forschend an und ließ das, was er gesagt hatte, in der Luft verhallen. Dann sagte sie über die Schulter zu Groß, der immer noch abwartend dastand: »Raimund, Sie können gehen. Machen Sie sich fertig, man wird Sie in Bälde abholen.«

Ahmad sah, wie der klobige Mann zusammenzuckte. »Ja, Ma’am«, sagte er dann, drehte sich um und entschwand durch einen dunklen Flur im

Hintergrund der Wohnlandschaft.

»Ich will anders anfangen«, sagte Ivana Quayle, als er fort war. »Ich nehme an, Sie erinnern sich an die Versuche einiger Milliardäre, den Mars zu besiedeln?«

Ahmad nickte. »Ja, natürlich. War ja wohl das Fiasko des Jahrhunderts.«

»Oh, das ist noch sehr milde ausgedrückt. Tatsächlich war es eine viel größere Katastrophe, als allgemein bekannt geworden ist. Nicht nur, weil man eine ungeheure Menge Geld für dieses Projekt ausgegeben hat, sondern weil man sich so verdammt sicher war, alle Unwägbarkeiten berücksichtigt und alle Risiken im Griff zu haben. In Wahrheit hatte man nichts davon – und am Ende siegt immer die Wahrheit, nicht wahr? Man kann sich lange etwas vorlügen, doch wenn es hart auf hart kommt, platzen Illusionen gnadenlos. Wie schwierig es allein ist, eine funktionierende Ökosphäre aufzubauen und zu erhalten, hatte man entschieden falsch eingeschätzt, genau wie das Problem der Strahlung da draußen im All und die Probleme, die fehlende oder andere Schwerkraft mit sich bringt. Wussten Sie, dass die Frau, die den Flug zum Mars nicht überlebt hat, an ihrer *Schwangerschaft* gestorben ist?«

»Nein«, gab Ahmad verblüfft zu.

»Ärzte hatten davor gewarnt. Sie hatten gemahnt, dass niemand wirklich wisse, wie sich ein Fötus ohne Schwerkraft entwickeln und wie der Körper der Mutter darauf reagieren würde. Aber unsere Freunde waren so überzeugt davon, dass wir Menschen eine kosmische Spezies sind, dazu bestimmt, das Weltall zu besiedeln, dass sie alle Einwände ignoriert haben. Sie flogen los, eine Katastrophe folgte auf die nächste, und am Ende waren sie alle tot, weil sie die Lebensfeindlichkeit des Weltraums dramatisch unterschätzt hatten.«

Ahmad erinnerte sich. Er war damals noch ein Kind gewesen, und als es zu Ende ging, hatten ihn seine Eltern die Bilder nicht mehr sehen lassen, ihm nur gesagt, den Leuten auf dem Mars sei »etwas zugestoßen«. Und ganz zum Schluss waren gar keine Bilder mehr gekommen.

»Was wir daraus gelernt haben«, fuhr Ivana Quayle fort, »ist, dass die Idee, die Menschheit könnte sich so, wie die Siedler einst Amerika erobert haben, eines Tages ins All ausbreiten, ein unerfüllbarer Traum ist. Es gibt im ganzen Universum nur eine einzige Welt, auf der wir Menschen leben können, und das ist die Erde. Auch wenn Astronomen im Verlauf der letzten siebzig Jahre Zehntausende von Planeten da draußen entdeckt haben, eine zweite Erde war nicht darunter. Die Erde ist eben *kein* Planet wie jeder andere, im Gegenteil, sie ist einzigartig. Und diese Einsicht«, fügte sie mit

einer ausholenden Geste hinzu, »hat aus uns, den, sagen wir, Ultrareichen, allesamt Ökologen gemacht.«

»Wie schön«, sagte Ahmad und wusste, dass es spöttisch klang.

Sie lächelte flüchtig. »Das war die eine Sache – die Erkenntnis von der Unbewohnbarkeit des Alls. Die zweite … Herr Müller, wie alt schätzen Sie mich?«

Ahmad zuckte mit den Schultern. »Ich weiß aus den Medien, dass Sie zweiundfünfzig sind. Aber ich muss Ihnen das Kompliment machen, dass ich Sie, wüsste ich das nicht, für höchstens dreißig halten würde.«

»Und die zweiundfünfzig sind gelogen. Das Geburtsdatum, das Sie in den Lexika finden, ist falsch. Tatsächlich habe ich vor ein paar Wochen meinen siebzigsten Geburtstag gefeiert.«

Ahmad schnappte unwillkürlich nach Luft. »Sie verarschen mich.«

»Kein bisschen. Sie sind ja, wie ich erfahren habe, bei Ihren Ermittlungen dem Prä-Hormon FY-01 begegnet. Viele der Reichen, die in den A-Zonen der Oasen leben, nehmen es, um länger jung und vital zu bleiben. Das funktioniert, aber nicht besonders gut, und eigentlich ist es ein inzwischen völlig veraltetes Verfahren. Steinzeit, gewissermaßen.«

»Das heißt, Sie nehmen … was? FY-02?«

»Nein. Die Behandlung hat natürlich einen Namen, aber der wird Ihnen nichts sagen. Seit den ersten parabiotischen Experimenten eines Paul Bert Mitte des 19. Jahrhunderts und seit den heterochronischen Mäusen eines Clive McCay an der Cornell University vor hundert Jahren hat sich unendlich viel getan auf dem Gebiet der Seneszenz-Prophylaxe. Die Medizin der Lebensverlängerung hat längst ganz andere Wege eingeschlagen, die mit jungem Blut und derlei gruseligem Zeug nicht mehr das Geringste zu tun haben. Moderne Präparate werden vollständig synthetisch hergestellt und greifen direkt in das Geschehen innerhalb der Körperzellen ein. Die besten Gentechniker der Welt arbeiten in diesem Bereich, und sie haben unglaubliche Fortschritte erzielt. Ewige Jugend ist kein unerfüllbarer Traum mehr, der Tod nicht länger unausweichliches Schicksal.« Sie musterte Ahmad forschend. »Ist Ihnen klar, was das bedeutet?«

»Sie werden diese Mittel für sich behalten«, mutmaßte Ahmad. »Sterben müssen künftig nur noch die Armen, während die Reichen ewig leben.«

»Wir halten das alles geheim, das stimmt«, gab sie zu. »Aber – auch wenn Sie mir das sicher nicht glauben werden –, wir tun es ungern. Doch

beim gegenwärtigen Stand der Weltbevölkerung wäre ein Mittel, das unsterblich macht, der Super-GAU, das Ende der Welt.«

Das, überlegte Ahmad, war vermutlich sogar richtig. Ganz zu schweigen davon, was für soziale Unruhen es auslösen konnte, wenn auch nur die Existenz einer solchen Behandlung bekannt würde.

Was die unangenehme Frage aufwarf, wieso sie ihm das alles hier einfach so erzählte.

Ivana Quayle beugte sich vor, faltete die Hände über den aparten Knien und erklärte: »Doch uns, diejenigen, die zur Klasse der Ultrareichen gehören und die wir uns in der Vergangenheit gern bis aufs Messer bekriegt haben, hat diese Entwicklung geeint. Die Aussicht, fünfhundert Jahre oder länger leben zu können, womöglich, wenn die Forschung weiter so rasch voranschreitet, gar nicht mehr sterben zu müssen, hat unser Interesse an der Erhaltung einer nicht nur langfristig bewohnbaren, sondern *lebenswerten* Erde in einem Maße gestärkt, das Sie nicht einmal bei den extremsten Anhängern der verschiedenen Umweltbewegungen finden werden. Bei uns steht nicht ein abstraktes, weltanschauliches Anliegen dahinter, uns betrifft es *persönlich*! Also haben wir gehandelt, schon vor langer Zeit. Die meisten von uns sind schließlich genau deshalb so reich, weil wir imstande sind, langfristiger zu denken und weiter vorauszuschauen als andere.«

Plötzlich begriff Ahmad, worauf sie hinauswollte. »Havelock und Leventheim haben sich gefragt, wieso das Freiheitsgeld immer noch funktioniert.« Er richtete den Zeigefinger auf sie. »*Sie* halten das System am Laufen – Sie und Ihresgleichen!«

»So ist es«, sagte sie und lächelte wie eine Lehrerin, die sich freute, dass ihr schwierigster Schüler mal eine richtige Antwort gegeben hatte.

»Mit dem hübschen Nebeneffekt«, fuhr Ahmad fort, »dass im Lauf der letzten Jahrzehnte fast alle Menschen in die Städte gezogen sind, weil man dort am billigsten lebt. Dadurch war es möglich, all diese Naturreservate überall auf der Welt zu schaffen – als schöne Refugien für die Ultrareichen. Dafür geben Sie Ihr vieles Geld also aus – Sie *kaufen* die Erde!«

Ivana Quayle breitete die Hände aus. »Orte wie dieser, die völlig sich selbst überlassen sind und an denen die Natur zu sich zurückfindet, sind buchstäblich die schönsten Orte im ganzen Universum. Was könnte es Kostbareres geben?«

»Und darum geht es ja, nicht wahr? Immer das Kostbarste zu kriegen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist eine zu beschränkte Sicht der Dinge.«

»Dann erleuchten Sie mich, bitte«, sagte Ahmad und lehnte sich zurück. Sein Herz schlug vor Aufregung. Hoffentlich verdarb das nicht die Aufnahme!

»Es geht uns nicht um Luxus. Nach Luxus zu streben, das ist etwas für Millionäre. Für unsereins ist Luxus eine Selbstverständlichkeit, nichts, worüber wir groß nachdenken. Das, was wir suchen, ist etwas ganz anderes: Macht.«

Ahmad lachte auf. »Und uns hat man immer gesagt, das sei ein Klischee!«

»Es ist ein Klischee, weil es selbstverständlich ist. Wenn wir die Zukunft des Planeten in Gefahr sehen und der Mehrheit der Menschen das egal ist, da es ihren persönlichen Zeithorizont übersteigt – sollen wir da die Hände in den Schoß legen und sagen: Kann man leider nichts machen, es ist der Wille der Mehrheit? Nein. Ehrlich gesagt pfeifen wir auf den Willen der Mehrheit.«

»Weiß der Verfassungsschutz, wie Sie denken?«

»Jetzt vergessen Sie mal, was man Ihnen eingetrichtert hat, und denken Sie zur Abwechslung selber. Demokratie ist eine schöne Idee, aber eben nur das – eine Idee. Auf lange Sicht muss sie versagen, das ist systemimmanent: Die kurzen Wahlperioden verhindern langfristig angelegtes Denken, bestrafen es geradezu, denn langfristiges Handeln erfordert fast immer, auf kurze Sicht Unannehmlichkeiten zu akzeptieren. Das heißt, wer langfristige Pläne verfolgt, wird bei nächster Gelegenheit abgewählt, und zwar zugunsten von jemandem, der seinen Wählern mehr versprochen hat, meistens mehr, als sich finanzieren lässt. Also muss er Schulden machen, und wo macht er die? Bei uns. Was uns dann glücklicherweise Macht und Einfluss verschafft.«

»Und was wäre Ihrer Meinung nach besser? Wenn wir wieder Könige hätten?«

»Oh, nein. Monarchie ist ein höchst fragwürdiges Konzept, vor allem wegen seiner Praxis, den Herrscher qua Geburt zu bestimmen. Das ist archaisches, magisches Denken, und historisch betrachtet hat es auch alles andere als optimal funktioniert.« Sie schlug die Beine übereinander. »*Dynastien* dagegen sind ein anderer Fall. Dynastien waren in der Geschichte mit Abstand am besten imstande, langfristig orientiert zu handeln. Die europäische Kultur mit all ihren Schlössern, Kirchen und Kunstschätzen verdankt ihre Existenz den diversen Dynastien, die es gegeben hat.«

»Aber wenn Sie unsterblich werden, brauchen Sie keine Dynastien mehr. Dann sind Sie Ihre eigene Dynastie.«

»So kann man das sehen. Doch in erster Linie geht es einfach um die optimale *governance*, darum, die Geschicke der Welt bestmöglich zu lenken. Und dazu ist es am besten, wenn die Macht in den Händen derer liegt, die durch Leistung und Erfolg bewiesen haben, dass sie imstande sind, Situationen korrekt einzuschätzen und Dinge in die notwendige Richtung zu bewegen.«

»Mit anderen Worten«, sagte Ahmad, »Sie wollen eine Art neuen Feudalismus einführen, in dem Sie die Feudalherren sind. Nur nicht so … sichtbar.«

Ivana Quayle neigte den Kopf. »Nun, *de facto* haben wir solche Verhältnisse längst. Im Grunde sind Wahlen nur Show. Nachrichten dienen nur der Manipulation der Massen. Sie wählen zwar Ihre Anführer – aber die wiederum lenken wir.«

»Kommt Ihnen das nicht selber irgendwie falsch vor?«

»Im Gegenteil – wir *müssen* Einfluss auf Regierungen nehmen! Denn wenn wir das nicht tun, nehmen die Regierungen Einfluss auf *uns*. Mit unserem Reichtum sind wir eine zu verlockende Beute für die ewig geldhungrigen Staaten. Deswegen waren wir schon immer gezwungen, Regierungen zu beeinflussen: um uns zu schützen. Gehen Sie in der Geschichte zurück, so weit Sie wollen – zu den Fuggern, zur Hanse, zu den Medici, zu den alten Sumerern: Zu jeder Zeit mussten die Reichen die Mächtigen im Zaum halten. Diejenigen, die das nicht getan haben, waren bald nicht mehr reich.« Sie seufzte, als litte sie mit ihnen. »Das Einzige, was heute neu ist, dass wir uns nicht nur schützen, sondern auch den Planeten in die Zukunft führen müssen. Und das müssen *wir* tun, weil niemand sonst es *kann*.«

Ahmad holte tief Luft, um nicht ausfallend zu werden. Es brachte nichts, wenn er ihr jetzt all die Unflätigkeiten an den Kopf warf, die sich ihm auf die Zunge drängten. Er musste unbedingt die Ruhe bewahren, sie zu möglichst vielen solcher verfänglichen Aussagen bewegen und es irgendwie schaffen, dass sie ihn auch wieder gehen ließ: Dann hatte er nicht nur eine Chance, sich selber zu retten, sondern auch eine Chance, diese Pläne und Winkelzüge öffentlich zu machen und damit zu durchkreuzen!

Er räusperte sich. »Und das Freiheitsgeld – welche Rolle spielt das bei alldem? Das verstehe ich nicht. Wenn Sie so mächtig sind, könnten Sie die Massen doch knechten und ausbeuten, so wie früher auch?«

»Früher gab es keine Roboter. Die Erfindung dieser Maschinen hat die Spielregeln drastisch verändert.«

»Ja, klar, aber irgendwie ist doch trotzdem ein Schwindel dabei, oder? So habe ich das zumindest verstanden. Und da frage ich mich eben, wozu? Ist das Freiheitsgeld nur dazu da, die Menschen ruhigzustellen und in Städten zusammenzupferchen, damit die Ultrareichen die schönsten Teile der Erde unter sich aufteilen können?«

»Das ist nur ein netter Nebeneffekt«, winkte sie ab. Sie überlegte eine Weile, ehe sie fortfuhr. »Man hat oft gesagt, die Menschen litten an der Konsumgesellschaft, an der Entfremdung von ihrer Arbeit oder dergleichen. Doch tatsächlich leiden die Menschen, wenn sie sich nicht auf irgendeine Weise *schöpferisch* in die Welt einbringen können. Das ist ein sehr tiefer Wunsch in uns allen: die Welt einst durch unsere Existenz, durch unser Wirken verändert zurückzulassen. Wenn wir das nicht können, werden wir depressiv. Doch was wäre, wenn zehn Milliarden Menschen auf Erden optimal ausgebildet und frei wären, sich schöpferisch zu betätigen? Schon rein statistisch würden neben allerlei anderen Schöpfungen quasi im Wochentakt Erfindungen gemacht, die imstande wären, die Welt total umzukrempeln – Erfindungen vom Rang des Computers, des Automobils, des Mobiltelefons, des Jugendhormons … Unbeherrschbares Chaos wäre die Folge. Wir haben erkannt, dass es im Interesse der Weltrettung nötig ist, den Menschen diesen Wunsch zu nehmen, ohne dass sie es merken. Das Freiheitsgeld ist der Trick, ihn ihnen gewissermaßen *abzukaufen.*«

»Hmm«, machte Ahmad. »Aber soweit ich das sehe, werden heutzutage mehr Bilder gemalt, Bücher geschrieben und Musikstücke komponiert als je zuvor. Weil die Menschen nicht länger für ihren Lebensunterhalt arbeiten müssen, haben sie die Zeit dazu.«

»Nun, Kunst in all ihren Erscheinungsformen hat ja immer auch eine Surrogatfunktion. Das sind alles Betätigungen, die wenig Einfluss auf das Geschehen haben, zumal die Überfülle an Kunst, oder was sich dafür hält, bewirkt, das einzelne Werk unbedeutend zu machen, selbst wenn es zufällig sogar gut sein sollte. Es interessiert niemanden, weil alle mit ihren eigenen Werken beschäftigt sind.«

Ahmad schnaubte unwillig. »Und das nur, damit Sie hier in Ruhe in Ihrem persönlichen Urwald leben können? Finden Sie das nicht ein bisschen kleingeistig?«

»Oh, Sie unterschätzen uns. Der langfristige Plan ist der, *allen* Menschen ein Leben in demselben Luxus zu ermöglichen, den wir genießen, in endloser Jugend und bei bester Gesundheit. Doch das geht nicht mit zehn Milliarden Menschen. Das geben die Ressourcen des Planeten Erde nicht her.«

Ahmad stockte der Atem. »Und das heißt …?«

»Dass wir die Menschheit reduzieren werden. Was haben Sie gedacht? Keine Sorge, das wird unblutig geschehen. Keine Seuchen, keine Kriege, versprochen – schon aus reinem Eigeninteresse. Wir sind keine Unmenschen. Doch es dürfte Ihnen aufgefallen sein, dass nur noch wenige Kinder zur Welt kommen, nicht wahr?«

»Aufgrund alter Umweltprobleme«, sagte Ahmad voller Argwohn. »Die vielen Hormone und hormonähnlichen Substanzen, die in der Vergangenheit in die Umwelt gelangt sind und sich dort angesammelt haben.«

»Das ist es, was wir den Menschen *erzählen*«, erklärte Ivana Quayle. »In Wahrheit wird es dadurch bewirkt, dass den meisten personalisierten Medikamenten künstliche, die Empfängnis verhütendende Hormone beigemischt werden. Ohne dass es auf der Packung steht, versteht sich.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

Sie breitete die Hände aus, in einer Geste, die einer Priesterin gut gestanden hätte. »Die Personalisierung von Medikamenten – also die exakte Anpassung einer Kombination von Wirkstoffen auf die körperlichen Eigenschaften des individuellen, behandlungsbedürftigen Menschen – war ein ungeheurer Umbruch in der Medizin. Plötzlich war es möglich, Medikamente einzusetzen, die viel wirksamer waren und zugleich viel weniger Nebenwirkungen hervorriefen, vorausgesetzt, derjenige nahm sie ein, für den sie gedacht waren. Das war die einzige Einschränkung: Eine Pille, die auf jemanden personalisiert ist und diesem problemlos hilft, kann jemand anderen schwer krank machen. Anfangs hat es solche Fälle gegeben, doch die Menschen haben sich an dieses Prinzip gewöhnt, und heute ist es Standard.«

»Und Sie mischen da Hormone rein?«

»Nun, nicht *ich* und auch nicht eine der Firmen, die mir gehören, aber es geschieht, ja. Es ist Teil des Plans. Es müssen ja die Körperdaten aller Menschen in einer Datenbank gespeichert sein, damit die Personalisierung möglich ist, und dadurch haben wir den direkten Zugriff auf den Organismus jeder Person. Es gibt eine große künstliche Intelligenz, eine enorme Maschine, die mit nichts anderem beschäftigt ist als damit, das Leben jedes

europäischen Bürgers zu verfolgen und zu bewerten und dafür zu sorgen, dass sich nur diejenigen fortpflanzen, die sich weder dem Müßiggang noch den Drogen ergeben. Ihr Bruder Basir zum Beispiel wird nie Kinder haben; er lebt ein absolut nutzloses Leben. Das ist seine Freiheit und seine Entscheidung – aber die Zukunft braucht seine Gene nicht.«

Ahmad musste plötzlich an Ulf Pfenning denken und wie er gesagt hatte, er ließe nichts in seinen Körper, das aus einem Labor stamme: Hatte er *deshalb* drei Kinder zeugen können?

»In anderen Teilen der Welt gehen wir direkter vor, wie Sie wissen. Und wir hängen die tatsächlichen Zahlen, wie die Bevölkerung zurückgeht, lieber nicht an die große Glocke, weil das kreatürliche Ängste weckt – dumme, archaische Ängste auszusterben. Irgendwann wollen wir das System des Freiheitsgelds überall auf Erden einführen, weil es am geeignetsten ist, die Spreu vom Weizen zu trennen. Das ist der Plan hinter allen anderen Plänen: Es sollen immer weniger Kinder geboren werden, so lange, bis es nur noch etwa fünfhundert Millionen Menschen gibt. Wenn wir diese Zahl dann konstant halten, wird es möglich sein, auf der Erde wie in einem Paradies zu leben, für Millionen von Jahren.« Ivana Quayle hob die Schultern. »Jedenfalls, bis unsere Sonne sich zu einem Roten Riesen aufbläht und allem Leben ein Ende setzt.«

»Kommt mir sehr illusorisch vor«, sagte Ahmad mühsam.

»Mag sein, dass Ihnen das im Moment so vorkommt, doch ich bin überzeugt, dass ich das noch erlebe. Also – nicht die Aufblähung der Sonne. Aber das Paradies, das wir erschaffen werden.«

Ahmad stieß ein Schnauben aus. Er konnte sich nicht länger zurückhalten. »Was gibt Ihnen eigentlich das Recht, so mit dem Leben anderer Menschen zu spielen? Als wären Sie … *Götter* oder so etwas?«

Sie lächelte amüsiert. »Empört Sie das?«

»Ob mich das empört? Und wie!«

»Dann lassen Sie mich Ihnen eine einfache Frage stellen«, sagte sie.

»Klar.«

»Was haben Sie davon, dass es zehn Milliarden Menschen auf der Welt gibt?«

»Wie bitte?«

»Was haben Sie – Sie persönlich – davon«, wiederholte sie, jedes Wort betonend, »dass zehn Milliarden Menschen auf der Welt leben? Welchen Nutzen ziehen Sie daraus? Sie grübeln, ich kann es sehen. Ich sage es Ihnen:

Sie werden keinen Nutzen finden. Es gibt keinen. Dass Sie sich den Planeten mit zehn Milliarden Artgenossen teilen müssen, bedeutet für Sie nur eins: Einschränkungen. Es bedeutet für Sie nur, dass Sie nicht so leben können, wie Sie gerne leben würden.«

»So kann man das doch nicht sehen …«

»Wieso nicht?«

»Weil …« Ahmad fühlte sich auf einmal hilflos, hatte das Gefühl, ins Schwimmen zu kommen. »Der Mensch ist nun mal ein Gemeinschaftswesen. Allein, auf sich gestellt, kann niemand überleben.«

»Wer redet hier von ›allein‹? Zehn Milliarden ist so ziemlich das Gegenteil von ›allein‹, finden Sie nicht? Ja, natürlich brauchen wir andere Menschen – aber doch nicht *so viele*! Sie brauchen in Ihrem Leben, sagen wir, fünf gute Freunde, zehn Sexpartnerinnen, dreißig gute Bekannte, hundert Kollegen. Damit sind Sie schon bestens versorgt. Wie viele Einträge hat das Adressbuch Ihres Pods? Ein bisschen mehr als tausend.«

»Sogar *das* wissen Sie?«

»Sogar das weiß ich, natürlich. Diese Listen sind ja alle zentral gespeichert. Etwas mehr als tausend Einträge also, die meisten davon von Leuten, die Ihnen nur irgendwann ihre Kontaktdaten auf den Pod gewischt haben und die Sie seither nie wieder angerufen oder anderweitig kontaktiert haben.«

»Ja, kann sein, aber –«

»Sie kennen nicht alle Leute, die in Ihrer Straße leben. Sie kennen nicht einmal alle Leute, die im selben *Haus* leben wie Sie! Würden über Nacht 99,9 % aller Menschen verschwinden, Sie würden es nicht einmal bemerken, vorausgesetzt, es wären nur Leute, die Sie gar nicht kennen.«

Damit hatte sie womöglich sogar recht, und das ärgerte Ahmad umso mehr. »Sie haben also«, sagte er bissig, »eine heimliche eugenische Diktatur errichtet – kann man es so zusammenfassen? Und der Rest der Menschheit, die gewöhnlichen Leute, diejenigen, denen Sie Ihren Reichtum verdanken, haben nichts mitzubestimmen?«

Sie reckte den Hals, wirkte auf einmal wieder so unnahbar, wie man sie aus dem TV kannte. »Erstens«, erwiderte sie kühl, »ist es umgekehrt; die *gewöhnlichen Leute*, wie Sie sie nennen, verdanken ihren Wohlstand Menschen wie uns, die die Welt, wie sie heute ist, geschaffen haben. Und zweitens werden Sie sehen, dass die überwiegende Mehrheit – und das sollte Ihr demokratisch gesinntes Herz doch sehr befriedigen – mit all dem äußerst

einverstanden sein wird. Die Menschen *wollen* nämlich in Wahrheit gar nicht mitbestimmen – sie wollen einfach nur, dass es ihnen *gut geht*. Und dafür sorgen wir ja. Noch nie ging es so vielen Menschen so gut wie heute. Das Freiheitsgeld erfreut sich ungebrochener Beliebtheit; niemand würde mehr darauf verzichten wollen. Nicht einer.« Sie lächelte flüchtig. »Und deshalb wird das alles funktionieren.«

Bestürzt dachte Ahmad an den Nachmittag vor zwei Tagen zurück, als er den Leuten das Video von Havelock und Leventheim vorgeführt hatte, in der Hoffnung auf Unterstützung und, ja, auch in der Hoffnung, bei den anderen damit eine gewisse Empörung auszulösen. Was nicht passiert war.

Womöglich hatte die Milliardärin recht mit dem, was sie über das Freiheitsgeld und seine Beliebtheit sagte. Sehr wahrscheinlich sogar.

Auf einmal fühlte er Unrast, wollte er nicht länger in diesen weichen Kissen sitzen. Zeit zu gehen, dachte er und sagte: »Das ist also der große Plan.«

»In groben Zügen«, schränkte sie ein.

»Und nun?« Die Frage aller Fragen. »Was haben Sie jetzt, da Sie mich eingeweiht haben, mit mir vor?«

Ivana Quayle lächelte maliziös. »Das hängt sehr von Ihnen ab.«

»Inwiefern?«

»Sagen wir so: Ich wäre schwer enttäuscht von Ihnen, wenn Sie hierhergekommen wären, ohne irgendeine Art Aufnahmevorrichtung bei sich zu tragen. Und die Frage ist nun, was Sie mit Ihrer Aufnahme unseres Gesprächs machen wollen.«

Es kostete Ahmad beträchtliche Anstrengung, sich seinen Schreck nicht anmerken zu lassen. Er hob die Augenbrauen, nickte, lehnte sich betont entspannt zurück und sagte: »Ah ja, in der Tat. Das wäre eine gute Idee gewesen. Hätte sich gelohnt, doch.«

Sie lachte nur. »Wie gesagt, wir sind keine Unmenschen, Herr Müller. Wenn Sie gehen wollen, lasse ich Sie gehen, versprochen. Aber falls Sie sich fragen, warum ich mir die Mühe gemacht habe, Ihnen alles zu erklären, dann ist die Antwort die: weil wir nicht alles alleine machen können. Egal, wie intelligent und geschickt und arbeitsam Roboter werden, es bleiben Maschinen, Befehlsempfänger, die nicht auf die gleiche Weise denken können wie Menschen – und das auch gar nicht *sollen*. Wir brauchen menschliche Helfer, *fähige* Menschen, und ich hatte aus der Beobachtung

Ihrer Anstrengungen, mich zu finden, den Eindruck gewonnen, dass Sie so jemand sein könnten.«

»Vergessen Sie's«, platzte Ahmad heraus. »Ganz bestimmt lasse ich mich nicht *kaufen*.«

Ivana Quayle nickte sinnend, sah eine Weile aus, als müsse sie über die Bedeutung dieser Worte nachdenken. »Gut«, sagte sie schließlich. »Dann will ich Ihnen erzählen, wie die Alternative aussieht.« Sie wies in Richtung der offenen Terrassentür. »Sie gehen dort hinaus, zurück durch den Wald zu Ihrem Motorrad, fahren nach Hause und laden Ihr Video ins Internet hoch. Damit alle erfahren, was ›die da oben‹ in Wahrheit treiben.«

Ahmad sagte nichts, bemühte sich um eine steinerne Miene.

»Aber das Internet«, fuhr sie fort, »*gehört* uns. Es wird nur Minuten dauern, bis wir Ihre Uploads aufgespürt haben. Vielleicht löschen wir sie einfach. Wenn wir Lust haben, ersetzen wir sie durch eigene Versionen, die richtig *gefälscht* aussehen. Oder wir produzieren ein ›Making of‹, das Sie als Verschwörungstheoretiker erscheinen lässt. Sie können versuchen, die Koordinaten dieses Hauses an Journalisten weiterzugeben, aber wenn die Ihren Angaben folgen, werden wir sie über die Navigationssysteme ihrer Autos in die Irre führen, und sie werden *nichts* finden. Natürlich wird man Ihnen kündigen. Sie werden nie wieder als Polizist arbeiten. Sie werden überhaupt nie wieder eine bezahlte Arbeit finden. Das Freiheitsgeld erhalten Sie weiterhin, keine Sorge. Aber Sie werden von da an eben einer von diesen vielen Spinnern sein, die ihrer Umgebung mit halbgaren Verschwörungstheorien auf die Nerven gehen.«

Sie sah ihn an, und er las in ihren Augen, dass das alles ihr voller Ernst war.

»Ach ja«, fügte sie hinzu, beinahe bedauernd, »und Ihre Freundin wird leider eine Fehlgeburt erleiden.«

# Epilog

*Einige Zeit später*

Das Taxi hielt am Ende einer schier endlos langen Häuserfront mit seltsam blinden, schießschartenartigen Fenstern.

»Das ist die *Oase*«, stellte Franka fest. »Wo die reichen Leute wohnen.«

»Ja«, sagte Ahmad. »Ganz genau.«

Franka musterte die Fassade. »Sieht schick aus. Wie eine Burg.«

Sie stiegen aus. Das Taxi bedankte sich mit dem üblichen Spruch, schloss die Türen und surrte wieder davon, und als hätte sie darauf gewartet, tauchte die Managerin auf. Seit Ahmad sie das letzte Mal gesehen hatte, hatte sie ihre Haare drastisch verändert; sie trug sie nun zu zahllosen dünnen Zöpfchen geflochten und mit bunten Perlen beschwert.

Sie nickte Ahmad zu. »Herr Müller«, sagte sie. »Wir kennen uns ja schon.« Dann richtete sie ihren Blick auf Franka. »Und Frau …?«

»Franka Müller. Seit … zwei Stunden oder so.«

Die beiden Frauen tauschten einen geheimnisvoll wissenden Blick, der nur Sekundenbruchteile dauerte und Frankas inzwischen deutlich zu sehendem Bäuchlein galt. Dann lächelte die Managerin und sagte: »Dann darf ich auch Sie willkommen heißen, Frau Müller. Mein Name ist Tadala Vogt, ich leite diese Oase und freue mich darauf, Ihnen Ihr neues Heim zu zeigen.«

»Ich bin schon total gespannt«, gestand Franka.

Sie passierten den Eingangsbereich, wo ihnen dieselben Wächter, die Ahmad und Ulf Pfenning damals vertrieben hatten, freundlich zunickten. »Der wichtigste Vorteil einer *Gated Community* ist, wie schon der Name sagt, der damit verbundene Schutz«, erklärte die Managerin, vor allem an Franka gewandt, während sie den prächtig blühenden Innenbereich durchquerten. »Die ganze Gewalt, alle Verbrechen bleiben draußen. Sie

brauchen keine Angst zu haben vor Einbrüchen oder vor Überfällen; dergleichen kommt hier drinnen nicht vor. In der *Oase* leben Sie in Sicherheit – und in Luxus, versteht sich.«

Sie betraten eins der Gebäude, gingen einen Gang entlang, an dessen Wänden Gemälde hingen, und dann schloss die Managerin ihnen eine Tür auf zu dem, was künftig ihr Zuhause sein sollte.

Franka schnappte hörbar nach Luft. »Wow!«, rief sie aus. Eine riesige Wohnung tat sich vor ihnen auf, mit Wohnzimmer, Gartenterrasse, sogar einem Ankleideraum! Und alles schon mit Möbeln vom Feinsten ausgestattet und einem riesigen TV-Gerät.

Natürlich inspizierte Franka als Erstes das Badezimmer. Sie sah sich alles an, drehte kurz das Wasser auf. »Großartig«, konstatierte sie. »Als hätt ich’s selber gebaut.«

Die Managerin erklärte ihnen, was sie für den Einzug wissen mussten, führte sie auf die unter schattigen Tannen gelegene Terrasse hinaus und ließ sie dort alleine, damit sie den Anblick genießen konnten.

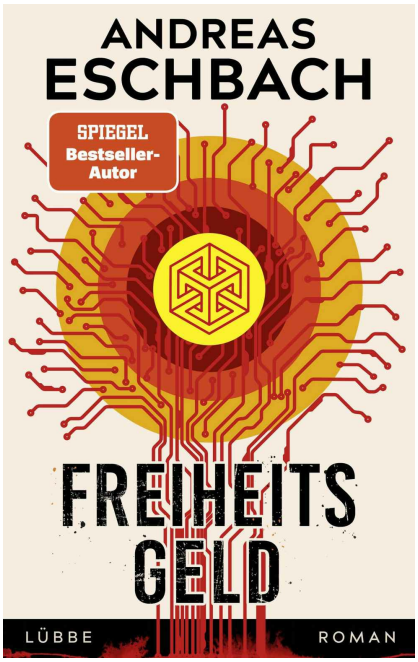
Franka lehnte sich an Ahmad. »Das hätte ich nie gedacht, als du damals mit leeren Händen von deinem heimlichen Ausflug in die Naturschutzzone zurückgekommen bist«, raunte sie ihm zu. »Dass sie kurz darauf deine Chefin zur Innenministerin wegbefördern und ausgerechnet du neuer Revierleiter wirst.«

»Ja«, sagte Ahmad. »Schon seltsam, wie das Leben so spielt.«

Dann legte er den Arm um sie und dachte: *Sie braucht die Wahrheit ja nie zu erfahren …*

– ENDE –

# Hat es Ihnen gefallen?




Sagen Sie uns, was Sie denken. Wir freuen uns über Bewertungen und Rezensionen im Store.

Viel Spaß beim Lesen unserer eBooks!

lübbe